WIDENER
HN YMSB 6

PGerm 250.1.2

No. 3459

Frankfurter

zeitgemäße Broschüren.

Herausgegeben

von

Dr. Paul Haffner.

Neue Folge.

Band IV.

Frankfurt a. M.
Druck und Verlag von A. Foesser Nachfolger.
1883.

P Germ 250.1. 2

COLLEGE LIBRARY
OCT 7 - 19

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Seite

1. Randzeichnungen zu Janſſens Geſchichte des deutſchen Volkes 1
2. Die Pflanzenwelt in Poeſie, Kunſt und. Cultus, von Ad. Reimers 35
3. Die Sünden Englands an dem iriſchen Volke, von J. B. Adler 61
4. Franz von Aſſiſi und ſeine cultur-hiſtor. Bedeutung, von Dr. J. B. Heinrich 89
5. Die deutſchen Hexenproceſſe, von Paul M. Baumgarten 115
6. Das Ignoramus und Ignorabimus der neueren Naturforſchung, von Dr. Paul Haffner 155
7. Die Mädchenerziehung in Penſionaten, von B. Störmann 183
8. Die Doppelehe eines Grafen von Gleichen, von Franz Schauerte 215
9. Dante und Beatrice, von Franz Hettinger 245
10. Das Diluvium in der Geologie, von B. Schäfer . . 281
11. Das Diluvium in der Tradition der Völker, von B. Schäfer 311
12. Madagaskar, von Franz Topp 333

Randzeichnungen

zu

Janssen's Geschichte des deutschen Volkes.

Ein Nachtrag zu G. E. Lessings Rettungen.*)

I. Die Geschichtsschreibung — ihre Macht und Schwäche. — Wichtigkeit und Schwierigkeit der Geschichte des deutschen Volkes. — Die protestantische und katholische Literatur. — Ihre Vereinigung auf dem Boden der Wahrheit. —

1) Eine der herrlichsten Gestalten, die wir der Phantasie der Griechen verdanken, ist die Muse, welche das Haupt mit dem Lorbeer umkränzt, die Bücherrolle und den Griffel in Händen trägt. Klios eherner Griffel verzeichnet der Menschen Leben und Thaten, der Städte Gründung und Fall, der Völker Kommen und Gehen. In ihrer

*) Anm. des Herausgebers. Wenn der geschätzte Verfasser der nachfolgenden Zeilen seine Arbeit als Fortsetzung der „Rettungen" Lessings einführt, so mag dieses wohl etwas überraschend erscheinen. Es kann ihm aber dazu eine gewisse Berechtigung nicht bestritten werden. Die Geschichte des deutschen Volkes von Janssen könnte von Niemanden besser gewürdigt werden, als von dem großen Manne, der unsere neue Literatur begründete, und auch die Randzeichnungen, welche der bescheidene Verfasser hierzu macht, dürften wohl bei Niemanden des Beifalls sicherer sein, als bei ihm. G. E. Lessing hat im Jahre 1745 in seinen „Rettungen" und später in seinen „Anti-Gözen" den Anlauf zu dem großen Werke genommen, welches Janssens Geschichte des deutschen Volkes ausführt, und welches den Gegenstand der vorstehenden Bemerkungen bildet. Man könnte das Werk Janssens beinahe eine Testaments-Vollstreckung Lessings nennen, wenn dieser nicht leider kurz vor seinem Tode ein anderes Testament gemacht hätte. In der Einleitung zu den Rettungen bekennt Lessing (Ges. W. Bd. 4, S. 5), er könne sich keine angenehmere Beschäftigung machen, als die Namen berühmter Männer zu mustern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu untersuchen, unverdiente Flecken an ihnen abzuwischen, die falsche Verkleisterung ihrer Schwächen aufzulösen, kurz alles das in moralischem Verstande zu thun, was der Aufseher eines Bildersaales physisch ver-

geheimnißvollen Rolle ſchlafen die Zeitalter, wie in geheiligter Gruft, um immer auf's Neue erwachend den ſpäteren Geſchlechtern vor Augen zu treten.

Mit Recht ſchmückt Klios Haupt der Lorbeer; ſie herrſcht mit der Majeſtät einer Mutter über die heranwachſenden Geſchlechter; ſie belehrt mit ehrwürdigen Rathſchlägen die muthigen Männer und gibt den Thatenmüden in ihren geheimnißvollen Blättern Troſt und Ruhe. Wer ſollte Klio nicht ehren? Nicht ihre Werke hoch achten? Mögen ſie in der kunſtloſen Form der Chroniken und Annalen, oder in der höheren Art der Monographie und Völkergeſchichte, oder in vollendeter Ausgeſtaltung als Weltgeſchichte ſich darſtellen, ſie ſind immer ehrwürdig und groß.

Was kann mehr unſer Staunen und unſere Bewunderung anreizen, als dieſe weitgedehnte Welt von Ereigniſſen, welche das Menſchenleben im Laufe der Jahrhunderte umfaßt. Wie herrlich immer die Wunder der ſichtbaren Welt ſein mögen, welche unſeren Sinnen ſich enthüllen, der Lauf der Sterne, das Gebilde der Erde und das Wachsthum der Organismen: Dieſe Wunder, welche das Buch der Natur enthält, verſchwinden vor den Wundern des Geiſtes, welche die Bücher der Geſchichte uns vorführen. Es iſt das Bild des Menſchen, welches hier ſich uns darſtellt, und zwar in den weiten großen Schriftzügen der menſchlichen Geſellſchaft; dasſelbe Bild, doch prismatiſch gebrochen in der Mannigfaltigkeit der Völker, der Länder und der Zeiten; immer ſich erneuernd, doch ſtets denſelben geheimnißvollen Geſetzen folgend, welche der Urheber der menſchlichen Natur ihr vorgezeichnet hat. Mögen darum immerhin die Phyſiker ſich der Kenntniß der Geſetze rühmen, nach welchen die Körper gezählt, gemeſſen und gewogen werden, nach welchen ſie ſich miſchen und bilden, nach welchen ſie in mannigfachen Erſcheinungen ſich geſtalten: ungleich höher erſcheint die Wiſſenſchaft, welche aus der unermeßlichen Fülle von einzelnen Thatſachen die Geſetze des geiſtigen Lebens ermittelt. So hoch der Geiſt über der Materie ſteht, ſo hoch ſteht die Wiſſenſchaft von dem Geiſtesleben über den Wiſſenſchaften, welche die Gebilde der Materie uns darzuſtellen.

---

richtet." Wohlan, was Leſſing im Kleinen zur angenehmen Beſchäftigung ſich erwählte, das hat Janſſen im Großen und Einzelnen gethan. Er hat die Bilder-Gallerie unſeres Volkes und insbeſondere des Zeitalters der Reformation einer gründlichen Reviſion unterzogen. Ebendarum wird nun auch Niemand mehr berufen ſein, dieſes Werk zu ehren, als Einer der ſich Leſſings Rettungen zum Vorbilde nimmt.

In beide Bücher, in das der Natur und der Geſchichte, hat Gott der Schöpfer ſein Bild hineingezeichnet. Aber während es in jenem nur in ſchwachen Umriſſen, Fußſtapfen gleich, ſich zeigt, ſtrahlt es aus der Geſchichte uns mit lebendiger Friſche in vollen reichen Zügen entgegen. Aus jedem Blatte, welches das Leben der Völker uns ſchildert, ſehen wir Gottes Hand, die mächtige geheimnißvolle Hand, welche die Völker führt, um in ihnen bald Erbarmen, bald Gerechtigkeit zu offenbaren, bald das **mane tekel phares** zu ſchreiben, bald die Hoffnung neuen Glanzes zu verkünden.

Eben darum erſcheint auch die Geſchichtskenntniß als die nächſte und wichtigſte Grundlage all unſerer Bildung. Aus der Geſchichte ſchöpfen wir die Religion, welche, als göttliche und menſchliche Ueberlieferung durch die verfloſſenen Jahrhunderte uns zuſtrömend, die ſchlummernde Gottes-Idee in uns erweckt. Wir ſchöpfen aus ihr die Sitten und Geſetze, welche von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich forterbend, der ſtillen Stimme unſeres Gewiſſens weit gebietende Worte leihen. Wir finden in ihr den ganzen Reichthum des Wiſſens und Könnens, welcher als Gemeingut der Geſellſchaft von den Todten auf die Lebenden ſich vererbt.

2) Aber nicht blos Bewunderung erregt Klios Griffel; auch Erſtaunen; und zwar in zweifacher Weiſe. Erſtaunen macht uns die Sicherheit, mit der ſie in weite Fernen wie in die Tiefen der Seelen zu blicken ſcheint. Was vor vielen Jahren geſchah, das ſchildert ſie mit der Zuverſicht des Augenzeugen; und nicht zufrieden äußerliche Thatſachen alſo zu berichten, ſpricht ſie mit gleicher Zuverſicht auch von dem Innern des Menſchen: „er dachte, er empfand, er wollte und begehrte," ſo berichten Klios Rollen von den Helden des Alterthums und den Männern der grauen Vorzeit, wie von den großen und kleinen Geiſtern, welche eben von der Erde geſchieden ſind; ſie ſagen es mit jener ruhigen Miene, welche den Menſchengeiſt mit einer Art von Zauber erfaßt, ſo daß er blind vertraut und glaubt.

Vertrauen und Glauben iſt ein natürlicher Zug des Menſchen; ſein Urzuſtand, wie es auch der Zuſtand iſt, zu welchem er in dem Leben der Gnade zurückgeführt wird. Es iſt die reinſte und heiligſte Natur-Wahrheit, für welche Thomas von Aquin Zeugniß gab, als er auf die Bemerkung eines Ordensmannes, daß am Horizont ein Ochſe fliege, den Blick dahin wendend, bemerkte: er halte dieſe Thatſache für viel eher möglich, als daß Jemand eine Lüge ſage. So ſehr iſt die Macht des Vertrauens auf die Wahrhaftigkeit der menſch-

lichen Rede uns eingewurzelt, daß wir Alle nur nach einer Reihe bitterer Erfahrungen zum Mißtrauen, zur Prüfung und zur skeptischen Zurückhaltung gelangen.

Diese bitteren Erfahrungen aber werden leider nur allzusehr von der Gegenwart wie von der Vergangenheit uns geboten. Und das erfüllt unseren Geist mit einem andern Erstaunen, mit Staunen über den gränzenlosen Leichtsinn, mit welchem die menschliche Geschichts-Erzählung so oft als sichere Thatsache uns vorführt, was sie als solche zu behaupten auch nicht im Geringsten berechtigt ist.

Erstaunlich fürwahr ist die Sorglosigeit, mit der uns die Ereignisse aus den fernsten Enden der Zeit und des Raumes dargelegt werden, als wären sie mit Händen zu greifen. Und doch sehen wir von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die Forscher sich Lügen strafen. Jahrtausende alter Geschichten schrumpfen zu Jahren zusammen; historische Personen zerfließen in mythische. Hoch bewunderte Werke frühester Wissenschaft und Kultur erweisen sich als Einschiebung einer späteern Zeit, während die mit dogmatischer Gewißheit berichtete ursprüngliche Rohheit der ältesten Völkern vor dem lichten Bild einer ehrwürdigen und erhabenen Kultur verschwindet. Gerade in diesem Gebiete, in der Erforschung der Urzeit, bietet uns die Erfahrung der jüngsten Jahrzehnte so gewaltige Ueberraschungen, daß wir des Staunens über den Leichtsinn der Geschichts-Wissenschaft nicht satt werden können.

Was unser Staunen aber noch viel mehr hervorrufen muß, das ist die Sicherheit, mit der die Geschichts-Erzählung Thatsachen aus historischen Zeiten darstellt, welche in den Berichten der Augenzeugen nicht bezeugt oder direct widersprochen sind. Unzählige Bilder schleppt die Geschichte der Gegenwart mit sich, für welche sie in den Quellen keinerlei Anhaltspunkte findet, welche innerlich unhaltbar erscheinen, und welche als Producte der unabsichtlichen oder absichtlichen Täuschung längst erwiesen sind. Das Quellenmaterial wird entweder gar nicht ins Auge gefaßt, oder es wird ihm nur das entnommen, was der einmal feststehenden Anschauung entspricht, oder es wird — man muß es zuweilen sicher annehmen — in bewußter Unredlichkeit den Thatsachen widersprochen.

Diese wahrhaft gräuliche Leichtfertigkeit und Unredlichkeit der Historiker und unter ihnen selbst solcher von großem Namen ist wohl geeignet, mehr als bloßes Erstaunen in uns hervorzurufen. Man sieht sich versucht, von der Geschichte

überhaupt mit Ekel sich abzuwenden. Man wirft so gerne den Philosophen ihre Widersprüche vor, die Leichtfertigkeit ihrer Behauptungen, die Windigkeit ihrer Beweise. Man lacht über die Hypothesen der Physiker. Ganz mit Recht; aber man hüte sich dagegen, die Exaktheit, Positivität und Objektivität der Geschichtsforschung zu rühmen. Auch die Historiker haben allen Grund an die Brust zu schlagen und zu bekennen, daß sie sich an der Wahrheit schwer versündigt haben.

3) Was ist die Quelle dieser Ueberstürzung und Verwirrung der Geschichts-Erzählung, welche Gegenstand unseres peinlichen Erstaunens um so mehr sein muß, je größer anderseits die Bewunderung ist, mit der wir an die Geschichte des Menschenlebens herantreten?

Um diese Frage in ihrem ganzen Umfang zu beantworten, müßten wir wohl in eine weitgehende psychologische Betrachtung uns verlieren. Wir müßten von der Schwäche der menschlichen Natur reden, welche das Gedächtniß durch die Täuschungen der Einbildungskraft und den Verstand durch Verwechselung der Urtheilskraft irre führt; von der Macht der Gewohnheit, welche wie eine hemmende Decke auf die Augen des Geistes sich legt und die Forschung behindert; von dem giftigen Hauch der Eitelkeit, Selbstgefälligkeit und des Hochmuthes, welcher den Geist erst berauscht und dann betäubt, so daß er seine subjektive Meinung an die Stelle der objectiven Evidenz der Sache setzt und selbst nicht ansteht, sich mit vollem Bewußtsein ihr entgegen zu stellen.

Aber wir wollen diese allgemeinen Quellen menschlicher Irrthümer nicht verfolgen, sondern nur einen Punkt näher in's Auge fassen, welcher für die Geschichtsschreibung besonders wichtig ist. Baco von Verulam deutet ihn sehr geistvoll in seinem Novum Organum an, indem er auf die fünffache Art der Idole hinweist, welche den Menschen beherrschen: idola gentis, tribus, specus, fori, theatri. Jeder Mensch trägt in sich einen Kreis von feststehenden Meinungen, Anschauungen und Vorstellungen, welche ihm theils von seinem Volke, theils von seiner Familie als Mitgift gegeben sind, theils in Haus und Markt ihm begegnen, theils aus der allgemeinen Anschauung des öffentlichen Lebens ihm zufließen. Diese Vorstellungen und Vorurtheile, welche jeden Menschen umgeben, und welche, seiner eigenen Forschung zuvorkommend, seinen Fragen und Urtheilen stets eine bestimmte Richtung geben, sind nirgends mächtiger, als auf dem Gebiete der historischen Forschung. Die Naturwissenschaft entflieht ihnen

leichter, in dem Maaße, als sie in das Detail ihrer Untersuchungen vordringt; die Philosophie entzieht sich ihrer Gewalt, je mehr sie sich den Prinzipien zuwendet. Die Geschichtsschreibung dagegen, welche sich mit dem Leben des Menschen selbst beschäftigt, steht unmittelbar unter der Gewalt der Anschauungen, welche der Forscher an seinen Gegenstand heranbringt. Dieser durch feststehende Anschauungen fixirte eigene Geist ist es, in welchem, wie Goethe so treffend sagt, die Zeiten sich bespiegeln und bewußt wie unbewußt giebt jeder Geschichtsschreiber seiner Geschichte, mag sie noch so weit von der Gegenwart sich entfernen, das Colorit seines eigenen Geistes.

Das Maaß, in welchem dieses geschieht, wird ein sehr verschiedenes sein. Es wird mehr oder weniger mit Bewußtsein und Absicht, mehr oder weniger gewaltthätig geschehen. Aber die historische Forschung und Darstellung steht, wie keine andere, unter der Herrschaft der persönlichen Anschauung, welche der Geschichtsforscher über die große Fragen, Interessen und Strebungen hat, deren Entwickelung die Geschichte ihm darstellt.

4. Was folgt hieraus? Werden wir darum alle und jede objektive Geschichtsforschung für unmöglich erklären? oder gar der subjektiven Geschichtsdarstellung eine Berechtigung zuerkennen? den Geschichtsbauneistern und eventuell selbst ihrer Fälschung bewußten Geschichtsfälschern einen Freibrief geben? Das sei ferne. Wir wollen nur auf den unauflöslichen Zusammenhang hinweisen, welcher zwischen den persönlichen Lebensanschauungen eines Jeden und den historischen Forschungen besteht. Es ist eine wechselseitige Wirkung, welche hier stattfindet. Wie wir unsere Vorurtheile in die Geschichte hinaus tragen, so ist die Geschichte selbst wiederum unserer Vorurtheile mächtigste Quelle; sie ist recht eigentlich der Fruchtboden, aus welchem jeder Mensch seine persönlichen Lebens-Anschauungen schöpft und in den er hinwiederum sie niederlegt.

Ist dem so, dann ergibt sich, daß eine wahre Geschichtsschreibung eine wahre Bildung des Geistes voraussetzt und umgekehrt, daß eine wahre Geschichtschreibung die wesentliche Voraussetzung einer wahren richtigen Bildung ist, daß mit einem Worte die Ueberwindung principieller Vorurtheile mit der Ueberwindung falscher Geschichts-Anschauungen solidarisch ist.

In ganz besonderem Maaße aber ist dieses der Fall, wenn es sich um Fragen des religiösen Bekenntnisses und seiner Geschichte handelt. Man kann einer positiven Religion nicht zustimmen, ohne

ihre geschichtliche Entwickelung als von Gott begründet, geordnet und geleitet anzuerkennen und man kann umgekehrt ein positives religiöses Bekenntniß nicht auf unberechtigte, unlautere und trübe Quellen zurückführen, ohne es selbst zu verwerfen und von ihm sich abzuwenden. Darum schließt denn auch jede Geschichtsforschung, welche sich auf Entstehung positiver Religionsbekenntnisse bezieht, zugleich eine Prüfung dieses Bekenntnisses selbst in sich. Diese Solidarität der Geschichtsforschung mit dem religiösen Bekenntnisse hat sich bei keinem Volke so bedeutungsvoll erwiesen wie bei uns Deutschen. Die Reformation hat uns mit dem neuen Religionsbekenntniß sofort eine neue Geschichte gebracht und wir werden zweierlei Geschichten haben, so lange wir zweierlei Bekenntnisse haben.

Sehr interessant ist in dieser Beziehung die Bemerkung, welche jüngst Professor Baumgarten zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes*) machte. Der hochachtbare Gelehrte giebt zu: 1. daß Janssen die Geschichte der Reformation im strengsten Anschluß an die Quellen darstellt, 2. daß durch diese Darstellung die bisher in protestantischen Kreisen bestehende Geschichtsauffassung absolut unhaltbar geworden sei, zugleich aber erklärt er 3. daß ihm diese nie und nimmer zugegeben werden könne und daß nöthigenfalls die politische Gewalt des deutschen Reiches und der Sturm eines Religionskrieges sich dagegen erheben müßten.

Baumgarten hat damit das innerste Geheimniß der Geschichts-Wissenschaft verrathen, das Geheimniß ihrer Schwäche, wie ihrer Macht. Er hat insbesondere darauf hingewiesen, daß die Katholiken und Protestanten in der Auffassung der Geschichte des deutschen Volkes nur dann sich vereinigen können, wenn sie in ihren religiösen Anschauungen sich vereinigen und daß umgekehrt die gemeinsame Anerkennung der geschichtlichen Wahrheit zur Vereinigung in der religiösen Ueberzeugung führen müßte.

Besser kann man die eminente Bedeutung der Geschichte nicht hervorheben. Es handelt sich hier in der That nicht blos um eine geschichtliche Aufgabe. Die Richtigstellung der Geschichte der Reformation kann nur mit Ueberwindung der religiösen und socialen Scheidung der deutschen Bildung überhaupt vollbracht werden. Sie muß dieses Ziel mit Nothwendigkeit erstreben und sie muß ihm sich nähern in dem Maaße als sie der Höhe ihrer Aufgabe selbst nahekommt.

*) Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 8. Februar d. J. Siehe Histor.-polit. Blätter, 1882. VII. Heft. 489.

5. Aber wer mag das hoffen? Vier Jahrhunderte ſind nahezu abgelaufen, ſeitdem der Mann geboren worden, deſſen derbe dämoniſche Natur den furchtbaren Umſturz vollbrachte, in welchem das deutſche Volk mit ſeiner tauſendjährigen Geſchichte brach, der Mutter ſeines geiſtigen Lebens den Gehorſam kündigte, das heilige Band der Einheit des Glaubens zerriß und die in der Kirche und deren Prieſterthum niedergelegten Gnadenquellen Chriſti ſich abgrub. Vier Jahrhunderte hat dieſe Revolution in immer weiteren Ringen über Deutſchland ſich ausgebreitet, allen Culturgebieten ihr Gepräge aufgedrückt, der Philoſophie, der Jurisprudenz, der Staatswiſſenſchaft und Erziehung, wie der ſchönen Kunſt und Literatur. Sie hat die Herrſchaft über Europa ſich erworben, und Fürſten und Völker die Idole anzubeten gelehrt, welche ſie ihr als leuchtendes Geſtirn der modernen Civiliſation vorſtellt.

Je weiter dieſer Geiſt der Reformation vorwärts ſchritt, um ſo mehr hat er aber auch rückwärts ſein Gepräge der Geſchichte aufgedrückt. Das katholiſche Leben des Mittelalters hat er in tiefe Schatten gehüllt, um Alles, was ihm in der neuen Zeit ſich entgegenſtellt, mit hellem Lichtglanze zu umgeben. Die großen Heiligen und Helden, welche die Völker des Abendlandes als Vorbilder des chriſtlichen Lebens verehrten, hat er hinweggeſchoben, um in den Lehrern der Reformation neue Heilige und in ihren Patronen neue Helden zu ſchaffen; gleichzeitig aber alle Diejenigen, die ihm widerſtanden, als Thoren und Ungeheuer darzuſtellen. Die ſubjectiven Meinungen, welche die Reformatoren über die kirchliche Lehre vom Ablaſſe, über Heiligen-Verehrung, Papſtthum u. ſ. w. hegten, hat er in hiſtoriſche Thatſachen verwandelt, welche der neuen Lehre des Evangeliums als **Facta dogmatica** zur Unterlage dienen. Eine neue politiſche Ordnung Europas hat er geſchaffen, indem er ehrgeizige Abenteurer mit dem Glanz von Glaubenshelden umkleidete, die Fahnen des römiſch-deutſchen Kaiſers aber, welcher die alte Ordnung zu ſchützen beſtrebt war, in tiefen Schatten hüllt. Aus den furchtbaren Kämpfen des 30jährigen Krieges, Dank dem Bündniß mit den Fremden, ſiegreich hervorgegangen, hat er durch immer neues Waffenglück ſeine Macht befeſtigt und gleichzeitig der Wiſſenſchaft, der Literatur und der Erziehung ſich bemächtigt, um die Bildung des deutſchen Volkes unter ſeine allmächtigen Siegel zu legen.

6. Angeſichts dieſer Macht, zu der die proteſtantiſche Kultur im Laufe von vier Jahrhunderten emporgeſtiegen, mag es in der

That fast als ein Ding der Unmöglichkeit erscheinen, die katholische Auffassung der Geschichte zur Geltung zu bringen, und zwar um so mehr, als der katholischen Wissenschaft alle äußeren Hülfsmittel fehlen. Ausgeschlossen von den Hochschulen, zurückgedrängt von den Gymnasien, schwer niedergedrückt in dem Volksunterricht, vermag sie den zahllosen Produkten der protestantischen Literatur nur in ganz ungleichem Maaße ihre Arbeiten entgegen zu stellen. Während auf hundert Kathedern die protestantische Theologie in allen ihren wirren Tonarten gelehrt wird, ist die katholische Theologie nur durch wenige Lehrer an den Hochschulen vertreten; ihre Seminarien sind geschlossen, ihr Studium unsäglich erschwert. Während zahllose Lehrer der Philosophie die skeptische materialistische und pantheistische Anschauung, welche das verflossene Jahrhundert uns überliefert, weiter spinnen, giebt es kaum ein halbes Dutzend Lehrstellen, welche Katholiken Gelegenheit bieten, die großen Wahrheiten der christlichen Speculation der deutschen Jugend vorzuführen. Die Geschichte aber ist fast ohne Ausnahme in die Hände protestantischer Lehrer gelegt. Während Ranke, Mommsen, Sybel, Waitz, Weizsäcker, Mauerbrecher, Giesebrecht, von einem Schwarm von Adepten und Schülern umgeben, die protestantische Anschauung an den stolzen Hochschulen zur Geltung bringen, ist Janssen auf den kleinen Schülerkreis eines Gymnasiums verwiesen, und bringen andere katholische Forscher es kaum zu einer Stellung.

Eine ungeheure Masse von populären und illustrirten Werken tragen die protestantische Geschichts-Anschauung in den weiten Kreis der Gebildeten. Königs „Illustrirte Literaturgeschichte", Stackes bilderreiche „Geschichte des deutschen Volkes" ‚Leixners „Unser Jahrhundert" liegen auf jedem Büchertisch und zahllose kleine Schriften, Feuilletons, Artikel und Vorträge aller Art werfen tagtäglich ihre historischen und literarischen Bilder in die Welt, während Auerbach, Gutzkow, Evers, Lindau, Freitag, Wachenhusen und zahllose andere Romanschriftsteller die gebildete Welt mit dem breiten Strome ihres skeptisch naturalistischen Geistes überschwemmen.

7. Dennoch werden wir die Hoffnung nicht fallen lassen. Ein Körnlein Wahrheit ist stärker als ein Meer von Unwahrheiten. Die Wahrheit bricht sich Bahn, wie groß auch die Zahl ihrer Gegner erscheinen mag. Auch die historischen Thatsachen, wie groß auch der Schutt sein mag, der sie bedeckt, werden mit immer neuer Frische aus dem Grabe steigen.

Die katholische Geschichts-Auffassung der letzten Jahrzehnte hat

über die protestantische einen stetig fortschreitenden Sieg errungen und sie ist hierin vielfach von Protestanten selbst in erheblichem Maaße unterstützt worden. Die Arbeiten von Leo, Gfrörer, Menzel, Klopp u.A. haben die protestantische Geschichtsschreibung in den wichtigsten Punkten durchbrochen. Döllinger, Höfler, Hurter, Arneth, Hefele, Weiß, Floß, Hergenröther, Alzog, Brück, Holzwarth haben ihr die Wahrheit in immer hellerem Lichte gegenüber gestellt. Successive hat die Reformation mit ihren Helden und Meistern die ideale Schminke verloren, welche ihr die protestantische Geschichte gab und gerade seit der Enthüllung des Luther-Monumentes (1868) hat jedes Jahr neue Enthüllungen gebracht, welche dieselbe allmählich in ihrer düsteren Wahrheit uns vor Augen stellt.*)

Die Krone dieser Arbeiten aber ist ohne Zweifel Janssens Geschichte des deutschen Volkes, welche bis jetzt in drei Bänden erschienen und in 12,000 Exemplaren verbreitet wurde. Die Bedeutung des Werkes wird von der protestantischen Welt auf's Tiefste empfunden. Die Recensionen, welche über dasselbe erschienen, schlagen einen Ton an, welcher zwischen Zorn und Wehmuth in den seltsamsten Sprüngen abwechselt.**) Der Protestantismus fühlt, daß es sich hier nicht um einzelne Breschen in Vorwerk und Mauer, sondern um die Burg Zions selber handelt. Da Janssen selbst soeben eine eingehende Besprechung dieser Beurtheilungen seines Werkes veröffentlicht, so liegt für uns kein Anlaß vor, hierauf des Näheren einzugehen. Auch über Janssens Buch ein Urtheil zu fällen, ist unsere Aufgabe nicht. Die katholischen Zeitschriften haben einstimmig sein Lob gesprochen und ebensowohl die Gründlichkeit des Quellen-Studiums, als die leichte Ordnung des Stoffes, die Lebendigkeit und Frische der Darstellung, das Mosaik oder Emaille der Verflechtung fremder Worte in die eigene Diction, insbesondere aber die maaßvolle Ruhe des Urtheils nach Gebühr gewürdigt.

Wenn das Ideal der Geschichtsschreibung in der Vereinigung des epischen und dramatischen Geistes liegt, so ist Janssen diesem Ideale sehr nahe gekommen. Nicht die Worte des Historikers glaubt man zu vernehmen, noch seine Erzählung allein. Die historischen Personen selbst oder die unmittelbaren Zeugen der Ereignisse sprechen

*) Siehe die vortreffliche Schrift: Das Luther-Monument im Lichte der Wahrheit, von einem deutschen Theologen. Mainz 1868.

**) Außer dem bereits erwähnten Prof. Baumgarten beschäftigen sich mit Janssens Werk der Consistorialrath Ebrard, Prof. Kamerau, L. Beyer u. A.

zu uns. Ohne Kunſt und Zwang nimmt unter Janſſens Händen die Geſchichte den Typus eines Dramas an, in welchem ein längſt begrabenes Leben zum zweiten Mal vor uns zu leben ſcheint.

Aber, wie geſagt, nicht um die Arbeit Janſſens handelt es ſich. Uns intereſſirt die Sache ſelbſt, das Jahrhundert, welches mit allen ſeinen Perſonen und Handlungen mit ſo lebendiger Friſche vor uns vorüberzieht, daß man nicht mit dem Fernblick des Hiſtorikers, ſondern mit der Schärfe des Augenzeugen es zu überblicken glaubt.

Dieſes Jahrhundert der Reformation, das bedeutungsvollſte, um nicht zu ſagen verhängnißvollſte, in unſerer Geſchichte, erſcheint in Janſſens Werke in einem neuen Bilde. Neue Lichter, neue Schatten treten hervor. Hierauf möchten wir die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer lenken.

II. Die Reformation als Scheidewand in der Geſchichte des deutſchen Volkes. — Die Zeit vor der Reformation. — Der Urſprung, die Durchführung und die Folgen der Reformation. — Bedeutung der Geſchichtsforſchung für das Leben der Gegenwart.

Es iſt eine Eigenthümlichkeit des deutſchen Volkes, ſo bemerkten wir oben, daß es nicht, wie andere Völker eine Geſchichte hat, ſondern deren zwei. Die Reformation zerſchneidet ſein Leben in zwei Hälften, welche in ihrem Charakter grundverſchieden, eher als die Geſchichte zweier denn eines Volkes erſcheinen. Der Gegenſatz der Griechen und Barbaren iſt ungleich geringfügiger, als derjenige, welcher vom Standpunkte der proteſtantiſchen Geſchichtsſchreiber aus betrachtet, zwiſchen dem deutſchen Volke vor und nach der Reformation beſteht. Was vor der Reformation geſchehen, liegt in finſterem Schatten; was nach ihr geſchah, in hellem Licht. Vor ihr erſcheint der chriſtliche Glaube als ein Gemiſch von heidniſchem Aberglauben, Geiſteszwang und Schwärmerei; nach ihr iſt er die erhabene Frucht des frommen chriſtlichen Gemüthes; die Frucht freier Geiſtes-That, voll Wahrheit und Klarheit. Vor der Reformation giebt es keine Vernunft und kein Denken; die Philoſophie iſt eine würdeloſe Magd, welche mit alten Reſten des Heidenthums ſich ſchmückt aber ohne eigenes Leben und eigene Bewegung in den Feſſeln des Papſtums liegt. Nach ihr erſt erhebt der freie Gedanke ſeine Schwingen und baut die Speculation ſich ihr eigenes prächtiges Haus. Vor der Reformation iſt Rohheit in Kunſt und Dichtung; nach ihr erſt beginnt die von der Renaiſſance wiederbelebte Antike

unter dem Schutze evangeliſcher Freiheit ihren fröhlichen Triumphzug. Vor der Reformation nichts als ſociale Noth, Druck und Zwang, dynaſtiſcher Uebermuth, nach ihr Freiheit und Selbſtändigkeit der Völker, der Gemeinden, der Individuen und aller Kräfte des Geiſtes.

So etwa lautet die Schablone, nach welcher ſeit Jahrhunderten die Geſchichte des deutſchen Volkes geſchrieben worden iſt; und ſo feſt hat dieſelbe ſich unſeren Köpfen eingeprägt, daß es faſt unmöglich erſcheint, ſie in proteſtantiſchen Kreiſen zu verdrängen; ja es ſelbſt uns Katholiken vielfach ſchwer fällt, ſie gänzlich los zu werden.

Und doch iſt es nur ein künſtlicher Schatten und ein künſtliches Licht, welches eine willkürliche Geſchichtsfälſchung hier geworfen hat. Kein Jahrhundert war glaubenstiefer und geiſtesfreier als dasjenige, welches der Reformation vorherging. Ein tiefgehender Bildungsdrang, ſo ſagt Janſſen (1. K. S. 7), vorzugsweiſe beruhend auf der Tüchtigkeit und dem Wohlſtand des Bürgerthums, bemächtigt ſich in jugendlich kräftiger Regſamkeit aller Klaſſen des Volkes. In Stadt und Land wurden niedere Schulen geſtiftet oder die vorhandenen verbeſſert und man ſuchte überhaupt für die Volkserziehung eine feſte Grundlage in der Schule zu gewinnen. Die Gründung unzähliger Gymnaſien und vieler Univerſitäten lieferte den Beweis, wie tief das Bedürfniß der Bildung allenthalben empfunden wurde. Die Entfaltung der bildenden Künſte hielt gleichen Schritt mit der Entfaltung der verſchiedenen Zweige der Wiſſenſchaft. Geiſtige Arbeit und Energie auf dem Boden chriſtlichen Glaubens und kirchlicher Weltanſchauung war der ſtärkſte und eigenthümlichſte Charakterzug des Zeitalters, welches ſich von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zum Auftreten des kirchenfeindlichen jung-deutſchen Humanismus erſtreckt.

Dieſe Worte finden in der erſten Abtheilung des erſten Bandes einen glänzenden, unwiderleglichen Nachweis. Wir ſehen, wie unter dem Schutz der Kirche durch die Mitwirkung der Geiſtlichen die neu erfundene Buchdruckerkunſt eine neue Blüthe der Litteratur hervorrief (S. 13), wie die Schulen in allen Stufen des Volkes ſich entfalten (S. 20), wie insbeſondere die gelehrten Schulen und Univerſitäten von dem edlen Geiſte des ächten, älteren Humanismus erfüllt, unter der Pflege der Kirche reiche Früchte trugen (S. 47 — 126), wie gleichzeitig im Dienſte Gottes und in lebendiger Be-

rührung mit dem Volksleben alle Künſte: Architectur, Bildnerei und Malerei, Holzſchnitt und Kupferſtich, Muſik, Poeſie und Proſa eine herrliche Entfaltung fanden (S. 129—257).

Mit der Blüthe deutſcher Wiſſenſchaft und Kunſt beim Ausgang des Mittelalters, ſo fährt Janſſen (S. 265) fort, ſtand auf gleicher Stufe die Blüthe der Volkswirthſchaft". Auch dafür giebt das 3. Buch des erſten Bandes einen erſchöpfenden Nachweis. Es iſt ein lichtes, buntes Bild, welches uns in dem landwirthſchaftlichen und gewerblichen Arbeitsleben, wie in dem Handel des Mittelalters vor Augen tritt. In demſelben erſcheint die Kirche und das canoniſche Recht als ordnende und regelnde Macht. So lange die Grundſätze des canoniſchen und des aus dieſem herausgewachſenen germaniſchen Rechtes in Geltung ſtanden, ſagt Janſſen (S. 417), fand eine gedeihliche Entwickelung des Volkswirthſchaftslebens ſtatt. Der Abfall von den kirchlichen Grundſätzen verſchuldet, wie ſich aus dem bereits geſchilderten Theile der Aufbauchs- und Preisſteigerungs-Geſellſchaften ergiebt und die Darſtellung ſpäterer Zuſtände noch deutlicher zeigen wird, den Ruin der arbeitenden Menſchen; er ſchuf das Proletariat der neueren Zeit."

Die ſchwärzeſten Schatten wirft die proteſtantiſche Geſchichtſchreibung auf das religiös-ſittliche Leben des katholiſchen Volkes und Klerus vor der Reformation; zum Theil mit Recht, und auch Janſſen iſt weit entfernt, die tiefen Schäden zu verbergen, welche Ueppigkeit und Ungebundenheit in dem ſittlichen Leben des Volkes zurückließ; die mannigfachen Aergerniſſe des in Ueberfluß lebenden, ausſchließlich adeligen höheren Klerus, die Verweltlichung vieler Orden; die Mangelhaftigkeit der Bildung des Welt-Klerus. Anderntheils ab zeigt er (S. 592), auf die ſonſt ſo ſtrengen Sittenrichter Wimpheling, Geiler von Kaiſersberg und Andere ſich berufend, daß das 15. Jahrhundert wie die früheren an ausgezeichneten Prälaten, Canonikern, Vicaren und Seelſorgern nicht arm geweſen; auch weiſt er nach, daß die ſeit Anfang desſelben begonnenen Reformbeſtrebungen in Deutſchland von den edelſten Männern wie Nicolaus von Cuſa mit allem Eifer und nicht ohne Erfolg gefördert wurden und ſicherlich durchgedrungen wären, wenn nicht die politiſchen Verhältniſſe, namentlich die von der römiſchen Jurisprudenz unterſtützte Ausſchreitung der Fürſtenmacht, die unredliche Haltung der Stände gegen den Kaiſer und die hieraus erwachſene allgemeine Verwirrung, demſelben unüberwindliche Hinderniſſe bereitet hätten. Dieſe Schatten laſſen ſich

von der Zeit vor der Reformation leider nicht abwälzen. Aber diese gerade nehmen nach derselben erst recht zu.

2. Die wichtigste, aber auch schwerste Aufgabe der Geschichtschreibung ist die richtige Darlegung des Ursprungs der Reformation, ihrer Ausbreitung und ihrer unmittelbaren Wirkungen. Ueber den Ursprung der Reformation hat die protestantische Geschichtschreibung allezeit das glänzende Licht geworfen.

Nicht zufrieden, den Reformatoren, wie ihren Vorläufern, rein religiöse Absichten zu unterstellen und ein ideales sittliches Streben ihnen nachzurühmen, hat sie dieselben geradezu als von Gott erweckte Propheten dargestellt. Sie mußte das wohl, da ja die Berechtigung des ganzen protestantischen Bekenntnißes von dieser Auffassung abhängt. Nicht alle Protestanten können sich zu Lessings Geistesfreiheit erheben, welche (Rettung des Cochläus B. 4. S. 100) den witzigen Einfall eines Zeitgenossen: „Die Reformation sei in Deutschland ein Werk des Eigennutzes, in England ein Werk der Liebe und in dem liederreichen Frankreich das Werk eines Gassenhauers" mit der Wendung acceptirt, sie sei zugleich „das Werk der ewigen Weisheit, welches alles zu seinem Zwecke leitet". Redliche Protestanten, wie gesagt, sehen sich genöthigt den Abfall von der Kirche, die Aufstellung von neuen Glaubenslehren und den Umsturz der bisher geltenden christlichen Sitten-Ordnung als Werk eines sittlich-religiösen Sinnes sich vorzustellen.

Dieses ist ihnen nach dem heutigen Stande der Geschichtsforschung nunmehr unmöglich geworden. Das Bild Luthers verliert für denjenigen, der seine eigenen Schriften und Reden liest, jeden idealen Zug. Die Darstellung, welche Janssen (Band I. S. 67 ff.) giebt, zeigt das äußerste Maaß von Gerechtigkeit, um nicht zu sagen Nachsicht; aber sie ist vernichtend für den theuren Gottesmann. Wir sehen, wie Luther aus den Extremen einer selbstquälerischen Asceſe und eines excentrischen Glaubens-Eifers (S. 73) in das Extrem roher Gewaltthätigkeit und wilden Eigensinns überspringt. Indem er seine subjectiv construirten Lehren als ihm von Gott geoffenbarte, alleinseligmachende unfehlbare Glaubenssätze hinstellte, mußte selbstverständlich der Papst zum Antichrist und die bisherigen Lehren der katholischen Kirche zum Antichristenthum gestempelt werden. „Diese beiden Sätze", sagt Janssen (S. 83), „daß ihm seine Lehre von Gott in besonderer Mission mitgetheilt worden und die alleinseligmachende sei, und daß der Papst der Antichrist sei, wurden bei Luther fixe

Ideen, welche fortan sein ganzes Leben und Wirken beherrschen." Wenn diese Ideen weder unter religiösem noch sittlichem Gesichtspunkte zu rechtfertigen sind, so gewiß noch viel weniger die fürchterliche Leidenschaft, Rohheit und Grausamkeit, mit welcher die derbe Natur und der, man kann den Gedanken unmöglich zurückdrängen, dämonische Paroxismus Luthers sein usurpirtes Prophetenthum geltend macht.

Nicht fremde Zeugnisse, am allerwenigsten die Zeugnisse der Gegner Luthers sind es, aus welchen Janssen das Bild des Mannes zusammensetzt, von welchem mit Recht gesagt wird, er sei ein dreifacher Revolutionär; es sind Luthers eigene Worte, die wir hören, insoweit Anstand und Sitte gestatten, sie überhaupt anzuführen.

Angesichts dieser Thatsachen darf man wohl an alle Urtheilsfähigen die Frage richten, ob sie in einem solchen Manne ein Werkzeug Gottes zu erkennen vermögen. Aber freilich, die Protestanten lesen, wie Hengstenberg sagt, die Schriften Luthers nicht. Sie hören seine Worte nicht und wissen nicht, was er wirklich that. Der Luther, von dem sie reden, ist ein Phantasiegebilde, welches die späteren Jahrhunderte geschaffen haben, als Symbol der sog. Geistesfreiheit und evangelischen Glaubenskraft, und als Symbol des Bruches mit der Autorität der Kirche und der christlichen Tradition.

Wie mit Luther, so verhält es sich aber nach dem Zeugniß der Geschichte auch mit allen anderen Reformatoren. Wenn Melanchthon durch besseren Charakter und reinere Sitte, wie durch humanistische Bildung und Anständigkeit sich von Luther vortheilhaft unterscheidet, so stehen die Sitten des Reformatoren von Zürich um so tiefer, während die Willkür und Grausamkeit Calvins geradezu himmelschreiend erscheint.

Daß solche Männer als Urheber eines neuen Religionsbekenntnisses und einer neuen kirchlichen Ordnung zu Ansehen gelangten und drei Jahrhunderte lang in solchem stehen konnten, ist unbegreiflich und unfaßbar für alle jene, welche die Macht der Vorurtheile über die Klarheit des menschlichen Verstandes nicht kennen.

Man kann freilich sagen: die göttliche Weisheit könne sich auch sündhafter Menschen bedienen, um Gutes zu schaffen; es könnten Menschen Fehler und Verbrechen der schlimmsten Art begehen und doch noch nach einer anderen Seite hin der Wahrheit Zeugniß geben; oder, um Lessings Worte zu gebrauchen, die göttliche Weisheit könne sehr wohl einige der sieben Hauptsünden in Dienst nehmen,

um ihren Plan zu verwirklichen. Wahrhaft Gottes und ſeiner Vorſehung würdig iſt aber eine ſolche Aeußerung keineswegs.

Gottes Vorſehung zieht die Sünden, welche Menſchen begehen, in den Dienſt ſeiner Welt-Regierung und inſofern ſind ſündhafte Menſchen Werkzeuge der göttlichen Weisheit. Attila war eine Geißel Gottes wie Napoleon I. Robespierre vollzieht die Strafgerichte Gottes an der entarteten Ariſtokratie Frankreichs und die Gräuelthaten der Nihiliſten decken mit Zulaſſung Gottes die Unmacht des Abſolutismus auf.

Aber wenn Gott den Menſchen die Reichthümer ſeiner Wahrheit und Gnaden zuwenden will, dann wird er dazu Werkzeuge wählen, welche das Kennzeichen ſeiner Vollkommenheit und das Siegel ſeiner Heiligkeit tragen.

Gott, der die chriſtliche Religion durch ſeinen heiligen eingeborenen Sohn gegründet, hatte auch zu ſeinen Apoſteln heilige Männer als Nachbilder der Tugenden Chriſti erwählt und ſo lange das Chriſtenthum über die Welt ſich ausdehnte, waren ſtets heilige Bekenner und Märtyrer die Boten des Glaubens. Dieſes große Kennzeichen der wahren Kirche, die Heiligkeit ihrer Lehren und Gnaden, wie ihrer hervorragenden Lehrer und Gnadenſpender muß auch im 16. Jahrhundert Geltung haben und man ſollte glauben, daß edle und ernſte Proteſtanten ſich ſeiner Gewalt nicht zu entziehen vermöchten.

Man wende dabei nicht ein, wenn die Unheiligkeit der Diener der Religion die Wahrheit und Göttlichkeit dieſer Religion in Zweifel ſtelle, ſo treffe dieſes auch die katholiſche Kirche und ſie zumeiſt. Es iſt wahr, daß, wie allezeit, ſo im Mittelalter und namentlich im 16. Jahrhundert viele Prieſter und Biſchöfe ein unheiliges Leben führten und daß ſelbſt Päpſte zum Theil in einer verweltlichten und unfrommen Strömung ſich befanden. Aber dieſe Päpſte und Biſchöfe nahmen nicht, wie Luther, eine göttliche Sendung zur Einführung eines neuen Evangeliums in Anſpruch. Die Religion, die ſie lehrten und verkündigten, war die alte von Chriſtus gegründete, von den Apoſteln und Märtyrern bezeugte Religion. Und wenn einzelne dieſer Päpſte, Biſchöfe und Prieſter in ihrem Leben dieſer chriſtlichen Religion widerſprachen, ſo waren in der Kirche allezeit viele andere heiligmäßige, fromme und gottergebene Prieſter und Ordensmänner, welche durch ihre Tugenden die Wahrheit des Glaubens bezeugten und in denen ſich die Früchte der Gnade Chriſti zeigten.

Ganz anders verhält es ſich mit den Reformatoren. Ihre

Lehren stehen eben so sehr mit den Principien der natürlichen und übernatürlichen Sittenlehre im Widerspruch wie ihre Thaten. Da ist nichts von der Tugend der Demuth, der Liebe und Geduld zu finden, durch welche sich die Apostel und die Glaubensboten der Kirche als Jünger und Diener Christi legitimirten. Was wir sehen, ist eben nur ein Bild menschlichen Eigensinns, menschlicher Leidenschaft und menschlicher Willkür.

Ist dem so, dann muß mit der Enthüllung des wahren Bildes der Reformatoren nothwendig auch die Täuschung fallen, welche die Reformation als ein Gott gefälliges Werk darstellt.*)

3. Wie mit dem Ursprung der Reformation, verhält es sich auch mit deren Durchführung. Hierüber giebt Janssens Buch überraschende Aufschlüsse, welche Schatten und Licht ganz anders vertheilen, als die protestantische Geschichtsschreibung dies zu thun beliebt.

Es ist unter Protestanten allgemein die Meinung verbreitet, die Reformation sei von dem deutschen Volke mit Freuden aufgenommen worden oder, wie Baumgarten in der Allgemeinen Zeitung sagt, das deutsche Volk habe ihr zugejubelt. Das ist grundfalsch. Allerdings war das Auftreten Luthers bei den jungen Humanisten populär, welche, wie Mutian, Eobanus Hesse u. A. in ihren heidnischen Poetastereien der Kirche und ihrer Wissenschaft längst entfremdet waren. Diese, an ihrer Spitze Erasmus, begrüßten Luthers Auflehnung, obgleich sie mit Luthers theologischen Lehren nichts gemein hatten. Auch Raubritter, wie Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten, welche der Kaisermacht und der Reichsverfassung den Krieg erklärt hatten, fanden in Luther einen willkommenen Bundesgenossen. Desgleichen war das neue Evangelium den Rädelsführern der socialen Revolution willkommen, welche, wie Clemens Enders (S. Janssen II. 44) sagt, jede Aufwiegelung und Büberei damit verdeckten. Ganz besonders war Luthers Auftreten den Landesfürsten, Edelleuten und Magistraten willkommen, welche nach der Beute des Kirchengutes lüstern, in dem Evangelium einen Freibrief für Confiscation und Gewaltthaten erkannten (Janssen II.

*) Sehr treffend sagt Erasmus hyperaspistes diatribae: das lehrt mich doch der gesunde Menschenverstand, daß ein Mann nicht aufrichtig die Sache Gottes treiben kann, der so großen Aufruhr in der Welt erregt und an Schmähreden und Spottreden seine Freude hat und sich daran nicht ersättigen kann. Eine Anmaßung, wie wir sie größer noch bei keinem gesehen, kann unmöglich ohne Thorheit sein und mit dem apostolischen Geist stimmt ein solch ausgelassenes Wesen nicht überein.

284—85.) In dieser Weise ist es ja wohl erklärlich, daß Luther auf seiner Reise zum Wormser Reichstag und auf diesem selbst eine gewisse Popularität behielt und ebendarum auch Protection fand.

Mit dem Wormser Reichstag aber hat Luthers Reformation sich in ihrem wahren Charakter bereits so deutlich gezeigt, daß ihm alle bessern Geister den Rücken kehrten.

Mutian, der ihn „als Morgenstern von Wittenberg" begrüßt hatte, und andere Freunde, wie der Rechtsgelehrte Ulrich Zasius, der Canonicus Carl von Bodmann (siehe Janssen S. 173—167. 182. 207), Willibald Pirkheimer (J. III. 574), zuletzt auch Erasmus (III. 415) wandten sich entschieden von ihm ab. Das arbeitsame und ehrliche Stadt- und Landvolk hatte das neue Evangelium stets mit der größten Abneigung aufgenommen und die Unglücksfälle jener Zeit als Strafgericht über dasselbe angesehen (J. II. 218). Als aber 1525 die gräßliche Schrift gegen die Bauern erschienen war, und die in derselben ausgesprochenen Rathschläge, sie zu schmeißen, würgen oder stechen, eine fürchterliche Ausführung erhalten hatten*) erhob sich in den weitesten Kreisen die tiefste Entrüstung gegen Luther, dessen servile Fürstenschmeichelei um so widerlicher war, da er ja selbst zuvor die Bauern am allermeisten gehetzt hatte. Auch Melanchthons haarsträubende absolutistische Staatstheorie erregte Befremden und in dem Maaße, als die Prediger unter dem Schutz fürstlicher Gewalt die Kirchen-Ordnungen in den einzelnen Staaten einführten, um so höher stieg überall die Erbitterung des Volkes. Diese Thatsachen bezeugt Melanchthon 1528 mit bitteren Worten in einem Briefe an Justus Jonas (S. III. 64).

Die eben erwähnten Thatsachen sind wohl geeignet, den Wahn zu zerstören, als ob die Reformation ein Werk der Freiheit und Befreiung des Volkes sei. Es ist klar, daß sie, wie alle Revolutionen die Freiheit nur für ihre Führer in Anspruch nahm, allen Anderen gegenüber aber Gewalt brauchte. Luther wie Melanchthon haben sich in dieser Weise allezeit geäußert und stets an die weltliche Gewalt appellirt, die katholische Religion zu zertreten, die evangelische aber gewaltsam einzuführen. Hierfür liefert Janssen (im ganzen III. Band) die schlagendsten Beweise.

*) In demselben Jahre, als die Felder Deutschlands mit dem Blute von vielen Tausenden betrogener Bauern gefärbt wurden, heirathete Luther. Er gab die Heirath ebenso als eine Fügung Gottes aus, wie er die Gräuel des Bauernkrieges „auf Gott warf" (J. II 535).

Ganz besonders solenn hat aber der Protestantismus die Intoleranz als sein innerstes Lebens-Princip in den Verhandlungen des Reichstags zu Speyer ausgesprochen, denen er seinen Namen verdankt.

Als hier am 17. April 1529 von der Mehrheit beschlossen worden war, es solle den lutherischen Ständen zwar die Beibehaltung der neueren Religionsform in ihren Gebieten gestattet sein, den Katholiken aber, welche ihrem Glauben treu bleiben wollten, solle Duldung gewährt werden: da protestirten am 19. April Kurfürst Johann von Sachsen, Markgraf Georg von Brandenburg, Philipp von Hessen u. A. gegen diese Duldung. Auch später (1530) scheiterten die Versuche des Kaisers, die protestantischen Stände zur Duldung zu bewegen, an dem Widerstand der Reformatoren, deren Gutachten (s. B. III. 187—192) einstimmig dahin gingen, daß Ausrottung der Katholiken Pflicht der Obrigkeiten sei. Dieser Ansicht entspricht die grauenhafte Wuth, welche Luther in seiner Schrift „Wider das Bapsttum zu Rom vom Teuffel gestifft" äußert. Mag immerhin der Kanzler Brück darin die Gnade Gottes und den höheren Geist erkennen (s. B. III. 531), ein redliches Gemüth muß erbeben, wenn Luther in dem Augenblick, da der Papst die abgetrennten Glieder liebreich zur Verständigung auf das Concil einladet, die diabolischen Hetzworte schreibt: man solle ihn selbst, den Papst, Cardinäle und was seiner Abgötterei und päpstlichen Heiligkeit Gesindel ist, nehmen und ihnen als Gotteslästerer die Zungen hinten zum Hals heraus reißen und an den Galgen hängen. (B. III. 532).

Der Papst war glücklicher Weise der Macht Luthers und des „christlichen Heeres" der Schmalkaldener Verbündeten entrückt.

An den deutschen Katholiken aber sollten die Rathschläge der Reformatoren nur allzubald und allzu gräßlich in Erfüllung gehen. Die Behandlung der Katholiken in Hessen, Kursachsen, Preußen (B. III. S. 52 ff., 59 ff., 73—75 ff. 84—85), sowie in Württemberg (B. III. 273—78), Augsburg (B. III. 328—33), in der Schweiz (B. III. 88) und namentlich in Braunschweig und Hildesheim (B. III. 483 ff.) ist ebenso grausam als heimtückisch. Am schmachvollsten ist die Behandlung der Frauenklöster, namentlich in Württemberg, worüber Janssen (S. 285) ausführlich handelt, und auch andere Gelehrte durch reiche Detail-Forschung Licht verbreiten. Wenn im Norden Deutschlands einzelne Frauenklöster corrumpirt genug waren, um, wie Catharina Bora, von der Freiheit des Evangeliums Gebrauch zu machen, so haben sie im Süden fast ausnahms-

los der Brutalität der Beamten und Prediger heroische Standhaftigkeit entgegengestellt.

Man hat den Eindruck, welchen die Intoleranz der protestantischen Fürsten macht, durch den Hinweis auf die Repressalien der katholischen Fürsten und des Kaisers abzuschwächen versucht. Aber sehr wenig glücklich. Abgesehen davon, daß die Zurückweisung der neuen Lehre kein erworbenes Recht verletzte, sondern eben nur den Besitzstand der katholischen Religion vertheidigte, waren auch die Maaßregeln, welche katholische Fürsten gegen die Prädicanten und ihre Anhänger ergriffen, ungleich milder. Insbesondere zeigte der Kaiser bei seinem Sieg über die Schmalkaldener (1547) eine Milde, welche wenigstens Ulrich von Württemberg und Phillipp von Hessen nicht verdienten.

4. Dem allertiefsten Schatten muß aber das Lichtbild, welches die protestantische Geschichtschreibung von der Reformation entworfen, Raum geben, wenn man die Früchte der Bewegung ins Auge faßt. Hierüber haben bereits zwei frühere Broschüren mit besonderer Bezugnahme auf Janssen so eingehend gehandelt,*) daß an dieser Stelle wenige Andeutungen genügen dürften.

Die nächste Wirkung der Reformation war nach dem Zeugniß ihrer Urheber eine vollkommene Zerstörung der Religion und eine gräßliche Sittenlosigkeit. Diese erscheint in zweifacher Weise als nothwendige Consequenz derselben; einerseits als Consequenz der dogmatischen Lehre von der Nutzlosigkeit und Gleichgültigkeit der guten Werke; andererseits als Consequenz der Zerstörung der Autorität und der Kirchenzucht. Letztere versuchten freilich die Fürsten ihrerseits zu surrogiren, aber vergeblich. Die Klagen der sächsischen Kirchen-Visitatoren vom Jahre 1527—1529, welche Janssen (B. III S. 63) anführt, geben ein schreckliches Bild von den Früchten des Evangeliums; insbesondere bei den Predigern selbst, welche theils in mehrfachen Concubinaten lebten, theils Frauen bei sich hatten, welche ihren Ehemännern entführt waren. „Die so sich evangelisch nennen, schreibt Justus Jonas (B. III. S. 64.) werden ruchlos und ist nicht allein keine Gottesfurcht mehr bei ihnen, sondern auch keine äußerliche Zucht ... und wird dabei der gemeine Mann so frech, roh und bärenwild, als wäre das Evangelium darum kommen, daß es losen Buben Raum und Freiheit zu ihren Lastern machen sollen. Ebenso erschütternd

*) Der Socialismus in deren Zeitalter und Reformation von Fr. Ibach (B. I. 10) und Reformation und Revolution von Carl Zimmerle (B. III. 11).

sind die Klagen Luthers. .. „So kehrts sich leider nun", schreibt er (B. III. S. 65) „und wird die Welt aus dieser Lehre um je länger je ärger, das ist die leidige Teufels-Arbeit und Geschäft, wie man sieht, daß die Leute jetzund geiziger, unbarmherziger, unzüchtiger, frecher und ärger sind, denn zuvor unter dem Papstthum!" Daß die hier beklagte Sittenlosigkeit mit unerbittlicher Logik zur socialen Revolution führen mußte, liegt eben so auf der Hand, wie es klar ist, daß die revolutionären Principien der Reformation, wenn sie auch vorübergehend durch fürstliche Gewalt eingeschränkt wurden, im Laufe der Zeit zur Entwickelung kommen mußten.

Dieses ist, wie schon bemerkt in den beiden vorgenannten Broschüren eingehend nachgewiesen und soll darum nicht weiter erörtert werden.

5. Soviel aber dürfte wohl klar sein, die Vertheilung von Licht und Schatten, welche die protestantische Reformationsgeschichte seit Jahrhunderten beliebt, muß gründlich revidirt werden. Die idealen Züge, welche von einer tendenziösen Geschichtsschreibung der Reformation und ihren Beschützern gegeben wurden, lassen sich nicht halten. Daß die Reformation aus dem deutschen Volke freiheitlich hervorgewachsen sei, hat sich als eitle Phrase erwiesen. Was uns aus der düsteren Zeit übrig blieb, das ist nur ein gräuelhaftes Gewoge von individueller Willkühr Einzelner, die sich den Beruf der Propheten zuschrieben, von Gewaltthätigkeit der Obrigkeiten, welche sich dieser zu ihren Zwecken bedienten und von Aufruhr, Unruhe und Sittenlosigkeit in den Massen des deutschen Volkes.

Ein solches Bild hat uns Janssen nach den Quellen gezeichnet, mit den Worten der handelnden Personen und mit den Worten der Augenzeugen. Vergeblich redet man dagegen von „Verschiebung der Linien" und einseitiger Darstellung. Mag auch da und dort irgend eine Lücke sich finden, oder ein Strich zu stark ausgeführt sein; das Ganze und alles Wesentliche ist actenmäßig belegt und mit der vollen Gerechtigkeit und Wahrheit eines ernsten Forschers dargestellt.

Eine solche Darstellung kann in protestantischen Kreisen nicht ignorirt werden. „Wenn ein katholischer Schriftsteller in räsonnirender Erzählung, so sagt Baumgarten (a. a. O.), eine solche Ansicht entwickelte, so würde er, wie sich bisher das historische Urtheil unter uns einigermaßen festgestellt hat, in der Regel dem Einwand begegnen, das sei eben eine subjective Meinung, welche nicht blos mit den Thatsachen, sondern auch sozusagen mit der Vernunft der Ge-

schichte selbst im Widerspruch stehe. Dagegen hat Janssen den quellenmäßigen Nachweis dieser Auffassung in consequenter Anwendung auf die ganze Epoche unternommen. Er argumentirt, er reflectirt nicht, er läßt lediglich die Quellen reden" . . . Man wird finden, daß Janssen fast überall die neuesten Forschungen kennt; alles Gift, welches er gegen die Reformation ausspritzt, hat er mit verschwindenden Ausnahmen aus den Publikationen protestantischer Gelehrten gesogen, bei denen Gottlob das Interesse für die ungeschminkte geschichtliche Wahrheit den confessionellen Standpunkt so in den Hintergrund geschoben hat, daß sie keinen Anstand nehmen, auch diejenigen Seiten und Thatsachen aus der Reformationszeit offen zu legen, welche das protestantische Gefühl peinlich berühren müssen."

So Baumgarten. Wenn diese Worte einen Sinn haben, so schließen sie das Geständniß in sich, daß die in den protestantischen Kreisen bisher bestehende Auffassung der Geschichte der Reformation durch Janssen widerlegt sei und darum aufgegeben werden müsse, wie peinlich auch das protestantische Gefühl dadurch verletzt werden möge. Allein Herr Baumgarten ist weit entfernt, seinen Worten diese Consequenz zu geben. Er stellt den unwiderleglichen geschichtlichen Thatsachen die „Vernunft der Geschichte" gegenüber und erinnert daran, daß, „wenn es einen neuen Religionskrieg geben sollte, in Deutschland 30 Millionen Protestanten 15 Millionen Katholiken gegenüber stehen.

Das ist eine seltsame Wendung, doch ist sie bei näherer Erwägung ganz begreiflich. Herr Baumgarten giebt, wie bereits oben bemerkt, nur der Nothlage Ausdruck, in welcher der Protestantismus der objectiven Geschichtsforschung gegenüber sich befindet.

Die Geschichte der Reformation, welche Janssen gegeben — das gesteht Herr Baumgarten, wenn auch verblümt, so doch mit vollem Recht — kann nicht widerlegt werden.

Aber freilich, Herr Baumgarten hat auch hierin Recht — sie kann nicht acceptirt werden. Kein Protestant kann, sofern er Protestant bleiben will, diese Thatsachen zugeben. Er muß sie leugnen und bestreiten, weil, ihre Wahrheit vorausgesetzt, die Reformation als eine verwerfliche That und die Auflehnung gegen die katholische Kirche als ein schweres Unrecht erscheint. Wenn er sie als Thatsachen anerkennt, so muß er aufhören Protestant zu sein.

III. Verständigung der Protestanten und Katholiken auf dem Boden der geschichtlichen Thatsachen. — Prüfung der Facta dogmatica. — „Rettungen" im Großen zur Vorbereitung einer gemeinsamen Walhalla des deutschen Volkes. — Vademecum für die deutschen Classiker. — Bescheidene Hoffnungen.

Ein hartes Dilemma fürwahr ist es, das wir eben stellten. Aber so liegt es psychologisch und thatsächlich. Niemand kann etwas Geschichtliches für wahr halten, was seine innerste Ueberzeugung Lügen straft, und kein Mensch kann umgekehrt eine Ueberzeugung festhalten, welcher durch evident erwiesene und unbestrittene Thatsachen widersprochen wird. Der Protestant, der Janssen Recht giebt, muß den Protestantismus verwerfen, wer diesen festhalten will, muß Janssen widerlegen.

Wenn wir von Protestanten und Protestantismus reden, so verstehen wir damit selbstverständlich nur den gläubigen Protestantismus, d. i. solche Protestanten, welche in ihrem Bekenntnisse die Religion Jesu Christi zu besitzen glauben; welche an den von Christus gelehrten übernatürlichen Heils-Wahrheiten festhalten wollen und der von Christus verdienten Erlösungs-Gnaden theilhaftig zu sein verlangen. Diese gläubigen Protestanten müssen in den Reformatoren Gottes-Männer erkennen und in der Reformation ein von Gott gewolltes Werk der Kirchen-Verbesserung. Sie werden eben darum, so lange sie an diesem ihrem Bekenntnisse festhalten wollen, niemals die geschichtlichen Thatsachen zugeben können, welche Janssen quellenmäßig und unwiderleglich darstellt.

Anders verhält es sich natürlich mit dem rationalistischen Protestantismus und mit solchen Protestanten, welche nach Lessing's Vorgang und nach den Grundsätzen der Aufklärung den übernatürlichen Charakter der christlichen Religion gänzlich leugnen, welchen Christus nur ein Meister gleich Socrates oder Plato ist, welche in der Geschichte der altchristlichen und mittelalterlichen Kirche nur eine Entwicklungsstufe der Humanitäts-Religion erkennen. Solchen Protestanten liegt an Luther Zwingli und Calvin nichts. Solche können alle Urheber der Reformation als Revolutionäre verurtheilen, die Reformation als einen gewaltsamen verbrecherischen Umsturz verabscheuen, und dennoch das, was hieraus sich ergeben hat, den Unglauben nämlich und die Aufklärung, als ein Werk der fortschreitenden Humanität verehren. Für solche ist darum auch Janssen's Ent-

hüllung ganz gleichgültig; sie dient höchstens dazu die Verachtung, mit der sie sich von aller positiven Religion abwenden, zu verstärken.

Nie und nimmer aber können dies gläubige Protestanten, solche, welche Christus bekennen und ein christliches Heilswerk. Sie müssen sich über Geschichte der Reformation Klarheit verschaffen und die Frage entscheiden, ob in ihr die Kennzeichen eines göttlichen Werkes sich finden oder die Kennzeichen menschlicher Willkür. Für diese ist Janssens Werk ein mächtiger Mahnruf, recht eigentlich eine Gewissensfrage, der sie nicht ausweichen können, die sie lösen müssen, wie schwer sie ihnen fallen mag. Und wer sollte diesen Mahnruf nicht von ganzem Herzen begrüßen?

Er eröffnet unserer flachen Zeit ein ernstes, hohes Streben, das Streben nach Verständigung über die größte Frage unseres deutschen Volkes. Was immer die vielgeschäftige Presse Tag für Tag von unserem Wohl und Wehe reden und klagen mag; aller unserer Uebel tiefste Quelle ist ja doch, wie Böhmer sagt, die Reformation und die aus dieser hervorgegangene religiöse Zerklüftung. Wenn diese Wunde sich nicht schließt, so bleiben wir für immer ein zerrissenes und gelähmtes Volk, wie sehr auch die eiserne Rüstung unsere Glieder zusammenpressen und die Gemeinschaft der Zölle und Steuern uns noch außen abschließen mag.

Auf mancherlei Wegen haben unsere Vorfahren und haben wir selbst die Heilung der Wunde erstrebt. Man hat es zuerst mit der theologischen Controverse versucht. Die heilige Schrift und die Väter wurden auf der einen oder andern Seite in den Kampf gestellt. Ganze Bibliotheken haben sich mit theologischen Untersuchungen gefüllt und die katholische Literatur ist der protestantischen wahrlich nicht nachgestanden. Eck, Cochläus und Bellarmin haben die protestantische Theologie auf dem Gebiete der Dogmatik in ihrem ersten Entstehen widerlegt, Estius, Bossuet, Petavius haben sie auf exegetischem und dogmen-geschichtlichen Gebiete überwunden. Auch unser Jahrhundert hat die katholische Wahrheit in glänzenden Werken vertheidigt. Möhlers Symbolik ist ein unüberwindlicher Damm gegen die protestantische Theologie.

An die theologische Controverse hat in neuerer Zeit die philosophische Apologie sich angeschlossen, da mit dem Sieg des modernen Rationalismus die erstere nahezu gegenstandslos geworden. Die protestantische Theologie, welche Luther, Melanchthon und Calvin gründeten und

der „Hammer" Bellarmins zermalmte, ist längst aus dem Leben verschwunden. Die Symbole und Concordienformeln haben für die meisten Protestanten nur noch historisches Interesse; es giebt eine Dogmatik kaum mehr an irgend einer protestantischen Hochschule. Um so mächtiger ist der Geist des philosophischen Rationalismus geworden, welcher aus der entseelten Leiche des gläubigen Protestantismus in Lessings Tagen sich erhob, um mit wechselndem Colorit in der deutschen Philosophie sein gespenstisches Leben zu führen. Gegen diesen hat sich in unserer Zeit der Hauptkampf gerichtet und in diesem Kampf stehen wir mit der kleinen Schaar der gläubigen Protestanten solidarisch, wenn leider auch nicht einig zusammen; denn so fürchterlich ist die Entfremdung, welche die protestantische Literatur von der katholischen abschließt, daß in jener kaum ein Werk gebraucht, geschweige denn anerkannt wird, welches auf unserer Seite erwachsen ist.

Die philosophische Apologie hat die katholische Wahrheit glänzend vertheidigt, (es sei nur an Drey's, Hettinger's, Vosen's Werke erinnert), und dem neuen rationalistischen Protestantismus ebenso überlegen sich gezeigt, wie ehedem in der theologischen Controverse sich die katholische Theologie als siegreich erwies. Aber die Protestanten zu überzeugen, war die Apologie eben so wenig im Stande, als die Controverse.

Sollte vielleicht die geschichtliche Forschung uns größere Erfolge versprechen? Die Geschichte ist populärer als die Theologie und Philosophie. In ihr tritt uns in concreten Bildern vor Augen, was Verstand und Glauben in abstracten Begriffen oder Symbolen zu fassen Mühe haben. Die Geschichte des deutschen Volkes ist die Geschichte eines Jeden aus uns. Vielleicht werden wir uns am ehesten verständigen, wenn wir uns auf uns selbst, d. i. auf unsere Geschichte besinnen.

Die Zeit ist nicht ungelegen zu dieser ernsten Einkehr. Deutschland hat eine politische Gestaltung erhalten, welche die Protestanten befriedigen und beruhigen muß. Die Habsburger Macht kann sie nicht mehr beunruhigen. Sie haben keine deutsche Liga zu befürchten, noch weniger eine katholische Coalition Europas. Da haben sie ja wohl alle Muße und Ruhe, die Blätter der Geschichte aufzuschlagen, um einen dreihundertjährigen Prozeß zu revidiren, welcher aus dem religiösen Gebiet auf das politische sich verpflanzte und ebendamit seinen Kern unter fremder Zuthat verbarg. Heute, wie gesagt, da die politische Frage der Reformation vollständig ver-

ſchwunden iſt, da an der Spitze Deutſchlands mit unbeſtrittener Herrſchaft eine proteſtantiſche Dynaſtie ſteht und Habsburgs Anſpruch auf die deutſche Kaiſerkrone längſt erloſchen iſt, kann der politiſch ſiegreiche Proteſtantismus mit um ſo größerer Unbefangenheit die religiöſe Frage prüfen.

Es iſt ein geheimnißvolles, aber unbeſtreitbares Weltgeſetz, daß die politiſch Beſiegten geiſtig über ihre Sieger herrſchen. Das mächtige Rom beugte ſich geiſtig vor der griechiſchen Bildung, deren Schätze ſeine Heere ſiegreich erbeutet; die übermächtigen Germanen unterwarfen ſich der römiſchen Kultur und der chriſtlichen Religion auf den Trümmern des römiſchen Reiches und den Ruinen ſeiner Städte.

Warum ſollte dieſes Weltgeſetz nicht auch hier in Deutſchland ſich erfüllen? Man laſſe ſich nicht erſchrecken durch die bitteren Erfahrungen des erſten Decenniums unſeres neuen deutſchen Reiches. Der Kulturkampf war eben nur der unmächtige Verſuch, mit Gewalt die katholiſche Wahrheit zu erdrücken. Aber dieſer Verſuch iſt in ſein Gegentheil umgeſchlagen. Die Kraft, mit der die Katholiken Preußens dem Anprall abſolutiſtiſcher und liberaler Tendenzen gegenüber die übernatürlichen Wahrheiten des Chriſtenthums und die Freiheit der Kirche vertheidigten, mußte den Proteſtanten Achtung abnöthigen. Der preußiſche Kulturkampf hat den Proteſtanten den Beweis geliefert, daß das katholiſche Volk vermöge ſeiner inneren Glaubenskraft und geiſtigen Bildung ſelbſt dann unerſchütterlich feſt ſteht, wenn man ſeine hierarchiſche Ordnung zertrümmert und Welt- wie Ordens-Klerus exilirt oder decimirt. Dieſe Erfahrung mag wohl die deutſchen Proteſtanten einladen, die katholiſche Religion in ihrer inneren Wahrheit, wie in ihrer Geſchichte näher zu prüfen und die geheimnißvollen Quellen der Kraft aufzuſuchen, welche ſie in dem herbſten Kampfe unſerer Tage erprobt.

Auch darüber dürfen wir nicht erſchrecken, daß gerade in unſeren Tagen die Empfindlichkeit der deutſchen Proteſtanten in der Frage der Ehen ſich ſo bitter geäußert hat. Dieſe Empfindlichkeit iſt wohl ein gutes Zeichen. Man erſieht aus ihr, daß das proteſtantiſche Bewußtſein von einer tiefen Unruhe erfaßt iſt. Es iſt dieſes das unentbehrliche Wundfieber, welches mit Gotteshülfe zur Heilung führen wird. Wie heftig auch die Erbitterung in ſo manchen Kreiſen ſein mag; in anderen finden wir in neueſter Zeit ſo unzweideutige Beweiſe der ruhigeren und gerechteren Geſinnung, daß

man wohl zu der Hoffnung berechtigt ist, es werde eine unbefangene Prüfung der Geschichte allmählich auch bei Protestanten Platz greifen.

2. Wenn sie aber einmal in protestantischen Kreisen ernstlich angestellt wird, dann ist eine Verständigung mit den Katholiken mit Sicherheit zu hoffen. Die Wahrheit des katholischen Glaubens wie die Berechtigung der protestantischen Bekenntnisse oder Kirchen ruht auf gewissen Thatsachen, welche man als **Facta dogmatica** bezeichnen kann. Für uns Katholiken ist es eine mit dem Glauben verwachsene, von ihm vorausgesetzte Thatsache, daß die von Christus gestiftete Kirche immer fortbestanden, daß die heilige Schrift in ihr ächt und rein bewahrt wurde, daß der römische Papst der Nachfolger des heiligen Petrus ist u. s. w.

Andererseits ist auch das protestantische Bekenntniß mit gewissen Thatsachen verknüpft, ohne welche es durchaus hinfällig ist. Als solche **facta dogmatica** des Protestantismus sind zu bezeichnen das gründliche und wesentliche Verderbniß der Lehre und Verfassung der katholischen Kirche vor der Reformation, der sog. Ablaßgräuel, die angebliche Vergebung der Sünden ohne Reue und Buße, die Mutter-Gottes- und Heiligen-Anbetung, insbesondere aber die Usurpation des Papstthums. Diese angeblichen Thatsachen haben den angeblichen Rechtstitel zur Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts gegeben. Wenn sie richtig stehen, so war und ist die Reformation berechtigt; wenn nicht, dann haben die Reformatoren durch ihren Abfall ein Unrecht begangen und dann ist es bei richtiger Einsicht und klarer Erkenntniß nicht minder ein Unrecht, ihrem Bekenntniß treu zu bleiben.

Auf katholischer Seite hat man sich allzeit sorgfältig bemüht, die oben erwähnten **facta dogmatica** zu prüfen und klar zu stellen. Die Fortdauer der Einen apostolisch-katholischen Kirche in ihrer vollen Integrität der Lehre, des Kultus und der Hierarchie durch alle Jahrhunderte liegt als evidente historische Thatsache vor aller Augen, und die Succession der römischen Bischöfe von Petrus bis auf Leo XIII. steht unter der Garantie der ganzen Weltgeschichte.

Seltsamer Weise aber haben die Protestanten ihre **facta dogmatica** einer näheren Prüfung fast nirgends und niemals unterstellt. Es sind von Jahrhunderten überkommene Vorurtheile, welche in gelehrten, wie ungelehrten Werken immer auf's Neue vorgetragen, aber nirgends erwiesen werden. Ein schlagendes Beispiel dafür giebt die Geschichte Tetzels, welche in einer Broschüre dieses Jahrganges

eine so treffliche Beleuchtung erhielt. Es ist erwiesen, daß die protestantischen Schriftsteller, je weiter sie von dem Jahrhundert Tetzels fern liegen, um so mehr Schlimmes von ihm sagen und ihre Erdichtung um so dreister festhalten.

Ein so willkürliches Verfahren kann ja aber auf die Dauer sich nicht halten. Auch die protestantische Geschichtsschreibung muß eingestehen, daß Tetzel nur die reine, ächte christliche Lehre predigte; daß allerdings die Ablässe, welche im 16. Jahrhundert ertheilt wurden, zur Sammlung von Geldern übermäßig ausgenützt, und die Erträge dieser Sammlung zum Theil in undelikater, eigennütziger und verschwenderischer Weise verwendet wurden; daß aber niemals der Glaube erweckt und festgehalten wurde, es könnten für Geld Sünden vergeben werden ohne Reue und Buße, ja sogar künftige Sünden u. s. w.

Ebenso verhält es sich mit der angeblichen Anbetung Mariens und der Heiligen. So lange die Protestanten den Abfall von der katholischen Kirche rechtfertigen wollen, müssen sie dieses factum dogmaticum freilich festhalten. Wenn sie es preisgeben, so verlieren sie den wichtigsten und blendendsten Vorwand, mit dem sie die katholische Kirche des Verderbnisses bezüchtigen. Allein edle und gerechte Protestanten können doch unmöglich den augenfälligen Thatsachen widerstehen. Um von der Grundlosigkeit dieser Geschichtslüge sich zu überzeugen, genügt es, einen der zahllosen Katechismen aufzuschlagen, (Siehe Moufang: Die Katechismen vor der Reformation Mainz 1881), welche vor der Reformation gedruckt waren, oder eines der Kirchenlieder, oder das Meßbuch und Brevier, dessen sich die katholischen Geistlichen heute wie im Mittelalter bedienten. Da ist ja überall von Anbetung Marieus keine Rede, da wird nirgends das Verdienst Jesu Christi geschmälert durch die Anrufung der Heiligen. Nur die Ehrfurcht und Liebe findet hier Ausdruck, welche der Mutter Gottes sicherlich gebührt und die Macht der Bitte wird gepriesen, die sie auf Erden erwies und gewiß auch im Himmel besitzt.

Daß das Papstthum vom Teufel gestiftet ist, wird heute wohl von keinem Protestanten als factum dogmaticum festgehalten werden, da man ja überhaupt dem Teufel gegenüber sich reservirter ausspricht, als in Luthers Zeit. Daß der Papst aber seine Autorität von Christus empfangen habe, kann kein Protestant zugeben, so lange er an seinem Bekenntniß festhalten will. Und dennoch sind die Worte der heiligen Schrift über Petrus so klar, die Zeugnisse des christ-

lichen Alterthums für den Primat ſo überwältigend, die Gründe für die Nothwendigkeit der Einheit des kirchlichen Lehr-, Prieſter- und Hirten-Amtes ſo mächtig, daß alle redlichen Geſchichtsforſcher geſtehen müſſen, daß das Papſtthum von den apoſtoliſchen Zeiten bis heute als eine auf göttlicher Einſetzung beruhende Autorität ſich erweiſe.

In dieſer Einſicht müſſen aber redliche Proteſtanten ganz beſonders durch die Geſchichte der Reformation beſtärkt werden. Wenn ſie ſehen, aus welchen Gründen die Reformation und ihre Beſchützer das Papſtthum verwerfen; wenn ſie die Leidenſchaft und Willkür betrachten, welche dabei ſich kund gab, die wahrhaft entſetzlichen Wuth-Ausbrüche, zu welchen namentlich Luther ſich hinreißen ließ; wenn ſie andererſeits die Verwirrung und Zerklüftung in Erwägung ziehen, welcher die papſtfreien evangeliſchen Kirchen in immer wachſendem Maaße in Lehre und Kultus verfallen; wahrhaftig, dann können ſie den Papſt nicht mehr zurückweiſen. Sie können es nicht mit offenen Augen — aber freilich, ſie dürfen es nicht, wenn ſie Proteſtanten bleiben wollen. Das iſt das Dilemma, welches immer wieder ſich aufwirft und über welches keine Kunſt noch Wiſſenſchaft uns hinwegführt.

3. An die Reviſion der **facta dogmatica,** auf welche die Reformation ſich ſtützt, ſchließt ſich mit Nothwendigkeit eine neue Prüfung der Perſonen an, welche die Reformation begonnen und durchgeführt haben. Hierauf iſt ſchon oben aufmerkſam gemacht worden. Das Urtheil über die Reformation und die Reformatoren bedingt ſich unzertrennlich. Wer in der Reformation ein ideales Werk findet, muß auch die Reformatoren idealiſiren.

Wenn dieſe Idealiſirung der Reformatoren eine pſychologiſche Nothwendigkeit iſt für alle, welche Proteſtanten bleiben wollen, ſo muß es aber auch um ſo wichtiger erſcheinen, daß ein tüchtiger Gallerie-Director die wirklichen Original-Bilder wieder aufdeckt und dieſe Männer in voller Wirklichkeit darſtellt. Vielleicht giebt der bevorſtehende 400jährige Geburtstag Luthers hierzu Gelegenheit. Eine auf Quellen geſtützte Biographie Luthers, oder womöglich eine aus ſeinen eigenen Worten hergeſtellte Selbſt-Biographie dieſes Mannes wäre für Deutſchland von unvergleichlichem Nutzen. Niemand iſt mehr geeignet, zur katholiſchen Kirche zurückzuführen, als Luther — der wahre wirkliche Luther nämlich, der Luther des 16. Jahrhunderts. Wer dieſen mit offenen Augen betrachtet, kann

unmöglich den Glauben an die Gottgefälligkeit der Reformation durch ihn festhalten.

Auch die anderen Ideale, welche die Reformation geschaffen hat, werden einer ehrlichen, redlichen Geschichtsforschung gegenüber nicht bestehen. Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen, Herzog Ulrich, Philipp der Großmüthige, Johann von Sachsen, Gustav Adolph und die übrigen Heiligen und Helden der Reformation, haben vor dem ernsten Auge der Geschichtsforscher ihren Glanz unwiderbringlich verloren. Wir wissen (Siehe Janssen I. 568 II. 62—93), daß Hutten ein eitler, liderlicher und unredlicher Poet war, ein Verräther Deutschlands, ein Revolutionär der schlimmsten Art. Wir kennen Sickingens wildes und gottloses Räuberhandwerk (S. Janssen II. 95. 171. 231. 254.), des Würtembergers tyrannische Willkür (S. Janssen II. 311. 406. 467. 473.), Philipp des Großmüthigen schmachvolle Doppel-Ehe (S. Janssen III 403.), des Churfürsten von Sachsen, Johann Friedrichs, Sodomie (S. Janssen III 435.). Wir kennen die fürchterlichen Mordbrennereien des im Solde Frankreichs stehenden Albrecht von Brandenburg (S. Janssen III 673.) Auch Gustav Adolph hat (S. O. Klopp und Gförer) längst den idealen Glanz des Glaubenshelden verloren. Wir wissen, daß er ein ehrgeiziger Abenteurer war, welcher sich in die Zwistigkeiten Deutschlands mischte, um die Kaiserkrone zu erlangen und seine Hausmacht emporzubringen.

Andererseits aber hat die neue Geschichtschreibung in einer Reihe neuer „Rettungen" Männer ins hellste Licht gestellt, welche die protestantische Geschichtschreibung seit drei Jahrhunderten in tiefste Schatten hüllte. Kaiser Karl wie Ferdinand II. haben ihre Rechtfertigung erhalten, Tilly, der fromme und mildgerechte Heerführer der Liga, ist nicht mehr der Mordbrenner von Magdeburg, zu dem ihn ein berechnetes Pamphlet gemacht hatte; selbst Herzog Alba hat von der Schreckens-Gestalt verloren, die ihm die Geusen gegeben. Maria Stuart ist von dem Gattenmord freigesprochen, den absichtlicher Betrug auf sie wälzte (Siehe die Broschüre No. 7 d. J.), während die jungfräuliche Königin Elisabeth des Nimbus ledig geworden ist, mit dem sie sich zu umgeben wußte.

Viele solcher Rettungen noch bleiben unserer Geschichte, namentlich in Deutschland vorbehalten. Bis in die neueste Zeit herein hat ja das Vorurtheil edle Männer in Ungeheuer und Ungeheuer in edle Männer verwandelt. Es ist gräßlich zu denken, daß ein ganzes

Volk durch ſolche Geſchichtsfälſchung bethört und zerriſſen worden iſt. Wird dieſer Riß jemals gut gemacht werden? wird die Zeit kommen in der wir in Deutſchland eine gemeinſame Walhalla großer Männer bauen können, welche die ganze Nation als ſolche verehrt?

Eine gemeinſame Walhalla Deutſchlands, das wäre ein entzückender Gedanke!

Noch iſt für ſie kein Platz gefunden. Aber einige Bauſteine liegen doch bereit. Wenn Leſſing wieder auflebte, ſo würde er ſtaunen, wie viel falſche Verkleiſterungen in unſerer Bildergallerie abgenommen worden, wie viele Schmutzflecken hinweggewaſchen wurden. Er würde bekennen, daß ſeine „Rettungen" eine glänzende Fortſetzung gefunden haben. Der Anfang zu einer gründlichen Reinigung unſerer Bilder-Gallerie iſt gemacht. Die Arbeit läßt ſich nicht mehr aufhalten, ſie muß ihr Werk vollbringen.

4. Wenn aber die ernſte Arbeit der Geſchichtſchreiber einen bleibenden Erfolg haben ſoll, ſo muß das deutſche Volk auch ſeine Claſſiker prüfen. Steht ja doch die ſchöne Literatur, welche ſeit Leſſing in Deutſchland erwachſen iſt, nur allzuſehr im Dienſte der Geſchichtsfälſchung. Sie hat faſt keine einzige Figur, welche hiſtoriſch richtig gezeichnet iſt.

Es ſoll dieſes den Dichtern perſönlich ſo ſehr nicht verargt werden. Sie ſind die Kinder ihrer Zeit und ſchöpfen aus der Atmoſphäre, in der ſie leben. Goethe hatte keine hiſtoriſchen Studien gemacht, als er den rohen Raubritter Götz und den zweideutigen leichtfertigen Egmont zu Typen deutſcher Helden-Geiſter ſtempelte. Schiller war allzuſehr an die beſchränkten Anſchauungen des ſchwäbiſchen Pfarrhauſes gefeſſelt, als daß ſeine mehr poetiſchen als wiſſenſchaftlichen Geſchichts-Studien*) hätten proſperiren können. Darum führt er neben edlen Bildern ſo gräuliche Monſtra mit. Selbſt der redliche biedere Uhland vermochte ſeine proteſtantiſche Geſchichts-Rahmen nicht zu durchbrechen, geſchweige denn Platen, Chamiſſo, Freiligrath u. ſ. w.

Dieſe ſogen. claſſiſche Literatur exiſtirt und wir können uns ihrem Einfluß in Deutſchland nicht entziehen. Aber wir müßten für deren Lectüre wenigſtens ein tüchtiges Vademecum ausſtellen,

*) Siehe Janſſen Schiller als Hiſtoriker. 2. Auflage 1880. (Siehe die Broſchüre Nr. 2 d. J. Chriſtenthum und Kirche in Schillers Werken von Johann Moſer.

welches neben den religiösen und sittlichen Irrthümern, die in ihr sich zeigen, auch die historischen Unwahrheiten aufdeckt.

Unsere Jugend mag immerhin Formschönheit von diesen Meisterwerken lernen, aber sie müßte davor behütet werden, die Geschichtslügen, welche die dichterische Phantasie in so lebendige Gestalten ihnen vorführt, als Wahrheiten zu nehmen.

Ein solches Vademecum, das allen deutschen Classikern vorgedruckt werden müßte, wäre ganz besonders für den Literatur-Unterricht in den Schulen von Nöthen. Was an unsern deutschen Gymnasien und Mädchenpensionaten an der geschichtlichen Wahrheit gesündigt wird, ist himmelschreiend; und das Schlimmste ist, daß auch in officiellen Lehr- und Lesebüchern notorische Geschichtslügen fort und fort der deutschen Jugend eingeprägt werden. Wir haben uns vielfach damit zufrieden gegeben, daß den Katholiken nicht zugemuthet werde, protestantische Auffassungen sich einzuprägen, aber wir müßten mehr verlangen und mehr thun. Ist es ja doch ein gemeinsames Interesse der Deutschen, daß die Geschichte ihres Volkes in voller Wahrheit dargestellt werde. Selbstverständlich wird eine Verständigung über die Auffassung der geschichtlichen Thatsachen insolange unvollkommen sein, als die Verständigung über die religösen Fragen selbst fehlt. Aber es giebt doch augenfällige Unwahrheiten, welche in wissenschaftlichen Kreisen auch von Protestanten anerkannt werden, und dennoch officiell in Schulbüchern gelehrt werden. Eine solche Erziehung der Jugend in der Geschichtsfälschung empört das sittliche Gefühl und ist in Wahrheit eine Schmach unserer vielgerühmten Bildung. Wenn eine namenlos traurige Geschichte uns getrennt hat, so müßten wir in der Erforschung der historischen Wahrheit und der Anerkennung der Thatsachen wenigstens uns zusammenfinden und in redlichem Eifer wetteifern, die Geschichtsfälschungen zu vertilgen. Die Wahrheit allein kann uns frei machen — und einig.

5. Wir glauben an die Macht der Wahrheit, aber nicht an sie allein. Die Geschichtsforschung wird die Protestanten eben so wenig mit der Kirche vereinigen, als die philosophische Apologie und die theologische Controverse solches zu thun vermochten. Das kann nur eine höhere Macht, die Kraft Gottes, welche die Geister bewegt, zu thun, was sie erkannt haben. Wir dürfen niemals vergessen, daß der Glaube eine Gnade ist und daß die Erkenntniß der übernatürlichen Wahrheit in jeder einzelnen Seele von Gott gepflanzt werden muß; unser Unterricht aber nur als Werkzeug Gottes wirksam ist.

Die Rückkehr jedes einzelnen Menſchen zur Erkenntniß der wahren Religion iſt ein Wunder der göttlichen Gnade. Wie vielmehr die Umkehr eines ganzen Volkes, eines Volkes, das drei Jahrhunderte von dem Boden der hiſtoriſchen wie theologiſchen Wahrheit abgedrängt worden iſt. Aber jemehr wir für dieſes edle und große Volk ein Wunder der göttlichen Gnade erhoffen, um ſo mehr werden wir auch alle äußeren Mittel begrüßen müſſen, welche daſſelbe vorzubereiten verſprechen. Hierzu gehört die Bekämpfung der Geſchichtsfälſchung und die Verſtändigung des deutſchen Volkes über die Thatſachen der Geſchichte.

Janſſen hat uns in dieſer Richtung einen feſten tüchtigen Schritt weiter geführt. Was er geleiſtet, wird nicht mehr todt geſchwiegen, noch weniger zurückgewieſen werden. Es wird die Aufgabe aller redlichen Deutſchen ſein, an dieſer Arbeit ſich zu betheiligen. Nicht blos Hiſtoriker von Fach ſind hier berufen; alle Gebildeten können hierzu beitragen; vor Allem durch Unterſtützung und Förderung der Zeitſchriften und Bücher, durch Abwehr der Geſchichtslüge in den engeren Kreiſen, wie in den Tagesblättern.

Der Tropfen höhlt den Stein aus, ſagt ein altes Wort. Mögen darum auch die Geſchichts-Lügen im Schooße unſeres Volkes gleich mächtigen Gebirgen ſich lagern, kein Tropfen Wahrheit wird an ihnen nutzlos verloren gehen. Schnell freilich wird es mit dieſer Arbeit nicht gehen.

Die Geſchichtslüge iſt eine fürchterliche Macht in unſerem nationalen Leben; ſie iſt mit den religiöſen, ſocialen und politiſchen Verhältniſſen verwachſen; ſie bildet in gewiſſer Weiſe die Grundlage der ſog. modernen Civiliſation. Eine Lüge, welche im Leben ſo mächtige Wurzeln geſchlagen hat, wird durch wiſſenſchaftliche Forſchungen nicht ausgerottet. Sie kann nur durch die thatſächlichen Verhältniſſe widerlegt werden, d. i. durch Auflöſung und Zerſtörung Alles deſſen, was aus ihr hervorgegangen oder mit ihr verwachſen iſt. Wenn die Zeichen nicht trügen, hat dieſer Auflöſungs-Proceß bereits mächtige Fortſchritte gemacht. Die aus der Reformation hervorgegangene moderne Civiliſation erweiſt ſich in allen Gebieten als unhaltbar. Die moderne Geſellſchaft ſteht vor dem Abgrund einer radicalen, allgemeinen, unerbittlichen Revolution. Dieſe und dieſe allein wird die letzten Reſte der geſchichtlichen Lüge hinwegräumen, welche ſeit vier Jahrhunderten unſer nationales Leben zerreißt.

Aber wird ſie nicht unſer nationales Leben

ſelbſt verzehren? Das iſt die große Frage, welche wir an die Zukunft richten. Es iſt wenig Hoffnung zu einer nationalen Wiedergeburt unſeres Vaterlandes, wenn die Wogen einer ſocialen Revolution über es dahingegangen ſein werden. Wir haben nicht mehr die Lebenskraft, mit der wir die todesgefährliche Kriſis des 30jährigen Krieges überſtanden haben; auch nicht mehr die ſittliche und geiſtige Kraft, mit welcher wir den Gefahren der franzöſiſchen Revolution und der napoleoniſchen Fremdherrſchaft begegneten. Seit die monopoliſirte Staats-Schule und die liberale Preſſe in den Eingeweiden unſeres Volkes wühlt, ſchwindet Tag für Tag ſein geſunder Sinn dahin. Man laſſe nur dem Liberalismus die Zügel ſchießen und unſere Volks-Bildung wird den letzten Tropfen religiöſen Sinnes und ſittlicher Kraft verloren haben. Wenn dann die ſociale Revolution die Runde über Europa macht, dann **finis Germaniae!**

Und doch wollen wir hoffen gegen die Hoffnung. Alles hängt davon ab, ob die übernatürliche Glaubenskraft und das übernatürliche Gnadenleben, welches die katholiſche Bevölkerung Deutſchlands bis zur Stunde bewahrt hat, auf deutſchem Boden ſich erhält; ob die Elemente chriſtlichen Glaubens und chriſtlichen Lebens, welche in der proteſtantiſchen Bevölkerung ſich bis heute erhalten haben, ſich erneuern, erfriſchen und ergänzen; ob dieſe gläubigen Proteſtanten ſich mit den glaubenstreuen Katholiken im Bekenntniß des Sohnes Gottes auf dem Boden der Kirche zuſammenfinden.

Deutſchland iſt durch die chriſtliche Religion zu einem nationalen Leben geführt worden; es hat ſein nationales Leben verloren durch den Abfall von der chriſtlichen Kirche. Eine nationale Wiedergeburt iſt ihm nur beſchieden, wenn es zur Einheit des chriſtlichen Glaubens zurückkehrt. Ob dieſes zu hoffen, wann es zu hoffen, wie es zu hoffen, ſteht bei Gott. Bei Gott aber iſt kein Ding unmöglich.

Digitized by Google

Zur gefälligen Beachtung.

Als **gediegene Kunstblätter** und **hübsche Zimmerzierden** sind die religiösen Kupfer- und Stahlstiche, meist von berühmten Düsseldorfer Meistern, aus dem

Otto Joseph Rings'schen Kunstverlage,

zu beziehen von A. Foesser Nachfolger, Buch-, Kunst- und Verlagshandlung in Frankfurt a. M., bestens empfohlen:

(Die Stichgröße ist in Centimeter angegeben.)

Deger, Prof. „**Regina Coeli**“, Stahlst. von Prof. Keller. (43 × 26) à 12 Mark.

„ „ „**Mariä Verkündigung**“, Stahlst. von Glaser. (24 × 43) à 3 Mark.

Mintrop, „**Das Engelständchen**“, Kupferstich von Nüsser. (60 × 40) à 12 Mark.

Scherer, „**Ascensio Christi**“, Stahlst. von Nordorf. (Gegenstück zur „Regina Coeli“) (49 × 30) à 9 Mark.

Raphael, „**Die Vision des Ezechiel**“, Kupferstich von Eichens. 40 × 29) à 6 Mark.

„ „**Madonna de Foligno**“, Kupferst. v. Prof. Forbers. (26 × 20) à 2 Mark.

„ „**Die heilige Familie**“, Kupferstich von Leybold. (28 × 20) à 2 Mark.

„ „**Madonna della Sedia**“, Kupferstich von Knolle. (28 × 28) à 3 Mark.

Titian, „**Der Zinsgroschen**“, Kupferstich von Glaser. (29 × 22) à 6 Mark.

Tintoretto, „**Christus am Kreuz**“ Kupferstich von Schöninger. (60 × 40) à 3 Mark.

Rubens, „**Christus am Kreuz**“, Kupferstich von d'Alton. (57 × 42) à 2 Mark.

Assen, von, „**Mater dolorosa**“, } (Gegenstück (35 × 27) Kupferstich
Memling, „**Ecce homo**“, } von Schöninger à 2 Mark.
„ „ à 6 „

Heinemann, „**Keingläubiger**“, Stahlstich von Allgeyer. (42 × 30) à 2½ Mark.

Hess, von, „**Christnacht**“, von Schöninger. (37×46) à 3 Mark.

Maasen, „**St. Elisabeth**“ } Gegenstück. (25 × 20), Stahlstiche von
„**St. Vincenz**“, } Baumann je à 2 Mark.

Empfehlenswerthe
Neuigkeiten der letzten Wochen

zu beziehen durch

A. Foesser Nachfolger,

Verlags-, Buch- und Kunsthandlung in Frankfurt a. M.,

Hasengasse 13.

Boeckeler, Processionale	— 50
Fonblanque, Verworrene Fäden	4. —
Gesetz betr. die Abänderung des Pensionsgesetzes vom 31/III. 82	— 25
Hensel, Wilh., Gedichte	2. 25
Joachim, Pflegetochter	1. 25
Kaden, pompejanische Novellen	6. —
Kraus, Lehrbuch der Kirchengeschichte	12. —
Kuhn, M. Paul von Deschwanden, mit zahlreichen Illustrationen. Prachtband mit Goldschnitt	10. —
Leben des ehrw. Pater Hermann	3. —
Martin, Im Fluge, Italien. Reiseerinnerungen	1. 20
Palme, In Freud und Leid, Sammlung leicht ausführbarer Lieder für Männerchöre mit Noten, broch.	1. 20
do. do. in eleg. Ganzleinwand	1. 70
Potter, Fluch und Segen (Erzählung)	1. 50
Rotter, Rettungsanstalten für sittlich verwahrloste Kinder	1. 20
Rundschau, Juristische, für das katholische Deutschland, I. Bd., Heft 1	— 75
Scherer, Bilder aus dem serbischen Volksfamilienleben	2. 40
Schmidt, Kleiner Hausgärtner (9. Aufl.)	3. 75
Schmitz, Schulfreund 38. Jahrgg. Heft 1	— 75
Schweiger-Lerchenfeld, die Adria Liefrg. 1 reich illustrirt (das Werk wird genau in 25 Liefrg. complet)	— 60
Stein, allgem. Electrisation des menschl. Körpers	2. 50
Janssen, Prof., an meine Kritiker	**2. 20**
Baumgartner, Pater, Göthe's Lehr- u. Wanderjahre	**4. 80**

Die Pflanzenwelt in Poeſie, Kunſt und Cultus.

Von

Ad. Reiners.

I. Die Pflanzenwelt.

Die ganze ſichtbare Schöpfung iſt ein Tempel, den ſich die Allmacht und Weisheit Gottes zu ihrer Ehre und Verherrlichung gebaut hat. Es ſoll in ihm Gottes Lob und Preis von bewußten und bewußtloſen Weſen unaufhörlich verkündet werden; von jedem in ſelbſteigener Sprache, deren Laute und Worte von den Völkern der verſchiedenſten Zeiten und Zonen verſtanden und gehört werden.*)

In der Mitte dieſes unermeßlichen Schöpfungstempels ſteht der Menſch, als der wenig unter die Engel erniedrigte Liebling Gottes. Er iſt das Haupt, die Krone der irdiſchen Schöpfung, geſetzt über ſeiner Hände Werk, deſſen Füßen Alles unterworfen iſt.**) In ihm findet die Geiſter- und Körperwelt ihre Vereinigung. Er ſoll als König und Prieſter des ſichtbaren Weltalls in ſeinem Herzen, wie auf einem Altare, das Opfer der Anbetung und Anerkennung darbringen; er ſoll der vernunft- und ſprachbegabte Vertreter der bewußtloſen, ſtummen Natur ſein. Die Lob- und Preishymnen, welche die Sternenheere des Himmels und die Elemente der Erde, das lebloſe Geſtein, die bewegungsloſe Pflanze und das denkunfähige Thier dem Schöpfer darbringen, ſollen in ſeinem Gemüth und Geiſte wiederhallen und dem Allerhöchſten dargebracht werden.

In der ſichtbaren Welt nimmt die Pflanzenwelt mit ihren Geheimniſſen und Wundern eine vorzügliche Stellung ein. Sie

*) Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes und die Veſte verkündigt ſeiner Hände Werk. Ein Tag ſtrömt dem andern das Wort, eine Nacht meldet der andern die Kunde. Das ſind keine Sprachen, das ſind keine Worte, deren Stimmen nicht gehört werden, ihr Schall geht über die ganze Erde, bis zu des Erdballs Grenzen ihre Stimmen ps. 18. 1—8.

**) ps. 8—7.

ist das leichtverständliche und lehrreiche Buch, welches gar mächtig das Herz des gefühlvollen Menschen anspricht und ihm, zwar nur wie im Spiegel und im Räthsel, Gottes Vollkommenheiten, besonders seine Allmacht, Weisheit und Güte verkündet. Weniger als das Thierreich scheint die Pflanzenwelt vom Fluche Gottes getroffen zu sein, der nach dem Falle des Menschen über die ganze Natur erging; denn die Blumen oder Pflanzen in ihrer vollsten Entfaltung, welche das buntfarbene Gewand der kahlen, grauen Erde bilden, nehmen eine eigene Stellung in Gottes Schöpfung ein.*)

Auf Erden sind sie im gewissen Sinne, was die Sterne am Himmelsgewölbe: Bilder der Herrlichkeit einer überirdischen Welt, und Zeichen der göttlichen Liebe. Deßhalb auch macht auf jedes unverdorbene, gefühlvolle Herz die Pflanze, vorzüglich die Blume in ihrer reizenden Pracht und bezaubernden Mannigfaltigkeit einen unerklärlich wohlthuenden, erhebenden und beruhigenden Eindruck. Nicht blos der phantasiereiche Orientale würde wohl dem Menschen das Herz absprechen, der an den stillen harmlosen Kindern der immer gebärenden, fruchtbaren Muttererde keinen Gefallen fände. Alle gefühlvollen Seelen, alle Dichter haben sich von jeher für das Pflanzenreich mit seinen herzansprechenden Blüthen und Formen begeistert.

Wer liest nicht mit Bewunderung in der Odyssee des alten Homer die großartigen Schilderungen der Waldeinsamkeit des Parnasses und seiner dunkeln, dichtbelaubten Felsenthäler, oder die Beschreibung des quellenreichen Pappelhaines in der Pheakeninsel Scheria, und des Landes der Cyclopen, „wo schwellend von saftreichem wogendem Grase die Auen den ungepflegten Rebenhügel umgrenzen." Pindar besingt die mit neuen Blüthen bedeckte Erde, wenn der Sprößling des Palmbaumes dem Seher den anbrechenden duftenden Frühling verkündigt. Plato preist den dunkeln Schatten der hochbelaubten Platane, die Kräuterfülle in vollem Dufte der Blüthen, die Lüfte, welche süß und sommerlich in den Chor der Cicaden wehen."

Auch der Naturmensch muß die stillen Pflanzen lieben, sich dieselben zu seiner Ernährung, Bekleidung, Wohnung, zur Erhaltung seiner Gesundheit, zur Vertreibung seiner Schmerzen zu Nutzen machen. Der von Kummer und Herzelend überschüttete Erdensohn ergeht sich in Gottes freier Natur; er sucht und findet Trost und Beruhigung in der Betrachtung, in der Unterredung mit den still

*) Laurens, Geheimnisse Marien's II. p. 232.

wachsenden und blühenden Pflanzen, die ihm harmlose Kindlein mit Engelköpfchen und treu blauen Aeuglein zu sein dünken.

Der hinsiechende Kranke wankt zitternd auf seinem Stabe hinaus in die frischblühenden und balsamisch duftenden Fluren oder in die grünenden Waldeshallen, um Gesundheit einzuathmen, und in vollen Zügen neues Leben einzutrinken.

Ganz besonders aber hat der religiöse Sinn des Menschen von jeher in dem herrlichen Pflanzenreiche einen Ausdruck seiner Gefühle, und einen Schmuck zur würdigen Ausstattung seiner heiligen Orte gefunden.

II. Das Pflanzenreich im heidnischen Cultus.

Unsere heidnischen Vorfahren hegten, wie Tacitus berichtet, eine heilige Verehrung für die Vegetation. Sie besaßen ihre „geheiligten Haine" ihre hochverehrten „Götterbäume", ihre besonderen „Zauberkräuter", denen göttliche Kraft innewohnen sollte. Bei diesen „Götterbäumen" und in diesen „heiligen Hainen" konnten die ersten Glaubensprediger, wie St. Willibrord († 739) bei dem Positenbild auf Walchern, St. Bonifacius bei der Donnereiche ꝛc. an starkbesuchten Wallfahrtsversammlungen der Heiden, am erfolgreichsten ihr Bekehrungswerk vornehmen und ausführen. Bei den Celten trugen die „Druiden" für die „weiße Baummistel" und das „Eisenkraut" die größte Verehrung. Unter Opfern pflückten sie dieselben und bekränzten damit die Friedensgesandten. Der Egyptier kniete vor dem ganz oder halbgeöffneten Lotusblatte nieder, auch nahm er diese Pflanze als das beliebteste Ornament in die Kunst auf.

Besonders hatten die klassischen Naturvölker, die gebildeten Römer und Griechen, gegen die still wachsenden Pflanzen, die in den blüthenreichen Thälern und waldbekränzten Felsrippen, an den tiefgefärbten Gestaden des wellenschlagenden, lichtwechselnden Meeres ihrer Heimath üppig blühten, eine heilige Scheu, dachten sich selbe belebt und trauten ihnen „Seelen" zu. Göttliche Verehrung zollten sie vielen ihren Gottheiten geweihten Pflanzen und rächten strafend eine Verletzung der ihren Heroen geweihten Bäume und Kräuter.

Die Bäume hatten ihre Driaden, die Blumen ihre Nymphen, die Haine ihre Schutzgötter. Dem „Apollo" gehörten der Lorbeer,

der wilde Oelbaum, die Hyazinthe und der Wachholder; dem Kriegsgotte „Mars" die Esche und die Grasarten; der „Minerva" der Oelbaum; der „Venus" die Rose und die Myrthe; dem „Herkules" die Pappel; dem „Bachus" die Weinrebe, der Epheu, das Feigenblatt, die Narcisse und das Weinblatt; den „Eumeniden" die Cedern und die Erlen; den „Musen" die Palmen.

Die Poesie läßt in den Metamorphosen die junge Nymphe, Akanthe in die Akanthuspflanze, Daphne in einen Lorbeer, Cyparisse in eine Cypresse, Dryope in die Eiche, die Heliaden in Pappeln, die Pytis in eine Fichte, Philyr in eine Linde, die Eumeniden in Erlen verwandelt werden. Metamorphosen erlitten Narcissus, Adonis, Hyacinthus, Crocus, Erebus und viele andere Dryaden und Nymphen. Ceres, die Göttin des Getreidebaues, hatte ihre eigenen Feste und Priester. Es trugen ihre Priester bei den Römern zur Auszeichnung eine Aehrenkrone mit weißer Schleife. Eine Laubkrone galt bei den olympischen geheiligten Spielen als die ehrendste Auszeichnung. Sie bestand aus Oliven-, Eichen-, Myrthen-, Lorbeerblättern, worunter zur Belebung und des Wohlgeruches wegen buntfarbene, wohlduftende Blumen eingeflochten wurden, wie Plinius berichtet. — Der Lorbeerkranz, das besondere Triumpfzeichen, krönte die römischen Kaiser. Als Friedensbaum stand besonders der Lorbeer vor der Thüre der Cäsären und des Oberpriesters. Der Olivenbaum gab seine Zweige her zur Belohnung eines Siegers. Die Myrthe, selbst der grüne Rasen, sowie der Epheu wurden zu festlichen Zierkränzen genommen. Die Juden mußten unter dem Verfolger Antiochus mit Epheukränzen dem Opfer der Götzen beiwohnen. Bürgerkronen wurden aus Eichenblättern geflochten und waren die höchste Auszeichnung; eine Belohnung des Muthes der Soldaten und der anerkannten Tapferkeit und Milde der Feldherren.

Auch als Zierrath des heidnischen Tempels, des Götzenaltares sollte die Pflanze herangezogen werden. Künstliche Blumengewinde aus natürlichen, lebenden Blüthen verfertigt, waren sehr häufig der Schmuck der Altarfronte. Schon Virgil besingt den Duft der frischen Gewinde an Altären und spricht von „weichen Bändern und Verbenen" zur Bekränzung. (Aen. I. 420.) Papinius fordert in seinen Stat. Silv. auf, Gewinde an die Altäre zu spenden. Auch zu Begräbnissen mußte die ausdrucksvolle Pflanze, die bei Opfer und Culthandlungen sinnbildlicher Prediger war, ihre Dienste anbieten. Mit Myrthen bekränzten sich Aeneas und Genossen bei der seinem Vater

veranstalteten Leichenfeier. Die traurige Cypresse, deren Holz zum Verbrennen der Leichen angewandt wurde, sowie die übrigen Abarten und die meisten unserer heutigen Todtenblumen und Kirchhofspflanzen, wurden zur Zierde der Gräber in Anspruch genommen.

III. Die Pflanze bei den Juden und in der heil. Schrift.

In dem von Moses angeordneten Gottesdienste behauptet die Pflanzenwelt eine hohe Ehrenstelle. Am Laubhüttenfest mußten alle Israeliten 7 Tage lang wohnen unter Hütten von Laub, geflochten aus Weiden und andern Baumzweigen; mußten auch mit einem Feststrauß oder „Maien" im Tempel beim Opfer erscheinen, gewunden aus Palm-, Myrthen- und Weidenzweigen, wobei sich auch Adams- oder Citronenäpfel befanden.*) Am siebenten Tag, als am „Weidentag", umzog die lobsingende Schaar der festlichen Waller mit diesen Feststräußen siebenmal den Opferaltar.**)

Bei feierlichen Festzügen, beim Empfang von Fürsten und siegreichen Feldherren, trug das Volk Palmwedel, Granat-, Balsam-, Mandelzweige, oder streute sie, wie am Palmsonntag dem Heilande, unter Hosannarufen über den Weg.

Aus dem Pflanzenreich entnahm ehedem, wie es auch vorzugsweise noch heute der Fall ist, die bilderreiche Sprache der orientalischen Völker ihre schönen Figuren, ihre kühnen Allegorien und Parabeln. Es entstand die sinnvolle Blumensprache, welche die wahre Herzenssprache der Orientalen ist und durch Sinnbilder die heftigen Regungen und Leidenschaften des Herzens auszudrücken sucht. Diese Aufgabe erfüllt noch heutzutage der Selam (Blumenstrauß.***)

---

*) So sprach Esdras: Gehet hinauf auf den Berg und bringet Oliven-Zweige dar und Zweige des schönsten Holzes, Myrthen-Zweige und Palmen-Zweige und Zweige von laubreichen Bäumen, daß man Hütten mache wie geschrieben steht. Esdras 8—13. Vergleiche Allioli: relig. Alterthümer.

**) Nehmet Euch am ersten Tag Früchte des schönsten Baumes und Palmen-Zweige und Aeste von dickbelaubten Bäumen und Bachweiden und ihr sollet fröhlich sein vor dem Herrn. Lev. 23. 40

***) La fleur donne le miel, sagt Chateaubriand, elle est la fille du matin, le charme du printemps, la source des parfums, la grâce de vierges, l'amour des poëtes; elle passe vite comme l'homme, mais elle rend doucement ses feuilles à la terre. Chez les anciens, elle couronnait la coupe du banquet et les cheveux blancs du sage; les premiers chrétiens en couvraient les martyrs et l'autel des catacombes; aujourd'hui, et en mémoire de ces antiques jours, nous la mettons dans nos temples.

Auch in der heil. Poesie, in der begeisterten Sprache der alttestamentlichen Seher, in der heil. Schrift finden wir die Pflanzen sinnbildlich sprechen.*)

So heißt es im Hohenliede Cap. IV. 12.:
„Ein verschlossener Garten bist Du, (meine) Schwester, meine „Braut; ein verschlossener Garten, eine versiegelte Quelle.
„Dein Gewächs ist ein Paradies von Granatäpfelbäumen, mit „der Frucht ihrer Aepfel, mit Cypern und Narden.
„Narden und Saffran, Casien (Kalmus) und Zimmet, mit „allerlei Weihrauchstauden und Bäumen des Libanon, mit „Myrrhe und Aloe und allen köstlichen Salben."

Diese Pflanzen sind alle Sinnbilder der Tugenden, welche die Braut (die Kirche) zieren.

So heißt es ferner im Buche Ecclesiasticus, Kap. 24. 17., wo das Lob der Weisheit gespendet wird, welche Worte die Kirche auf die Gottesmutter anwendet:

„Ich wuchs wie eine Ceder des Libanon und wie eine Cypresse „auf dem Berge Sion, wie eine Palme zu Cades, wie eine „Rosenstaude zu Jericho, wie ein Ahorn am Wasser; ich gebe „Geruch von mir, wie Zimmet und wohlriechender Balsam „und die auserlesenste Myrrhe ꝛc.
„Wie eine Terebinthe breitete ich meine Zweige aus; wie ein Weinstock trug ich wohlriechende, liebliche Früchte."

Der Ysopstengel diente zur Besprengung der Aussätzigen nach ihrer Wiederaufnahme in die Gemeinde bei der Reinigkeitserklärung; darum singt auch der königliche Psalmensänger David: „Wasche mich mit Ysop und weißer werde ich als Schnee"!

Wie die ganze Natur, so ist dem königlichen Sänger ganz besonders die Pflanzenwelt ein Bild der göttlichen Allmacht und Güte. So:

Dans le monde nous attribuons nos affections à ses couleurs; l'espérance à sa verdure; l'innocence à sa blancheur; la pudeur à ses teintes de rose; il y a des nations entières où elle est l'interprête des sentiments; livre charmant qui ne renferme aucune erreur dangereuse et ne garde que l'histoire fugitive des révolutions du cœur.

*) Job. 14, V. 2. Ps. 103, V. 15 u. 16. Sir. 14 V. 18 u. 19. Is. 28, V. 1–4. Is. 40, V. 6–8. I. Petr. 1, V. 24. Jac. 1, V. 9—11.

Psal. 103, V. 1. Herr mein Gott, herrlich bist du überaus
Mit Majestät und Glorie angethan.
Du bist umkleidet mit Licht wie mit einem Gewande
du breitest den Himmel aus wie ein Zelt
und fügest mit Wassern deine Söller.
Du machest Wolken zu deinem Wagen
wandelst auf den Flügeln des Sturmes.
V. 16. Satt werden die Bäume des Feldes
und die Cedern des Libanon die er pflanzte.
Auf ihnen bauen die Vögel
an ihrer Spitze das Nest des Reihers. . . . . .

IV. Die Pflanze in der christlichen Symbolik.

In unserer Kunst und in unserm gewöhnlichen Leben ist diese Zeichensprache, dieser Symbolismus des Blumenlebens allgemein angenommen. Mit der Lilie in der Hand trat der Engel zur reinsten der Jungfrauen mit der frohen Botschaft. Der leidende Welterlöser trug in den letzten Leidensstunden die Dornenkrone der verspotteten Königswürde und den Rohrkolben zur Verhöhnung des Zepters der Macht. — Es ist auch bei uns die Lilie in ihrem blendend weißen Glanze das Bild heiliger Unschuld; die hundertblättrige Rose in ihrer Purpurpracht das Bild inniger Liebe. In der blauen Passionsblume lesen wir Abtödtung, reumüthige Bekehrung und festen Glauben. Hoffnung strahlt uns entgegen aus dem Immergrün, Friede aus dem Oelzweig, Unsterblichkeit aus der Immortelle, der Ernst des Lebens aus dem Rosmarin, der Sieg des Geistes aus der Palme, Bescheidenheit aus dem blauen, duftenden Veilchen, Mitleid aus der Pfingstrose oder Päonie, Freundschaft aus dem Epheu, Zärtlichkeit aus der Myrrthe, liebevolle Erinnerung aus dem Vergißmeinicht, Treu' und Redlichkeit aus dem Eichenlaub, Anspruchslosigkeit aus der Cyane (blaue Kornblume); die Aurikeln sehen uns mit ihren Kinderaugen freundlich an; stille Trauer soll die Weide, Schwermuth die Angelika, tiefes Schauern die Zitterpappel, Wehmuth die Cypresse, Sehnsucht des Wiedersehens die Aster ausdrücken.

Die „Blumen" sagt Bischof Laurent (Geheimnisse Mariä, B. II. p. 232) „sind in ihrer Farbenpracht und ihrem Wohlgeruche Offenbarungen von Gottes Schönheit und Gütigkeit, Zeichen seiner Huld, Pfänder seiner Gunst, Bilder seiner „alten treuen Gedanken." Is. 29, 1. Darum schenken wir Blumen denen, die wir lieben, indem wir ihnen das Edelste und Beste geben wollen, was wir wissen; . . . darum

hat auch der Blumenflor neben dem Kerzenlicht und Weihrauch eine liturgische Bedeutung."

Die Kirche erkennt Maria die schönsten und duftigsten Blumen als Schmuck zu. Ist sie ja die Lilie unter den Dornen, die mystische Rose, von welcher die Kirche singt: „Wie Frühlingstage umgeben sie Rosenblüthen und Lilien des Thales."

Der mittelalterliche Künstler, der die heutzutage noch angestaunten herrliche Dome und anderen Kunstwerke geschaffen, deutete insbesondere in seinen Kunstschöpfungen diese Symbole und Zeichen reichlich aus.

In Skulptur und Malerei verwerthete er mit ebenso viel Geschick die sinnreiche Blüthe. So halten am großen Portal von St. Stephan in Sens Engel Blumenkränze in den Händen, welche den Lohn der Tugend für die Auserwählten andeuten. Zahlose Heiligen tragen Blumen als Triumpfzeichen und Sinnbilder des Tugendlebens.

Die Lilie als Sinnbild der Reinheit und Unschuld findet man auf dem hebräischen Silberling, auf dem Grabe der Jungfrau und in den Katakomben, in der Hand des hl. Joseph des Gerechten; vielfach erscheint sie auch „als Lilie des Thalgrundes" und „Lilie unter Dornen". In mehreren Gemälden des letzten Weltgerichtes entsproßt eine Lilie zur Rechten des Mundes des Erlösers, ein Schwert zur Linken, gegen die Verdammten. Die Sibylle, welche die Geburt des Heilandes ankündigte, hält einen Lilienstengel in Händen.

Die Rose ist Sinnbild des Martyriums; sie wird St. Ursula und ihren Gefährtinnen als Hauptbegränzung gegeben und auch der hl. Rosa von Lima wegen ihres Namens beigelegt. St. Elisabeth von Ungarn, St. Elisabeth von Portugal führen dieses Symbol.

V. Die Pflanze in dem christlichen Cultus.

Hatte schon das auserwählte Volk der still blühenden Pflanze die Thore seines Heiligthums geöffnet, um wie viel mehr mußten die geistigen Nachkommen Abrahams im Neuen Bunde, wo statt der Erstlingsgarbe und der zahlloseu Opfer an Getreide und Thieren das eine unblutige Opfer für alle Zeiten und Orte getreten ist, die Blumen und Blüthen der buntfarbigen Erdenteppichs zur Verehrung des wahren Gottes heranziehen.

Welch' tiefsinnige Auffassung der Natur die alten Anachoreten und griechischen Kirchenväter hatten, zeigt unter Anderem ein Brief Basilius des Großen an Gregor von Nazianz. Wir sehen „wie er in der einsamen Berghütte am Flusse Iris den Blick auf das feuchte Laubdach des unter ihm grünenden Waldes richtet, auf die Fülle blühender Kräuter, die von befruchtenden Wasserdämpfe befeuchtet wurden". „Wenn ich," ruft Gregor von Nyssa, Bruder des Basilius, aus, „jeden Felsenrücken, jeden Thalgrund, jede Ebene mit neuentsprossenem Grase bedeckt sehe, dann den manichfaltigen Schmuck der Bäume, zu meinen Füßen die Lilien, doppelt von der Natur ausgestattet mit Wohlgeruch und Farbenreizen: . . . so wird mein Gemüth von Schwermuth ergriffen, die nicht ohne Wonne ist. Verschwinden dann im Herbste die Früchte, fallen die Blätter, erstarren die Aeste des Baumes, ihres Schmuckes beraubt: so versenken wir uns in den Einklang der Wunderkräfte der Natur. Wer diese mit dem sinnigen Auge der Seele durchschaut, fühlt des Menschen Kleinheit bei der Größe des Weltalls". Und der Goldmund Chrysostomus, der so oft in wahrhaft dichterischen Naturschilderungen sich ergeht, schreibt: „Wer verachtet nicht alle Schöpfungen der Kunst, wenn er, an der Quelle, im hohen Grase oder unter dem dunkeln Schatten dichtbelaubter Bäume ruhend, sein Auge weidet an der weiten dämmernd hinschwindenden Ferne"! (Humbold Cosmos II. p. 30.)

Einige Jahrhunderte später tönt uns aus dem hohen Nordwesten, vom Hofe Karls des Großen die Stimme des großen Gelehrten, Alcuin entgegen, der wehmuthsvolle und bittere Klagen ausstößt, als er die liebgewonnene Natur, welche seine stille Klosterzelle umgab mit dem Hofesglanz vertauschen mußte. „O meine Zelle, süße und geliebte Wohnstätte, leb ewig wohl! Nie mehr werde ich die Wälder, die im Schatten ihrer erfrischenden Zweige Kühlung mir zugeweht, ihr frisches Grün, nie deine mit balsamischen Kräutern bewachsenen Wiesengründe, nie deine fischreichen Bäche, deine Gärten, deine Rosen und Lilienblüthen wiedersehen? Ich soll nie mehr den Gesang der Vögelein, die gleich uns am frühesten Morgen die Messe zum Lobe des Schöpfers sangen, vernehmen"?"

Alle diese von heiliger Begeisterung für den grünenden und blühenden Erdenteppich der Pflanzen und Blüthen ergriffenen große Männer haben zweifelsohne, nach dem Vorbilde der Juden und Heiden, der Vegetation auch die Pforten der Kirchen geöffnet. Eingedenk der Worte des großen Heidenapostels Paulus, (Römer 1, 20)

daß alles Erschaffene, wenngleich unter den Fluche der Sünde seufzend, uns zur Erkenntniß des großen Werkmeisters führt, den wir auf Erden wie in einem Spiegel und Räthsel an seinem Werke erkennen, wollten die ersten Christen gerade die sinnvolle Pflanze als stille Lobrednerin und Predigerin, als anmuthiges Opferkind der wiedererlösten Erde im Inneren ihres Heiligthums aufstellen. Sie soll durch ihre Pracht und ihren Reiz, durch ihre Mannigfaltigkeit und ihren Wohlgerüche einstimmen in das Lob und den Preis des Schöpfers des Weltalls. In dem ersten Jahrhundert, wo gar kein Schmuck, weder Kreuz noch Leuchter den Altartisch zieren durften, konnte wenigstens die Pflanze als Blüthenstrauß oder als Laubgewinde ihren Platz um den Altar herum, oder auch an den Wänden des Presbyteriums erhalten.

Schon in der jungen Apostelkirche erschien die fromme Christenschaar an Festtagen mit Blüthensträußen und Blumenkränzen, um sie auf die als Altar dienende Tumba eines Blutzeugen niederzulegen. Freilich eiferten einige Kirchenschriftsteller, wie Tertullian und Minutius Felix, gegen die Sitte der Heiden, die Todten zu bekränzen, weil die Seligen dessen nicht bedürfen, der Verdammte sich der Blumen nicht freue. Bei gehöriger Belehrung war aber alle Gefahr des heidnischen Wahnes fern, und Blumenkränze wurden immmerdar zur Zier verwendet, da die Blumen in ihrer symbolischen Bedeutung, ein Sinnbild der Vergänglichkeit, eine Belehrung der Lebenden und eine Aufmunterung zur Tugend waren. Der christliche Dichter Prudens fordert die fromme Eulalia auf, Blumen zu pflücken, in Körbe zu bringen und aufzustellen. (Hym. 3):

Pflücket purpurne Veilchen,
Schneidet bluthrothe Crocus ab.
Nicht entbehrt sie der genußreiche Winter,
Die erstarrte Eisrinde befreit die Fluren,
Um die Blumenkörbchen zu füllen.
Jünglinge und Jungfrauen bringen als Gabe
Diese aus Blüthen gewundenen Geschenke.

Der heil. Hieronimus, in seiner Einsiedelei zu Bethlehem lebend, lobt besonders den Nepotian, daß er die Kirchen, Kapellen und Gotteshäuser überhaupt mit Blumen, Baumgeäst und Weinlaub geziert habe. Der heil. Augustin erwähnt eines blinden Weibes, welches bei dem Grabe des heil. Stephanus unter Gebet Blumen geopfert hat. Dann berichtet er ein anderes Wunder, das durch Fürbitte des heil. Blutzeugen durch Blumen gewirkt worden, indem

ein Christ Blumen von dessen Altar nahm und sie des Abends dem Glaubensabtrünnigen Martial unters Haupt legte, worauf dieser mit seiner Heilung auch den Glauben erhielt.

Es schreibt Paulinus (in festum s. Felicis:)

Christen! Lobet Gott, löset die frommen Gelübde,
Bestreuet mit Blumen die Erde, an Festen bekränzt die heiligen Orte,
Purpurn athme der Winter den Frühling an; blüthenreich sei das Jahr;
Die Natur vor der Zeit gebe nach dem heiligen Tage.

Vom heil. Priester Severus berichtet Gregor von Tours, er habe Blumen und Lilien gesammelt, um mit denselben die Wände der Kirche zu zieren. Von der Stadt Emerita in Spanien berichtet er sogar, daß dort vor dem Altare in der Kirche der heil. Eulalia drei Bäume gepflanzt seien, deren Blüthe für die Kranken sehr heilsam befunden werden..

Es braucht uns nicht zu verwundern, wenn wir im gläubigen Mittelalter selbst Königinnen und Fürstinnen es sich zur höchsten Ehre anrechnen sehen, an hohen Festtagen die Altäre mit Laubwerk und Blumen der verschiedensten Gattungen zu zieren. Der Diakon Fortunatus berichtet uns, daß die fromme Königin Radegund aus Thüringen († 944) nicht nur Blumen gesammelt, sondern auch Blumenkränze und Kronen verfertigt habe, womit der Altar behangen wurde.

Der Echternacher Schriftsteller Thiofried († 1110) berichtet in dem 1881 zu Trier edirten Carmen des heil. Willibrord († 739 daß die heil. Omolberga mit Blüthen und Blumen und wohlriechenden Pflanzen aus dem Garten ihres Vaters den Altar geziert habe.

In den alten Statuten des Stiftes Xanten findet sich in einem Codex aus der Mitte des XII. Jahrhundert folgende Vorschrift: Zu St. Johanny und Peter und Paul sind die Custodes gehalten, das Chor und den Hauptaltar mit Blumen und wohlriechenden Kräutern zu zieren.

In einer auf Paulinstag 1398 zu Echternach ausgestellten Verkaufsurkunde ward die Bedingung festgesetzt: eyne corve vol blumen dye zu sente Willibrorde in das cloyster schickent. Also zum 7. November mußte als Frohnbelast der Käufer ein Körbchen Blumen ins Echternacher Kloster senden.

Im Ueberfluß mehren sich in dieser gläubig frommen Zeit des Mittelalters, wo die Religion alle Verhältnisse des menschlichen Daseins unter Europas Völkern durchdrungen hatte, die Beweise,

daß man Blüthen und Blumen zum Gottesdienste als den beliebtesten Schmuck angewandt habe. In tiefer Andacht fiel Franz von Assisi vor der liebreich duftenden Blume nieder und horchte lautlos der Predigerin von Gottes Allmacht und Güte zu, begeisterte sich dann zu solch hoher Gemüthsfülle, daß er den herrlichen Sonnengesang anstimmte, der dem 103. Psalme fast zur Seite gestellt werden darf.

Franziskus von Borgia, St. Paul und St. Johanna vom Kreuz, sowie die Dienstmagd Armella fanden in der Pflanzenpracht einen lehrreichen Katechismus, ein herzansprechendes Gebet- und Betrachtungsbuch. Jede Heilige hatte ihr selbsteigenes Blümlein. Wer kennt nicht z. B. das Elisabethenblümchen, das der Volksmund das ganze Mittelalter hindurch so benannte.

Ueberall hatten die Klöster zur Winterzeit sich die Pflege und Cultur von grünenden und blühenden Pflanzen angelegen sein lassen. Im 13. Jahrhundert soll Albertus Magnus im Dominikaner-Kloster zu Köln ein warmes Treibhaus gehabt haben. Denn dieser berühmte Mann, der wegen seiner seltenen Künste der Zauberei verdächtig war, gab am 6. Januar 1249 dem römischen König Wilhelm bei seiner Durchreise nach Holland ein Fest in einem weiten Raume des Klostergartens, worin er bei angenehmer Wärme Fruchtbäume und blühende Gewächse den Winter hindurch unterhielt.*) Die Fratelli Zeni berichten (1388—1404) von einem grönländischen oder isländischen Kloster, dessen immer schneeloser Garten durch natürliche heiße Quellen erwärmt wurde.**)

St. Alphonsus beneidet die Altarblümchen in seiner Liebe zu Jesus:

O Blumen, die ihr Tag und Nacht verweilet
Bei meinem Herrn, wie seid ihr hoch beglückt
Heil euch, die nimmer ihr von hier enteilet
Bis euch der Tod die Aeuglein zugedrückt.
O wär auch mir das schöne Glück ertheilet,
An diesem Ort zu wohnen, den ihr schmückt!
Welch überselig Loos, könnt' ich mein Leben.
Von meinem Leben hier zum Opfer geben.

VI. Die Pflanze in der christlichen Kunst.

Dem Künstler insbesondere bietet das Pflanzenreich ein ebenso weites als reiches Feld zum Studium. Der allgütige Schöpfer hat seinem Ebenbild und Liebling, den er aus unbegreifbarer Güte an

*) Becker und Hedai, Geschichte der Bischöfe von Utrecht. p. 79.
**) Humbold, Kosmos II. p. 131.

der Schöpfungsmacht Theil nehmen läßt, in der ganzen Schöpfung insbesondere aber in der Pflanzenwelt, Muster und Vorbilder vor die Augen gestellt. Durch die bezaubernde Pracht, die Geheimnisse ihres Wachsens und Wesens, durch die bis in's Unendliche sich vermehrenden Gestaltungen und die vollendetsten Formen, vorzugsweise aber durch die unerreichbare Farbenharmonie, ist das Pflanzenreich für jeden Künstler ein unerschöpfliches Lehrbuch.

Es soll aber der Künstler die Pflanzen nicht nur in der Natur nachahmen, sondern dieselben idealisiren, in vielen Fällen stilisiren. Der Zweck der Kunst darf sich nicht darauf beschränken, die Wirklichkeit zu reproduziren, sonst wäre die Photographie, die doch auf wahre Kunst keinen Anspruch machen darf, die höchste Kunstschöpfung.

Vorzüglich in der christlichen Kunst bekundet sich die Hinneigung zur Natur, und die Anwendung des Pflanzenornamentes. Wie bereits oben bemerkt worden, war das Gefühl für die Natur, das gefühlvolle Interesse an Naturscenen bei den Hellenen, im reizenden Griechenland und bei den Römern im bezaubernden Italien verhältnißmäßig gering, was sich auch in ihrer Kunst offenbart. Bei den griechischen Tempelbauten bilden das Akanthusblatt, die jonische Blume an Knäufen und das Palmblatt an Friesen das einzige der Flora entnommene Ornament, weßhalb der griechische Stil etwas Einförmiges und Ermüdendes an sich zur Schau trägt. Dasselbe ist auch der Fall im römischen Baustile. Die christliche Kunst aber, die sich anfänglich mit ihrem Geiste einen selbsteigenen Weg anbahnen mußte, wandte schon eine größere Fülle von neuen Zierwerken der verschiedensten Pflanzen in den Basilikenbauten und Skulpturgebilden an.

Zu den Palmetten und dem Akanthusblatte gesellen sich alsbald an Säulenknäufen, Gesimsen und den übrigen Kunstschöpfungen die manigfaltigsten Pflanzenmuster. Im Anfang des 2. Jahrtausends waren es die Cluniacensermönche, welche zuerst von den alten Mustern abwichen und in dem reichhaltigen Album der Pflanzenwelt sich neue Ornamentsvorlagen aussuchten. In's Feld verbarg sich der Künstlermönch, betrachtete die Pappel am Waldbache, die ihr wimmelndes und bewegtes Blätternetz gleichsam ihm zuwinkend rauschen ließ. Von großer Begeisterung hingerissen, sieht er nun in Wiese und Hain, unter dem Grase, unter den Kräutern, die so bezaubernden kleinen Pflanzenexemplare sich an und untersucht sinnend Knospen, Blüthen und Früchte. Es betrachtet sein empfänglicher Geist den

Büschel der zierlich geblätterten Farrenkräuter, er mustert staunend den gefiederten, fein durchbrochenen Wedel des Blattes, die noch zusammengekräuselte Blattknospe und er sieht das reichste Muster einer Kapitälchen-Verzierung vor sich. Einige Zeit später sucht er bereits unter den Gesträuchen, bei Epheu, Weinranke, Malve, wilder Rose, Ahorn seine Muster. Diese Pflanzen sind ihm jedoch keine sklavisch zu copirenden Vorlage-Blätter, sondern werden für ihn ein Gegenstand der Inspiration, die ihn nur ihre Hauptmerkmale, ihre Gestalt und besondern Charakter befragen und daraus eigenmächtig sein Ornament sich schaffen läßt.*) Eine eigene Flora bildet sich nun der Künstler, wobei es ihm gar nicht darauf ankömmt, die Spezies streng auseinander zu halten, sondern er mengt bunt in- und durcheinander Knospen, Blätter, Stengel und Blüthen mit Staubfäden, Stempel und Früchten der verschiedensten Arten; dabei betrachtet er aber mit sorgfältiger Aufmerksamkeit die Hauptcharaktere der betreffenden Pflanzen.

Diese monumentale Flora voller Leben und Schwung, besitzt ihre selbsteigenen Gesetze. Nicht genugsam bewundern kann man die Art und Weise, wie die mittelalterlichen Künstler diese „Flora" mit soviel Geschick stilisirt haben. Die gröbern Linien, die jede Pflanze charakterisiren z. B. die durch Fasern gebildeten Winkel, die Blumenstielchen, die schön gebuchteten Wellenlinien des Blattes, der gezähnte oder gesägte Blattrand ꝛc. sind alle im gefälligen Ornamente zur Darstellung gelangt. Um aber Varietät in die unbeweglich gehaltenen Blattornamente zu bringen, mußte der Künstler das stilisirte Blatt bald von der Vorderseite, bald von der Rückseite her zeigen. Nur mit Mühe gelingt es uns, die wir so weit von dem dermalen befolgten Wege abgewichen sind, die damaligen Kunstschöpfungen des Ornamentes, die gleich fern von einer servilen Nachahmung und einem reinen Phantasiegebilde stehen, zu begreifen, geschweige denn zu erreichen.**)

Die mittelalterlichen Baumeister, welche im 12. Jahrhundert aus den Laienschulen und Bauhütten hervorgingen, trachteten danach, in ihren gothischen Domen einen idealisirten Waldesdom darzustellen; sie wußten sogar das spitzenförmige Blatt der Buche mit seinem gesägten Wellenrande in der Verzierung des Knaufes der himmelanstrebenden Säulen kunstvoll anzubringen. Oben an dem äußeren Bauwerk der

*) Viollet-le-Duc. Dictionnaire raisonné de l'architecture V. p. 489.
**) Viollet-le Duc. V. p. 498.

vieläſtigen Thurmesſpitze, an den Tauſenden von Fialen, welche in dem gothiſchen Dome von Ferne her einen Wald von Säulen erſcheinen laſſen, wächſt aus einfachem oder aus doppeltem Blattkranz die Kreuzblume heraus, oder ein Fleuron oder Fünfpaß, oder eine dem Stengel ähnelnde rieſige Steinblume mit Knospen und halberſchloſſenen Blüthen.*) Am Portale ähneln die Säulchen Farnſtaudenſtrünken, geringelten Rohrſchäften, zierlich geſtalteten Palmſtöcken.

Nach den Kreuzzügen wurde die Kunſt mit neuen exotiſchen Pflanzenmuſtern bereichert. Der Künſtlerſchalk der alten Steinmetzen war erfinderiſch bemüht, bei Verzierungen und ſinnbildlichen Darſtellung der Pflanzen, die Thierwelt einzubringen. An dem Baum der Gnade klimmt ſeltſam geſtaltetes Ungeziefer, am Säulenſchaft ringeln ſich Drachen, um's Capital züngeln Baſilisken. Hier lieſt ein Affe Brevier, dort trägt ein Wehrwolf Mitra und Biſchofsinſignien, in Nonnenkleidern ſchleichen Kätzlein daher, mit Kron und Zepter klimmen reißende Thiere zwiſchen Ranken himmelan. Alles ſoll ein Bild der ordnungsloſen ſündigen Gedanken ſein, weßhalb Klarheit, Einheit, Harmonie fehlen dürfen.**)

Die Sumpfdiſtel, das harte Blatt der Stechpalme mit ſeinen krauſen Biegungen, das Dreiblatt des Klees mit ſeinen einfachen Blättlein, der Bärenklau mit ſeiner lappigen Form und ſeinen kräftigen Buchten, die Blätter der von den Minneſängern als Oſter„glohen" gefeierten Akelei u. ſ. w., waren durch ihre rundlichen Einſchnitte, durch ihr leicht und ſicher gezeichnetes Adernetz dem Steinmetzen ein beſonders willkommenes Ornamentsmodell.

Im Kölner Dom finden wir das Diſtelblatt mit ſeinem Blüthenkörbchen, die Lilie in ihrer heraldiſchen Form, die Iris oder Schwertlinie, deren drei unteren Kronenblätter loſe gebogen, wildflatternd herabhängen, während in anmuthigem Linienſchwunge die mehr rippigen inneren Blätter nach Oben ſtreben. Kurzum die anmuthigſten Blattformen des deutſchen Frühlings ſproſſen in dem mittelalterlichen Dom aus dem Steine hervor und zwar ſo kräftig ge-

*) Recht ſchöne Kreuzblumen oder „Fleurons" findet man aus dem 12. und 13. Jahrhundert in dem öfters citirten Werke Viollet-le-Duc. V. p. 474. Auch andere Ornamente der Skulptur, hergenommen aus der Vegetation von Arum, Iris, Nonuphar etc. kann man hier ſehen.

**) Berthold 220.

meißelt, daß sie durch Umriß, Biegung und Aenderung, durch tiefen Schatten und helles Licht, ungemein sich hervorthun.*)

VII. Die Pflanze auf dem christlichen Kirchhofe.

Dem Christen ist der Leib eines verstorbenen Mitbruders, als einstiger Tempel des hl. Geistes und Glied am mystischen Leibe Christi, geheiligt durch das Wasser der Wiedergeburt, geweiht durch die Salbung mit heil. Oel, ein achtungswerthes Gebilde. Deßhalb hat man ihn mit Erfurcht in Särgen von Stein und Cedern oder Eichenholz mit aromatischen Kräutern, gebettet und um die Kirche, als auf dem Gottesacker, beigesetzt. Wie man schon zur Zeit der Christenverfolgungen den früh verblichenen Jünglingen und Jungfrauen

Anmerkung. Die Skulptur oder Mauer-Flora war im 13. Jahrh. eine umfangreiche, wie man an der Kathedrale vor Reims stehen kann. An deren Facade z. B. hat ein Kunstkenner folgende Pflanzen gefunden: eine Guirlande von Akanthusblättern, Cicoium acaule, Quercus pedunculata (oder robur) Vitis vinifera. Potentilla fragaria. Potentilla reptans. Rosa canina. Ranunculus acris. Rosa arvensis. Ranunculus lingua; im Innern: Hydrocotyle vulgare. Asarum vulgare. Ilex aquifolium Vitis. Ranunculus Castaneus. Glechoma hederecea. Sagittaria sagittifolia. Agrimonia Hedera helix etc.

Zu Ende des 13. Jahrhunderts, als bereits die ächte Gothik gleich der Rose in schönster Blüthe dem Abfalle am nächsten war und zu sinken begann, fing man an, sklavisch den Eich-, Feigen- Birn- und Pflaumenbaum zu copiren. Auch an breitblättrigen Wasserpflanzen, an den Grasarten und Blättern der Waldbäume fand man das passende Ornament, das man nur mehr copirte.

Mit dem 14. Jahrh. neigte sich die Kunst immer mehr zu dem Realismus, bis endlich die Renaissance mit ihrer Ausartung in den sinnlosen und widerlich anekelnden Zopf die Kunstherrschaft beanspruchte. Diese Renaissance welche auf sämmtlichen Gebieten der Kunst und Wissenschaften, Alles in der Wiege von Hellas und Rom neugebären wollte, mußte zweifelsohne auch auf die Pflanzenormanente ihren regenerirenden Einfluß geltend machen; deßhalb sehen wir die Vegetation, weil im klassischen Alterthume wenig gebraucht, jetzt nur mehr geduldet, und mit Arabesken und Thiergebilden, wie eine verschrobene Einbildungskraft selbe nur ersinnen konnte, auf die albernste Weise vermischt und durchwirkt, die Pflanzen ohne Stilisirung oft eine dem Auge wehethuende Verzierung erleiden. Zuweilen lieferte in der Renaissancezeit noch ein Künstler ein mit viel Geist und Sinn geziertes Pflanzenornament; aber dann kann man es nur als einen Nachklang, als eine Nachahmung ansehen, woran die Originalität, dem belebenden Safte vergleichbar, gänzlich mangelt. In unseren Tagen ist, Gott sei Dank, eine Rückkehr zu den mittelalterlichen Ornamenten angebahnt worden.

*) Berthold 222.

das Haupt mit einem Blüthenkranze umwand (ein Symbol der Unschuld und Vergänglichkeit), so hing man solche Blumenkränze an Todtenbahren und legte sie auf das Grab. Außer den Inschriften und christlichen Sinnbildern und Gemälden, welche gewöhnlich die Schlaf- und Ruhestätte auf dem Friedhofe oder Gottesacker zierten, sollte auch die sinnvolle anmuthige Pflanze zum ausdrucksvollen Schmucke herangezogen werden. Die Grabhügel wurden besucht und Blumen darüber hingestreut, weßhalb tadelnd einige Väter die Blumen des Gebetes und des Almosens als heilbringende Opfer empfehlen.

Sehr sinnreich ist die Blume auf dem Kirchhofe; denn ihr gleich, welkt das Menschenleben dahin, und wie Blumenstaub wird der Menschenstaub einst zerstreut werden.

Schon die alten Völker des Morgenlandes, Griechen und Römer pflanzten auf Gräbern bestimmte Pflanzen z. B. das Selinon (Zellerie) die Rose, den Wehrmuth, die Weinraute; eigene Todtenkronen wurden aus diesen Blättern geflochten.

Die Grabesschwertlilie, bei uns vielfach die einzige Zierde des Kirchhofes, ist, wie Reisende berichten, in Tharsus die gemeine Zierde der Gräber. Der Wermuth mit seinem wenig anmuthigen Blattschmuck hat sich durch seinen aromatischen Geruch das Recht einer Grabes- und Todespflanze in Süddeutschland erworben.*) Der Rosmarin, der die Braut am Altare, als Sinnbild der Freude und des Glückes, zieren soll, muß als Zeichen der Trauer und der Wehmuth die Jungfrau im Sarge schmücken. Das Weinkräutlein mit seinem durchdringenden Geruch und seinen die Fäulniß verhindernden Eigenschaften ist gleichfalls eine ausdrucksvolle Pflanze des Friedhofes.

Die Casenda offic., hat sich allgemein in Süddeutschland den Namen der Todtenblume erworben. Beliebte Todten-Schmuck-Pflanzen sind: der Wurmsarn mit seinem schön gefranzten, krausen Blattschmuck, das perennierende Marienblümchen oder Maasliebchen, welches den Winterfrost nicht fürchtet, die vielsinnigen Strohblumen in ihren verschiedenen Abarten, welche den schönen Namen „Immortellen" ob ihrer langjährigen Dauerhaftigkeit führen, das Singrün oder die Todtenviole mit ihren hellblauen Blümchen, dessen blattreiche Ranken den Grashügel mit einem grünenden Teppich umhüllen, die Winteraster mit ihren traurigen Blüthenbüscheln, die Sedumarten mit ihren Fettblättern, die des Winters Kälte überleben, die rasenbildenden

*) Siehe: Kirchenschmuck. Die Pflanze als Grabeszier.

Steinbrechpflanzen, die zu Kreuz und Namenzeichen so prachtvoll sich hergeben. Auch der Epheu, einstens von den bachantisch zechenden Culturvölkern um die Stirne geflochten, rankt so sinnvoll an dem Grabesdenkmal empor. Der Buchs mit seinem grünen Blätterschmuck, den der Winterfrost nicht einmal in seiner Farbe zu verwandeln vermag, der eine Einfassungspflanze, und Zierstaude abgibt, auch schon als Sprengwedel neben der Bahre im Weihwassergefäß steckt, bildet heutzutage eine der am häufigsten vorkommenden Grabesblumen die aus alten Zeiten ihren Trauercharakter herleiten. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts wurde kein Jüngling begraben, dessen Haupt nicht mit einem Kranze aus dem allenthalben wildwachsenden Sinngrün geschmückt war. Vielerorts noch legt man dermalen den Verstorbenen als Kopfkissen einen auf Maria Himmelfahrt gesegneten Kräuterbund, unter der vorzugsweise aus bitterem Aloe, (Wermuth), Johanniskraut und Origanum und andere Blümchen besteht.

Auch die Bäume und Gesträuche werden heutzutage, wo der Gottesacker nicht mehr um die Kirche geduldet wird, allgemeiner angewandt. Nach dem Vorbilde der Muselmännischen Friedhöfe im Morgenlande, die düsteren schattigen Hainen gleichen, woraus die weißen Leichensteinen mit Turbanen gekrönt gespensterhaft in dem unheimlichen Dunkel sich ausnehmen, hat man vielfach angefangen, (besonders auf israelitischen und protestantischen Friedhöfen) solche stille Grabeshaine herzustellen. Auf katholischen Kirchhöfen werden hohe Baumgruppen nur in der Mitte oder am Ende des Kirchhofes um das gemeinsame Standkreuz oder die Todtenkapelle gepflanzt.

Gesträuche werden indessen häufig auf den einzelnen Grabeshügeln gepflanzt. An erster Stelle ist die Trauerweide zu nennen, die ihre dünnen, mit dichtem Blattlaub besetzten Ranken regenschirmartig über die Schlummerstätte schützend ausbreitet. Die gemeine Cypresse, mit ihren dunkeln, immergrünen Aesten, ihrer gedrängt buschigen Form nebst der schlanken Gestalt, welche sie in heißen Ländern zu einem Herold des Todes macht, wird bei uns von der Eibe ersetzt. Der amerikanische Lebensbaum die „Thuja", sowie die dekorativen Coniferen und fremdländischen Erikenarten, besonders aber die Wachholderstaude und andere immergrünende Gesträuche, bieten sich uns als Ersatz der Cypreßarten für Todtenpflanzen an.

In unseren Tagen sieht man schon ab von den characteristischen Todtenpflanzen, und wo nicht eine Marmorplatte oder Mosaikgetäfel mit einer abgestumpften Halbsäule, die regelmäßig den heidnischen

Aschenkrug tragen muß, den Halbhügel decken, wird ein Blumenbeet der neuesten Spezies und buntblühendsten Arten daraus gemacht.

VIII. Die Pflanze als Altarschmuck.

Das religiöse Gefühl des Christen hat nach dem Vorgange aller Völker, der sinnigen und ausdrucksvollen Pflanze, die als stille Lobrednerin im Tempel den Gottesdienst verschönern, und die Andacht vermehren soll, eine hervorragende Stelle auf dem Altare eingeräumt. Die Kirche hat in ihren Rubriken, obschon so streng in Bezug auf Alles, das auf den Altar kommt, der Pflanze diese Ehrenstelle gestattet. Das Caermoniale Episc. gestattet Gefäße mit wohlriechenden Blumen und Zweigen oder mit künstlich aus Seide verfertigten Sträußen zwischen die Leuchter zu stellen, wenn sie auf dem Ciborium nicht Platz finden können. (Gavant. Caer. ep. I cap. XII.)

Vor die Tabernakelthüre sollen, wie keine Canontafeln, so auch keine Blumenvasen hingestellt werden, damit die mit Bildnissen gezierte Tabernakelsthürchen nicht verdeckt und das Oeffnen des Tabernakels erschwert werde.

In neuerer Zeit nun sind an Stelle der natürlichen fast allenhalben künstliche Blumen zur Ausschmückung des Altars angewendet worden. Der Gebrauch künstlicher Blumen aus Seidenstoff findet zuerst in den Caeremoniale Episcoporum von Clemens VIII (1600) Erwähnung. Gestattet wird hier, die frischen Blumen des Altares durch künstliche Seidenblumen zu ersetzen, „damit beim Erkalten" der früheren Begeisterung der Altar ohne Blumenschmuck nicht kahl und leer dastände". Als etwaigen Ersatz oder Surrogat des wenig kostenden natürlichen Blumenschmuckes, da man zu den hohen Festtagen der Winterszeit nicht gut lebendige Blumen sich verschaffen konnte, gestattete man also kostspielige Seidenblumen, die eine würdige und kunstsinnige Herstellung ihres hohen Werthes wegen voraussetzen.

Die Erlaubniß wurde als Begünstigung immer mehr ausgebeutet bis in unseren Tagen die kunst- und geschmacklose Modeindustrie für einen scheinbaren Spottpreis Blumensträuße aus Baumwolle, Papier, Holz, Tuch, Wachs, Leder, lakirtem Blech ꝛc., in den variirendsten Formen und in den buntesten Farben verfertigte; welche nunmehr in Stadt- und Landkirchen allgemeine Anwendung

finden. Und wären es noch überall Blumensträuße! Oefters sind es geschnitzte und befranzte Streifen aus grünem, rothen und gelben Blumenpapier, wie sie am Kermeßtisch parabieren. Von der Spitze des Tabernakels, um die Leuchter, um die Expositionsnische darf dieser Flitter herabflattern, so daß der Altar, der zur Andacht stimmen soll, nur Zerstreuung hervorruft, da er einem Modemagazin oder einer Bude mit Kinderspielsachen und sonstigen Tand ähnelt.

A. Reichensperger ergeht sich in seinen Fingerzeigen (p. 93) in energischen und bittern Ausführungen über die kunst- und sinnlosen Industrieproducte eines verschrobenen Kunstgeschmackes, der im Heiligthum sich heutzutage breit macht.

„Es dürfte mehr als zweifelhaft sein, daß solcher Theaterapparat der Würde des heil. Ortes entspricht und sich dazu eignet, die Andacht zu heben. Unter allen Umständen greift die Regel Platz, daß aus der Kirche alles Gewöhnliche, Triviale ferngehalten werden muß. Der Kirche gehört das Typische, durch und durch Aechte; sie steht erhaben über den Speculationen der Industrie und den Launen der Mode .... Nichts widerstrebt mehr dem feierlichen Ernste des Gotteshauses, als der in der sogen. gebildeten Klasse herrschende Geschmack, diese Luxusheuchelei, dieses bunte Durcheinander ohne alle reelle Unterlage. Wahrheit ist das erste Gebot". Wenn der gewiegteste Kunstkenner der Gegenwart über die Ausschmückung unserer Gotteshäuser überhaupt solche Worte gebraucht um wieviel mehr muß er sich über den Plunder von vergilbten und verblaßten Papiersträußen und Körbchen mit Früchten aus Wachs, Terpentin, Alaun und sonstigen Flitter, tadelnd und rügend aussprechen?

Obwohl Gefäße mit künstlichen Blumen aus Seidenstoff eine dienliche Zierde des Altares abgeben können, sagt das von Rom approbirte Prager Concil (1860), so verdienen doch natürliche Blumen und wohlriechendes Pflanzenwerk den Vorzug.*) Die künstlichen Blumen, die den Schein des Lebens heucheln, zumeist sinn- und ausdruckslos eine Frucht der leichtesten Modearbeit, vermögen gar nicht das Herz des Menschen anzusprechen noch zur wahren Andacht zu stimmen.

*) Etsi vasa cum flosculis serico contextis ad ornanda altarier bene insevire queant, flores tamen horti frondesque oderiferae melius convenire videntur. Conc. Prag. Collectio Lac. 532.

Auch vom Kostenstandpunkt aus sind sie verwerflich, da die Feuchtigkeit der Kirchen, die Ausdünstung der versammelten christlichen Gemeinde und die Sonnenstrahlen auch den schönsten buntscheckigen Flitter bald in verblaßte und staubigte, formlose Lumpenfetzen umgestaltet haben werden.

Neben die brennenden Lichter des Altares gestellt, von denen zündende Funken oder brennende Dochtstücke abfallen können, die leicht eine der entzündlichen, ölgetränkteu papiernen Blumen ergreifen dürften, werden diese künstlichen Sträuße nicht selten ein Gegenstand des Erschreckens, der scandalösen und tumultuarischsten Unordnung bei den heil. Functionen abgeben. Auch die natürlichen Blumen bieten ihre Schattenseiten, sind von mancherlei Nachtheilen und bedeutenden Mißständen begleitet. Der starke, gewürzige Duft einiger Blumengattungen, wie Lilien und Syringe (Nägelchen) ꝛc. verursachen in kleinen Kirchen dem Celebranten und vielen Laien häufig Kopfschmerzen und Unwohlsein; in feuchten Gotteshäusern, die nicht gehörig gelüftet werden, gehen die in zu wenig Wasser stehenden, abgeschnittenen zarten Blüthen bald in Verwesung über und geben dann einen nichts weniger als lieblichen Geruch. Auch beim Abfallen der Blüthen werden Leuchterbank und Mensa öfters von dem gelben Pollen oder Blüthenstaub, Stempel und Staubfäden verunreinigt. Zur Winterszeit erst steigern sich alle Schwierigkeiten und Uebelstände.

Blumenstöcke in Töpfen sind, selbst wenn sie mit Hülltöpfen oder mit faltigen oder geschnitzten Papierhüllen umkleidet werden wegen des Begießens dieser Stücke von nachtheiligen Folgen begleitet, denn öfters können diese Blumenpflanzen den Weihrauchduft und die schwüle Qualm-Atmosphäre der Kirche zur Sommerszeit nicht ertragen und sterben ab, oder werden die Leuchterbänke von Schmutz und Feuchtigkeiten Schaden leiden.

So zahlreich auch immer die Schwierigkeiten und Mißstände beim Schmücken des Altares mit lebendigen Blumen sein mögen: es bleibt immer der Wunsch der Kirche, es entspricht dem religiösen Geiste, dem andächtigen Gefühle des Menschen, es verlangt der rechte Kunstsinn und der ästehtische Geschmack, daß nur die vielsinnigen und ausdrucksvollen lebenden und natürlichen Blumen zur Verzierung der heil. Opferstätte, zur würdigen Ausschmückung des Gezeltes Gottes herangezogen werden. Dagegen müssen alle übrigen Surrogate von papierenem und ledernem Flitter mit allen Mitteln und aus allen Kräften ver-

drängt werden. Die Synode von Pistoja durch ihre Neuerungen berüchtigt, wollte die Blumen zugleich mit den Reliquien vom Altare entfernt wissen. Pius VI. erklärte in seiner Bulle Auctorem fidei im Jahre 1794 diese Ansicht als temeraria, gewagt, welche dem frommen von der Kirche gebilligten Brauche zuwider sei."

IX. Eine praktische Anleitung.

Um die Verwendung der Blumen zum Altarschmuck nach den Vorschriften der Kirche zu fördern, wollen wir schließlich eine kleine Anleitung darüber geben.

1. Vor Allem ist beim Schmücken des Tabernakelaltares darauf zu achten, daß nicht liturgische Vorschriften und kirchliche Verordnungen übertreten, oder der Altardienst behindert werde.*) Den Tabernakel soll man also nie zum Postamente oder Träger irgend eines Bouquets oder Blumentopfes machen, oder vor die Thüre des Tabernakels, die mit sinnvollen Bildnissen geziert sein soll, Blumen stellen. Die Mensa des Altares selbst darf ebenfalls nicht mit diesen verzierendem Pflanzengesträuchen oder Blüthensträußen besetzt werden.

2. Man berücksichtige die Eichstädter Instruktion, daß der Altar mehr geschmückt, als belastet werden soll.**)

3. Im Hintergrunde des Retable- und Ciborienaltares, zur Seite des gothischen Bilderschreinaltares darf man zur Verschönerung auf erhöhtem Standplatze grünende oder blühende Kirschlorbeeren oder dergleichen Blattpflanzen hinstellen.

4. Zwei oder vier Blumenbouquets, wie die Jahreszeit und der Garten sie bieten, können nach Verhältniß der Altargröße zur Seite des Tabernakels oder zwischen den Leuchtern ihren Platz erhalten. Möglichst solid und groß sollen die Vasen sein, damit die Gefahr des Umstürzens vermindert und die Erneuerung des Wassers weniger oft vorgenommen werden muß.

5. Einzelne schönblüthige Blumenstöcke, deren rohe, kunstlose Töpfe man durch hölzernes Schienengeflecht oder durch sogenannte

---

*) Vgl. meine Abhandlung „Die Blumen als Altarschmuck" im Organ der christlichen Kunst für die Diöcese Luxemburg 1881.

**) Altaria magis onerare quam ornare non convenit. Inst. Ray. pag. 37.

Hülltöpfe dem kunstsinnigen Auge verhüllen darf, leisten statt der Bouquets gewöhnlich bessere Dienste.*)

6. Man beobachte aber die Vorsicht, in kleinern Kirchen gehörige Lüftung zu besorgen, da auch minder zarte Pflanzen im Blüthestand die mit Weirauch und Kerzen-Dampf geschwängerte Luft des feuchten Gotteshauses nicht gut vertragen können. Man lasse sich die Mühe nicht verdrießen, in linden, thaureichen Sommernächten diese Topfpflanzen der freien Luft auszusetzen. Die Synode von Trier im Jahre 1678 verordnete, die Blumen nicht auf dem Altare zu lassen, bis sie zu welken beginnen.

Die Auswahl der besttauglichen Blumengattungen, sowohl der abgepflückten, die in sorgsam verzierte Gefäße gestellt werden, als der Topfpflanzen, ferner die Art und Weise, wie die verschiedenartigen Tabernakelaltäre, mit oder ohne Hintergrund, sich zieren lassen, muß dem ästetischen Geschmacke des kunstsinnigen Schmuckbesorgers ganz überlassen bleiben; bestimmte Regeln lassen sich hierüber nicht aufstellen.

Nur Blumenstöcke oder auch nur Blüthensträuße, die aus fremdländischen Gärten oder von Treibhauspflanzen herkommen, oder nur Gartenblumen soll man nicht zum Altarschmuck verwenden. Gewächshaus und Zimmer, Garten, Wiese und Feld und Wald dürften unterschiedslos den Altarschmuck zu liefern berechtigt sein. Unsere Wiesenfluren erzeugen des Sommers in Hülle und Fülle die frischesten und farbenreichsten Blumen, die sich auf's Beste zum Altarschmuck eigenen und schicken. In dem trockenen Sommer 1876, wo dem Schreiber dieses das kleine Blumenbeet die wöchentliche Ablieferung zweier Sträuße vorenthielt, wandte er sich an das Wiesenthal. In kurzer Zeit hatte er zwei riesige Bouquets gewunden, die in ihrer zartweichen Farbenpracht alle grellfarbigen Gartenblumen an Schönheit und Reiz weit übertrafen. Nur vornehme Verachtung für das Einheimische und „Gemeine," das tagtäglich unserm Blicke sich darbietet, will den Altarschmuck nur unter Zimmer- und Gartenblumen auswählen, aber verräth dadurch Einseitigkeit und Thorheit. — Schön, lobenswerth und sehr verdienstlich wäre es für jeden Pfarrer, sich die Herbeischaffung von immer frischen Blumen und

*) Zierliche Hülltöpfe mit ceramischen Malereien kann man in jedem Porzellanladen einer Stadt für einige Franken haben. Kunstschön verfertigte Papierhüllen sind auch nicht verwerflich.

Blüthen und Zweigen zum Altarschmucke angelegen sein zu lassen. Für einige Groschen Blumensamen, in ein kleines Beet gesäet, einige Blumenstöcke, die immer durch junge Ableger zahlreich vervielfältigt werden; und die Hausgärten und Wiesen, Wald und Flur würden im Ueberflusse die Blumen bieten.

Sollte aber in einer Ortschaft dem Geistlichen oder Kirchendiener es schwer fallen, hierfür Sorge zu tragen, so mögen mehrere Jungfrauen, auch wohl ein Jungfrauenbund oder eine Bruderschaft sich diese Arbeit der Blumenbesorgung angelegen sein lassen. In nicht wenigen katholischen Gemeinden England's bestehen förmliche Jungfrauenvereine, die sich die löbliche Aufgabe gestellt, allwöchentlich die Kirche mit frischem und lebendigem Blumenschmucke zu versehen. Gewiß verdiente dieses Beispiel, wie A. Reichensperger, (Fingerzeige p. 53,) sagt, auf dem Continente volle Nachahmung.

Die größte, erheblichste Schwierigkeit bringt die Winterzeit mit sich, weil die Herbeischaffung von natürlichen Blumen hier ans Unmögliche streift. Indeß ist diese Schwierigkeit nicht so groß, als man sich dieselbe ausmalt. In der Advent- und in der Fastenzeit dürfen nämlich, der kirchlichen Vorschrift zu Folge, weder Reliquien, noch Blumen, noch anderer Schmuck auf dem Altare sein. Für die einzelnen hohen Festtage im Winter wird man mit weit geringeren Kosten, als der Ankauf von „gemachten" Blumen, die immer viel Geld verschlingen, erfordert, prachtvolle Blattpflanzen (Bigonia) und grünende Bäumchen, sowie blühende Winterblumen sich verschaffen können. Wenn nämlich mit dem Monat Oktober bei den eintretenden Herbstfrösten die Flur ihren blüthenreichen Pflanzenschmuck gänzlich eingebüßt hat, wenn der im braunvioletten Farbenspiel trauernde Wald in den grauen Nebeltagen mit der süßen Schwermuth seinen Blattschmuck dem Wind zum Spiele überläßt: dann gelangt gerade die Winteraster (Chrysanthemum indicum) in vielen Varietäten und Farben in ihren Blüthestand und kann bis in die Mitte Januar ganz leicht und ohne Besorgniß in Vasen oder in Töpfen andauernd in der Kirche zur Verzierung verwendet werden. Rothe Geranien, späte Rosenarten, Goldlack ꝛc. lassen sich gleichfalls bei nicht allzustarkem Froste in der Kirche aufstellen.

Wenn auch in dieser Jahreszeit die Flora mit ihren lieblichen Kindern, der Mythologie zufolge, von der Erdoberfläche weggeflohen, so wachsen doch noch eine Menge ausdauernder und die Kälte über-

stehender Bäume und Gesträucheſortimente, die ihres immergrünen Schmuckes wegen ſich vortrefflichſt zur Dekoration des Altares verwenden laſſen. Erwähnen will ich nur die Thuya-Arten (Lebensbaum), recht ſchöne, immergrüne Zierſtauden; **Erica austral.**, die unſerm Wachholder viel ähnelt; die verſchiedenen Cypreſſen (**cuppressus pyr. u. Laros.**); **Evonymus** in ſeinen verſchiedenen Abarten; **Aucuba jap. u. Juniperus jap., Magnolia grandiflora**; **Buxus arbor u. balearia**; die **Taxus**- Arten u. **Ilex**-Sortimente.

Man glaube ja nicht, daß man keine wildwachſenden Pflanzen bei uns zum Altarſchmucke im Winter antreffe. Ich nenne nur die häufige, oft ſchon im Januar blühende Nießwurz (**Hellebarus foet.**), deren reiches Blatt eine wahre Zierde iſt und von den meiſten Leuten als eine fremdländiſche Pflanze angeſehen wird. Die ſo häufig hierlands angetroffene Walddiſtel (**Ilex**) und die Wachholderſtaude (**Juniperus**), welche beide Zierbäumchen von 0,50—3,09 M. werden, geben eine ſchöne Zierde des Altars, zumal im Winter, wo draußen alles dem Auge ſo wohlthuende Grün mit einer Schnee- und Eiskruſte überdeckt iſt oder eine ſchmutzig graue Aſchfarbe angenommen hat. Wer kennt nicht auf dem Lande die unbeachtet im Walde wild wuchernden Farrenkräuter? Wenngleich ſie häufig und „gemein" und deshalb verachtet ſind, beanſpruchen doch auch dieſe Cryptogamen wegen ihrer zierlichen, vielgegliederten Blätter, die ungetheilte Bewunderung aller Städter und Kunſtkenner. Die Hirſchzunge unſerer Forſtgehege (**Scolopendrium off.**), deren oft meterlanges 5—8 Cent. breites Blatt das lieblichſte glatte Hellgrün im Winter zur Schau trägt, gibt bei einiger Inſtandſetzung eine prachtvolle Zierpflanze ab, die von Liebhabern des Warmhauſes und der Zimmercultur für ein koſtbares, exotiſches Gewächs gehalten wird. Mehr als Einen Blumenfreund und Lehrer der Botanik hat Schreiber dieſes mit ſeinen im kalten Zimmer ſtehenden „Hirſchzungenſtöcken" betreffs des Preiſes und der Herkunft lachenerregende Aeußerungen thun hören.

Auch Blumenſträuße aus den ſogenannten Strohblumen oder Immortellen (**Gnaphalium**) gewunden, können den ganzen Winter hindurch zierend auf dem Altare ſtehen, ohne daß Kälte oder Trockenheit dieſen natürlichen Blumen Eintrag thun. Im Garten kann man Strohblumen aller Größe und aller Farben ziehen und ſelbe mit grünem Mooſe und Zittergräſern in beliebig geſtaltete Bouquets binden. Auch auf den trockenen Haideſtrecken blühen von Juni bis

November allenthalben gelbe, röthliche und weißliche Gnaphalien, ganz kleine Strohblumen, die man jedoch vor ihrer vollständigen Blüthenentfaltung abbrechen muß, dann mit den Blüthenköpfchen nach unten eintrockenen läßt, ehe man sie zu Bouquets windet. Will man die mattgrüne Farbe einiger Pflanzen von verblaßten Gräsern und selbst Moosen, die beim Austrocknen des Chlorophyls eine schmutzig gelbe Farbe annehmen, grün färben, will man die rosafarbigen oder gelbe Blümchen der Gnaphalien roth oder blau färben, so bietet hierfür das spottbillige Anilin das trefflichste Farbmittel.

Wohlduftende Hyacinthenblüthen, in Töpfen und auf Gläsern, auch wohl in nassem Moos im warmen Zimmer um die Mitte Januars zur Blüthe gebracht, alle übrigen Zwiebelblüthen, Crocus, Tulpen, Tazetten ꝛc., in Töpfen getrieben, können an frostfreien Tagen des Winters auf dem Altare, zur Seite des Tabernakels, Auge und Herz des gläubig frommen Beters erfreuen und die Seele zur Andacht stimmen. Auch die blattschöne Cineraria hybrida, sowie deren andere Abarten, wollen um diese Zeit mit den getriebenen Zwiebelblüthen wetteifern.

Mit dem Monat März, wo der kommende Frühling oft seine Vorboten, einige schöne und warme Sommertage vorausschickt, kann die Zimmerkultur bereits eine große Menge von blühenden Topfpflanzen zur Zierde des Altars auf St. Joseph, Maria Verkündigung, Ostern liefern. Nennenswerth sind das sogenannte Gelbveilchen (Cheiranthus, Metzviole), das 4—6 Wochen hindurch eine wohlriechende und reichblühende Altarzierde abgibt, die Lewkoje, die reizenden Azalienstöcke, das Rhododendron (Rosenbäumchen) ꝛc. Weinreben mit zierlich schönem Blattlaub lassen sich in Töpfen ziehen und dann zum Altarschmuck, selbst in Spalier gebrauchen. (Siehe Schmid, der Weinstock als Altarzier).

Mit der Ankunft des Maies, des wonnigen Blüthenmonates, verschwinden für den Blumenfreund alle sorgenvollen Mühen und Beschwerden, deren er zur Winterszeit sich unterziehen muß, um den Altar würdig mit grünem Pflanzenschmuck zu versehen. — Alle Gärten, Wald und Feld bieten in Hülle und Fülle buntfarbene und lieblich duftende Blüthenspenden, um daraus Sträuße zu winden.

In der Verlagshandlung von **A. Fösser Nachfolger** in **Frankfurt a. M.**

ist soeben erschienen

und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ecclesia militans

Ein Cyclus historischer Gedichte

von

Leo Fischer.

Preis elegant gebunden M. 2.50, brosch. M. 2.—

Ein hervorragender katholischer Dichter, dem die Sammlung zur Beurtheilung vorlag, schreibt über dieselbe:

. . . . „Anbei die Gedichte, welche mir durchweg sehr gefallen haben. Geradezu vorzüglich schienen mir . . . . . Auch in den Anderen ist Versbau und Versifikation meisterlich behandelt, Nichts Struppiges und Ungefeiltes. Das Büchlein wird Furore machen."

In der **Herder**'schen Verlagshandlung in **Freiburg** (Baden) ist

soeben erschienen

und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

An meine Kritiker.

Nebst Ergänzungen und Erläuterungen
zu den drei ersten Bänden meiner Geschichte des deutschen Volkes.

Von **Johannes Janssen.**

gr. 8°. (XI u. 227 S.) *M.* 2.20.

In unserem Verlage erscheinen seit 1879 **und können besonders für den Gebrauch in Schulen empfohlen werden:**

Meister-Werke unserer Dichter

Neue Auswahl für Volk und Schule mit kurzen Erläuterungen.

Preis pro Heft 20 Pfg., cartonnirt 30 Pfg.

Es wurden bereits ausgegeben:

1. Schiller's Wilh. Tell, 2. Aufl.
2. Göthe's Heramnn und Dorothea, 2. Aufl.
3. Lessings's Emilia Galotti.
4. Fouqué's Undine.
5. Schiller's Maria Stuart, 2. Aufl.
6. Göthe's Iphigenie, 2. Aufl.
7. Lessing's Minna von Barnhelm, 2. Aufl.
8. Chamisso's Peter Schlemihl.
9. Schiller's Jungfrau v. Orleans.
10. Göthe's Torquato Tasso.
11./12. Herder's Cid (carton. 50 Pf.)
13. 2 Erzählungen von Brentano.
14./16. Immermann's Oberhof (cart. 80 Pf.)
17. Schiller's Braut v. Messina.
18. A. von Droste Hülshoff's Judenbuche.
19. Calderon: Das Leben ein Traum.
20./21. Schiller's Gedichte (carton. 55 Pf.)
22./23. Schiller's Wallenstein. (Erscheint im October.)

Die einzelnen Bändchen der Sammlung sind in jeder Buchhandlung vorräthig oder doch rasch zu beschaffen, desgleichen eingehende Prospekte.

Münster i. Westf., im September 1882.

Aschendorff'sche Buchhandlung.

Die Sünden Englands an dem irischen Volke.*)

Von

J. B. Adler.

„Non licet esse vos.“

I. Politische Unterdrückung Irlands bis Heinrich VIII.

Mit Schaudern liest man die Schilderungen der Grausamkeiten, mit denen die Spanier, ehe Las Casas auftrat, gegen die Ureinwohner der von ihnen neu entdeckten und bald entvölkerten Welt verfuhren. Die ewige Nemesis, die keine Verbrechen an der Menschheit ungeahndet läßt, hat Spanien längst dafür bestraft.

Auch England wird nicht ungestraft bleiben für die Sünden, die es an der „Schwesterinsel“ Irland begangen. Für dieses Land brach nach einem heitern Morgen ein finsterer, stürmischer Mittag herein, und niemand weiß, wann das finstere Gewölk sich verziehen und der Abendhimmel sich wiederum vergolden werde. Jetzt gerade wieder sammeln sich dunkle Wetterwolken über Erin und drohen sich zu verheerendem Sturze zu entladen.

Nachdem im 5. Jahrhundert St. Patrick das Land zu einer „Insel der Heiligen“ umgeschaffen hatte, von wo aus das Licht des Evangeliums weit hinaus nach Osten in die Finsterniß der germanischen Wälder leuchtete, mußte es in den ersten Jahren des 9. Jahrhunderts, wie England, Frankreich und Deutschland, durch die Einfälle der Dänen und Norweger leiden. Die berühmtesten Schulen wurden leer, viele Handschriften in und mit den Klöstern verbrannt, Bauwerke aus der ältesten Kunst-Zeit, Thürme und Kirchen zerstört. Doch schon 1014, als England noch unter dänischem Joche seufzte, hatten die Iren sich vereinigt und der Fremdherrschaft ein Ende ge-

*) Benützt sind in erster Reihe: Staats- und Kirchengeschichte Irlands. Von Wilh. Collier, Berlin 1845. Memoiren des Hauptmannes Rock. Von Th. Moore. Breslau 1825. Th. Moore's poetische Werke 2 Bd. Leipzig 1839. Döllingers Kirchengeschichte, Landshut 1828. Irlands Leiden und Kämpfe. B. Lesker, Mainz 1881. Stimmen aus Maria Laach 20. Bd. 1881. Dann: Macaulay, Weber, Pauli, Venedey ꝛc.

macht. Ungefähr anderthalb Jahrhunderte später setzte ein anderer Eroberer seinen ehernen Fuß auf die grüne Insel und erfüllte eine alte Prophezeiung über deren Geschick, die da lautete: „Eine feurige Kugel von Osten wird kommen, die ganz Irland rund umher verzehren und verbrennen soll." Seit dieser Zeit rollt diese Feuerkugel verbrennend und verzehrend über Erins grüne Gefilde hin und der Weheruf hilfloser Opfer dringt heute noch übers Meer zu unsern Ohren. —

Unter dem Vorwande, politische und religiöse Wirren zu lösen, drang der englische König Heinrich II. (1154—1189), an dessen Händen das Blut eines hl. Thomas Becket klebte, in Irland ein, bemächtigte sich eines Theiles des Landes, das durch Wall und Graben, die sogenannte „Pale" befestigt wurde und vertheilte das übrige Land, obgleich es noch nicht in seinem Besitze war, an seine Barone. Von da an begann der Verzweiflungskampf der Iren gegen ihre Unterdrücker. Wie hoch letztere das Leben eines „bloßen Irländers" schätzten und welch' tödtlicher Haß gegen das arme Volk sie erfüllte, davon mögen folgende Worte Zeugniß ablegen:

„O hättest du damals gelebt, als noch jeder Sachsenmann seinen Feind erstach und dann eine halbe Krone zahlte, sprich, würde bei einer solchen Wahl dein Geiz oder dein Todeshaß in der Wagschale überwogen haben?"

Heinrich sandte 1185 seinen Sohn Johann als Statthalter nach dem neu errungenen Lande, und dieser ungerechte, hochmüthige und raubgierige Prinz mit schlechtem Herzen und schwachem Verstande, erlaubte seiner normänuischen Begleiterschaar jede Bedrückung der Eingebornen, ja er ging selbst mit dem schlimmen Beispiele voran, wenn es galt, den grobsten Unfug zu verüben und Hab und Gut der gequälten oder vertriebenen Irländer zu verprassen. Auch als Johann den englischen Königsthron bestiegen hatte (1199—1216) änderten sich diese Zustände nicht.

Sein Nachfolger Heinrich III. (1216—1272) hatte zwar den besten Willen, die gerechten Bitten seiner irischen Unterthanen zu erhören, und dem Unwesen seiner Barone zu steuern, allein diese, welche lieber Schlachtopfer als Unterthanen haben mochten, beschlossen, die Irländer fernerhin zu behandeln, wie bisher. Noch größeres Unglück brach über das arme Volk herein, als es, um das Joch des verachteten Eduard II. (1307—1327) abzuschütteln, dem ruhmvollen Schottenkönige Robert Bruce die irische Krone anbot. Im Mai 1315 erschien dessen Bruder Eduard an der Nordküste Irlands mit 6000

Schotten und vereinigte sich mit seinen Anhängern. Nachdem er zu Dundalk feierlich zum Könige gekrönt worden war, landete sein Bruder mit einer andern Kriegsmacht, und beide setzten nun ihren Siegeslauf, ohne auf Widerstand zu treffen, bis zu den Mauern Dublins fort. Endlich nahm die englische Regierung ihre Kraft zusammen und sandte Sir John Birmingham, welcher die Schotten in der Nähe von Dundalk traf und am 5. October 1318 gänzlich schlug. Eduard Bruce selbst war im Gefechte umgekommen. Hunger und Elend folgten diesem dreijährigen Kriege; auch die übrige Regierungszeit Eduard II. bietet nur wiederholte Empörungen der Irländer dar, hervorgerufen durch Unterdrückung, Raub und Grausamkeit ihrer Regierer und der englischen Ansiedler. Ein trübes aber wahrheitsgetreues Bild der damaligen Zustände geben uns die Klagen, welche die irischen Stammeshäuptlinge 1317 an Papst Johann XXII. sandten. Es heißt darin:

„Heiligster Vater, wir senden dir eine genaue und wahrheitsgemäße Schilderung der Zustände unseres Volkes und der Ungerechtigkeiten, welche wir und unsere Vorfahren von den englischen Königen, ihren Beamten und den in Irland geborenen englischen Baronen zu erdulden hatten. Mit Gewalt haben sie uns von unsern Wohnungen, Feldern und väterlichen Besitzungen vertrieben. Sie haben uns gezwungen, die Berge, Sümpfe, Wälder und Höhlen zur Rettung unseres Lebens aufzusuchen. Selbst hier lassen sie uns jedoch keine Ruhe; sie trachten vielmehr, uns gänzlich aus dem Lande auszurotten, damit sie es in seiner ganzen Ausdehnung besitzen mögen. Alle geschriebenen Gesetze, nach denen wir früher regiert wurden, haben sie vernichtet, und um unsern Untergang um so sicherer herbeizuführen, lassen sie uns ohne jegliches Gesetz. Alle Laien, und selbst viele Geistliche unter ihnen, sind der Ansicht, daß der Mord eines Irländers keine größere Bedeutung habe, als die Tödtung eines Hundes. Alle ohne Ausnahme behaupten das Recht zu haben, von unsern Ländereien und Gütern Besitz ergreifen zu dürfen."

Eduard III. (1327—1377) wollte diese durch Mißregierung hervorgerufenen Erhebungen durch Strenge unterdrücken, nahm den Irländern den letzten Rest ihres alten Rechtes und suchte alle Verbindung und Vermischung zwischen Engländern und Iren unmöglich zu machen. Vergebens wandten sich die Unterdrückten an den Thron mit der Bitte, daß die Einwohner Irlands nach so vielem ver-

gossenem Blute endlich zum Range und Vorzuge englischer Unterthanen zugelassen werden sollten. Als Antwort erschienen verschärfte Gesetze: Es sollte kein Engländer Eingeborne in seine Familie aufnehmen, es dürften sich die Engländer bei Verlust ihres Besitzes mit den Irländern nicht ehelich verbinden, auch keine Gevatterschaft annehmen. Die schädlichste aller jener Verordnungen aber war die, welche die Irländer von Geburt zu allen öffentlichen Aemtern untüchtig machte und dieselben mit Männern besetzte, welche Ländereien und Beneficien in England besaßen.

Das gedrückte Volk vereinigte sich nun zu einem allgemeinen Bunde. Der Statthalter berief ein Parlament nach Dublin und dieses sandte eine Bittschrift an den Thron, worin die Unterdrückungen und Gewaltthätigkeiten aufgezählt waren und den Statthaltern und englischen Baronen Geldgier und gemeine Ausbeutung des Volkes und Landes bewiesen wurde. Eduard, der sich damals gerade zu einem Zuge gegen Frankreich rüstete, ertheilte keine ungnädige Antwort. Sein Nachfolger Richard II. (1377—1399) bewilligte im Jahre 1386 seinem Günstlinge Robert Vere, den er zum Herzog von Irland gemacht, die Einkünfte Irlands auf Lebenszeit unter der Bedingung, jährlich 5000 Mark in die Schatzkammer zu zahlen. Als er persönlich in Irland erschien, um die Ruhe herzustellen, erhielt er die Nachricht von der Landung des Herzogs Heinrich von Lancaster in England, der ihn mit Einwilligung der Nation des Thrones entsetzte.

Für Irland war dieser Thronwechsel ohne Bedeutung. In dem Kampfe der Parteien York und Lancaster wurde Irland, woher man oft Gelder zur Bestreitung der Kriegskosten bezog, ausgesogen, ohne daß die Schäden der englischen Herrschaft geheilt worden wären. Bessere Zeiten schienen mit Heinrich VII. (1485 bis 1509), mit welchem das Haus Tudor den Thron bestieg, hereinzubrechen, obwohl die englischen Barone nicht damit einverstanden waren; allein es sollte die Leidenszeit für das unglückliche, von den englischen Staatsmännern in steter Aufregung erhaltene und ausgesogene Land erst recht hereinbrechen. *)

*) Nach der wichtigen Schlacht bei Knoktow, welche die Engländer mit Hilfe vornehmer irländischer Edelleute gewonnen hatten, sagte Lord Gorwanstown zum Grafen von Kildare:

„Wir haben jetzt unsere Feinde abgeschlachtet, aber um unser gutes Werk vollkommen zu machen, müssen wir noch einen Schritt weiter gehen und auch den Irländern, die auf unserer Seite sind, die Kehlen abschneiden."

Digitized by Google

II. Politische und religiöse Unterdrückung bis Cromwell.

Das letzte Band, das trotz aller Bedrückung beide Inseln umschlang, das Band der gemeinsamen Religion, sollte mit Gottes Zulassung auch noch zerrissen und der Rassenkrieg zum Religionskrieg umgewandelt werden.

Diesen anzufachen war dem „gekrönten Scheusal" König Heinrich VIII. (1509—1547) vorbehalten, auf den so ganz des Dichters Worte passen: „Was er sprach, war Geißel, und was er schrieb, war Blut." Seit, wie Gray sich ausdrückt, die Liebe diesen Monarchen Weisheit gelehrt und ihm aus Anna Boleyns Augen der erste Strahl des evangelischen Lichtes aufgegangen war, wollte er dieses Licht auch über ganz Irland leuchten lassen. Sein Haupthelfer bei diesem Werke war der apostasirte Augustiner Brown, der wegen seines servilen Charakters zum Erzbischof von Dublin erhoben worden war. Anfangs freilich wollte man das Volk durch Beibehaltung der katholischen Liturgie, der Wallfahrten, Klöster ꝛc. täuschen, wie es ja auch manches gekrönte Haupt und der bekannteste Ordensbruder Browns in Deutschland machten; sobald aber Irland seit 1542 ganz unterjocht und zu einem Königreich verwandelt worden war, warf man die Maske ab. „Thorheiten dieser Art sollten von jetzt an für alle Zukunft in Irland unterdrückt sein," lautete ein Erlaß der k. Kommission. Wiederholte Aufstände bewiesen die Abneigung des Volkes gegen religiöse Neuerungen. Man hatte in Irland ohnehin nur deßhalb den englischen Königen gehorcht, weil man sagte, Irland sei ein päpstliches Lehen und als solches dem Könige übertragen. Lehnte sich nur der Lehensträger gegen den Lehensherrn auf, so wollte man dem Wortbrüchigen nicht mehr gehorchen, am wenigsten aber den Suprematseid leisten, wodurch der König als Oberhaupt der irischen Kirche anerkannt werden sollte.

Selbst wenn die Iren weniger glaubenstreu gewesen wären, so hätten sie sich jedenfalls bedacht, das zweifelhafte Geschenk der Reformation aus den Händen von Menschen anzunehmen, deren Wahlspruch stets lautete: „Tod den Irländern!" Dazu kam noch die Art der Mittel, wodurch man die neue Religion dem Volke zu empfehlen suchte. Unter dem Vorwande des bloßen Gehorsams gegen die Befehle des Staats nahm man das kostbarste Geräth aus den Kirchen weg und versteigerte es. Auch der ehrwürdige Bischofsstab des hl. Patrick, der, wie Moore meint, selbst in seiner aufgeklärten Zeit mit einer reineren Ehrfurcht betrachtet werden würde, als

alle Bischofsstäbe und Bischofsmützen der gesammten Protestantenbank Irland's, wurde von diesen reformirenden Vandalen mit Hohn den Flammen übergeben. Dies geschah am Ostertage 1551 unter der Regierung Eduard VI. (1547—1553), als der oben erwähnte, vom hochmüthigen Augustinerprovinzial zum demüthigen protestantischen Erzbischof verwandelte Brown in seiner Kathedrale zu Dublin den englischen Gottesdienst eingeführt hatte, mit einer Predigt über die Worte des Psalmisten: „Oeffne meine Augen, und ich will betrachten die Wunder in deinem Gesetze." Da aber der eingeborene Klerus der Religion seiner Väter durchaus treu blieb, so mußte man englische, der neuen Lehre zugethane Geistliche kommen lassen, welche schon deßhalb ohne Einfluß waren, weil sie die Landessprache nicht verstanden. Sie amtirten auch stets vor leeren Mauern, was ihnen aber wenig Kummer bereitete, da sie ja gekommen waren die Schafe zu scheeren, nicht, sie zu weiden. —

Eine kurze Zwischenpause dieses sogenannten reformatorischen Treibens entstand unter der Regierung der katholischen Königin Maria (1553—1558). Es ist die einzige Periode, in welcher den Irländern ungekränkte Ausübung ihrer Religion gelassen wurde, auch zugleich eine Zeit der vollkommensten Ruhe und Duldung, so daß viele reformirte Familien aus England hier Schutz suchen konnten. Nachdem die edle und reine Königin 1558 gestorben war, begann für Irland die Zeit der tiefsten Erniedrigung.

Es folgte ihre Schwester Elisabeth (1558—1663), ein Weib, das nur protestantische Engländer loben, und nur außerenglische blinde Katholikenhasser nicht tadeln können. Bekennen doch selbst protestantische Geschichtschreiber, daß sie zeitlebens eine leidenschaftliche Gefallsucht gegen das männliche Geschlecht gezeigt habe und ganz verliebt in ihre eigene Schönheit gewesen sei, so daß sie mit 60 Jahren sich noch gerne mit Nymphen oder der Liebesgöttin vergleichen hörte, und sich aus Eitelkeit und Gefallsucht zu mancher Ungerechtigkeit verleiten ließ. Von der Zahl der Günstlinge der „jungfräulichen" Königin wollen wir gar nicht reden.

Mit ihr begann für Irland eine Periode des Blutvergießens, der Verwüstung, der Hungersnoth und der Auswanderung, welche heute noch nicht abgeschlossen ist. Der Plan, Irland durch Ausrottung der Irländer zur Ruhe zu bringen, wurde unter ihrer Regierung im Großen versucht und es fehlte nicht viel, daß der Bericht an die Königin, in Irland sei für Ihre Majestät wenig mehr übrig,

um darüber zu herrschen, als Leichen und Asche, die reinste Wahrheit enthielt! War es bisher für den Engländer keine Sünde, den „wilden Irischen" zu tödten, so legte das durch die reformationswüthende Herrscherin mit Gewalt verbreitete neue Evangelium jetzt ihm noch die Pflicht auf, das Land von dem verdammungswürdigen Aberglauben der Papisten zu befreien, die sich Ihrer Majestät nicht unterwerfen wollten. Todesmuthig kämpften die Iren für das einzige Gut, das ihnen noch geblieben war, ihre Religion; allein sie unterlagen der englischen Uebermacht, und vier Tage vor ihrem Tode hörte Elisabeth, daß Irland beruhigt sei. Wie es um diese Ruhe stand, gesteht uns der englische Dichter Edmund Spenser, der selbst von den 574,000 confiscirten Acres Land 3000 erhalten hatte.*)

„Ungeachtet", sagt er in seinem Buche über den Zustand Irlands von der Provinz Munster, „es ein Land voll Reichthum und Ueberfluß war, so ward es doch, ehe anderthalb Jahre vergangen waren, in ein solches Elend gestürzt, daß selbst ein Herz von Stein damit hätte Mitleid haben müssen. Aus jedem Winkel der Wälder und Gebirgsschluchten kamen sie auf ihren Händen hervorgekrochen, da ihre Füße sie nicht mehr zu tragen vermochten; sie sahen aus wie Todtengerippe, redeten wie Geister, die aus ihren Gräbern heraufrufen, verzehrten die Leichen, ja zuletzt einander selber. Dies ging so weit, daß sie sich nicht scheuten, die Leichen aus den Gräbern zu wühlen, und wenn sie einen Fleck Wasserkresse oder dreiblätterigen Klee antrafen, sich darum wie um ein Festmahl drängten, das zwar für den Moment, aber nicht weiter zureichte, so daß in kurzer Zeit keiner mehr übrig war, und ein so bevölkertes und reiches Land plötzlich von Menschen und Thieren öde gelassen wurde".

Da die Hungersnoth in Munster den Zweck, Irland von Iren zu reinigen, so gut erfüllte, so wurde dasselbe System auch in Leinster und Ulster angenommen und jene Todesart, die Homer für die traurigste erklärt, die ein Mensch erleiden kann, ward nun als ein Universalmittel gegen alle Uebel Irlands angewandt. „Die Soldaten" — erzählt Moryson — „durch das Beispiel ihrer Offiziere aufgemuntert, hieben überall das stehende Korn mit ihren Säbeln nieder und ersannen alle möglichen Mittel, um die unglücklichen Einwohner aller Lebensbedürfnisse zu berauben. Hunger ward für das

*) 1 Acre = 2/3 Hectar. (40.467 Aren).

ſchnellſte und wirkſamſte Mittel erkannt, um ſie zu unterwerfen". Aehnlich wurde es auch in anderen Provinzen gemacht. Auf dieſe Weiſe war es möglich, daß man der lebensmüden, von Genuß überſatten und von Gewiſſensbiſſen gequälten Königin, wie ſchon erwähnt, vier Tage, ehe ſie vor Gottes Richterſtuhl ſtehen mußte, die gänzliche Unterwerfung Irlands melden konnte. „Die Triumpfe, welche proteſtantiſche Toleranz auf der Inſel der Heiligen gefeiert," ſagt P. Victor Cathrein S. J. in den Stimmen aus Maria Laach „ſtellen alle Fabeln von den Blutthaten der Inquiſition in Schatten. Selbſt die Mißhandlungen und Deportationen der Polen unter ruſſiſcher Herrſchaft, ſo ſchrecklich ſie auch klingen mögen, ſind ſchwache Schattenbilder gegen die Blutbäder, welche die proteſtantiſchen Eroberer in Irland anrichteten."

„Kein Schauſpiel", ſagt der engliſche proteſtantiſche Geſchichtſchreiber Morriſon, „war häufiger, als in den Gaſſen der Städte, beſonders in den verheerten Landſtrichen ganze Haufen dieſes unglücklichen Volkes, tod umherliegen zu ſehen, den Mund noch grün gefärbt von den Neſſeln, Ampfern und all' dem, was ſie immer aus dem Boden reißen konnten."

Von Jakob I. (1603—1625), dem Sohne der von Eliſabeth unſchuldig ermordeten, katholiſchen Maria Stuart, der nach ihrer Meinung von einer ihrer alten Herrſcherfamilien abſtammte, hofften die Irländer eine beſſere Behandlung und größere Schonung ihres Glaubens; aber ſie wurden bald enttäuſcht. Eine ſeiner erſten Proklamationen lautete: „Da ſeine Majeſtät in Erfahrung gebracht haben, daß ihre Unterthanen im Irland durch falſchen Bericht getäuſcht worden, als wäre Seine Majeſtät geneigt, ihnen Gewiſſensfreiheit und freie Wahl in Religionsſachen zuzugeſtehen, ſo erklärt ſie hierdurch ihren geliebten Unterthanen in Irland, daß ſie *keine* Gewiſſensfreiheit der Art geſtatten wird, wie ſie jenem Berichte zufolge erwarten zu dürfen glaubten."

Irländiſche Deputirte, welche um Religionsfreiheit baten, mußten dieſen Frevel mit dem Kerker büßen und Jakob erklärte, er werde nie dieſen abgöttiſchen Cultus dulden. Eine Proklamation von 1605 befahl allen Prieſtern, Irland bei Todesſtrafe zu verlaſſen; alle Katholiken wurden gezwungen, an Sonn- und Feiertagen dem proteſtantiſchen Gottesdienſte beizuwohnen, obwohl ſie kein Wort von der engliſchen Predigt und Liturgie verſtanden. Mit einer wahrhaft raffinirten Grauſamkeit wurden ſogar Katholiken von Rang unter dem Namen Inquiſitoren vom Staate dazu ernannt, darüber zu wachen, und alle diejenigen ihrer Glaubensgenoſſen anzuzeigen,

Digitized by Google

welche an den bestimmten Tagen die protestantischen Kirchen nicht besuchten. Vernachlässigten sie diese entehrenden Verpflichtungen, so wurden sie zu schwerer Geldstrafe und langer Einkerkerung verurtheilt.

Die über solche Maßregeln ausgebrochenen Unruhen wurden in Blut erstickt und mußten den Vorwand zu neuen Konfiskationen geben. Fast zwei Mill. Acres wurden Londoner Gesellschaften zur Kolonisation angetragen, welche Massen vonliederlichem Gesindel und Abenteurern in's Land führten. Auch die schottischen Presbyterianer, die grimmigsten Feinde der Katholiken, ließen sich bei dieser Gelegenheit nieder. Damit hatte man noch nicht genug. Unter dem Vorwande einer gerichtlichen Untersuchung über unzureichende Rechtsansprüche wurde durch das ganze Land ein Raubsystem begründet und die Besitzungen eines jeden hingen blos von der Gnade irgend einer Kreatur der Krone ab. Ueberall wurden, wie der irische Gewährsmann Leland versichert, Spione in Thätigkeit gesetzt, um in den Rechtsansprüchen, die jeder auf sein Grundstück hatte, einen Makel auszuwittern. Es fehlt nicht an Beispielen der boshaftesten Ränke, der härtesten Grausamkeit, der nichtswürdigsten Meineidigkeit, der schimpflichsten Bestechung, die man anwendete, um dem gutmüthigen und harmlosen Landbesitzer das Erbe seiner Väter zu rauben. Um das irische Parlament dem Willen des Königs gefügig zu machen, scheute man sich nicht, Bediente, Schreiber ꝛc. zu Parlamentsmitgliedern zu ernennen. —

Nicht besser ging es den Iren unter Karl I. (1625—1649). Trotzdem große Summen aus Irland flossen und eine bedeutende Heeresmacht ihm gestellt wurde, konnten die Irländer nichts als leere Versprechungen von ihm erhalten. Sein Statthalter Wentworth arbeitete vielmehr an einer gänzlichen Vertilgung der alten Religion, setzte zwölf Pence Strafe auf jedes Versäumniß des protestantischen Gottesdienstes und entriß den Eingeborenen die ganze Provinz Connaught, die er zum Eigenthum der Krone machte. Nachdem aber die Schotten ihren Covenant zum Schutze ihrer Religion geschlossen hatten und vom englischen Parlamente das Aergste gegen Irland zu befürchten war, bildeten 1642 auch die Irländer einen großen Bund zur Selbsterhaltung, und Moore, ein heimischer Fürst, trat an die Spitze. Eine Nationalversammlung der katholischen Prälaten zu Kilkenny erklärte den Krieg, der auch eine Zeit lang mit sichtbarer Ueberlegenheit auf Seite der Irländer geführt wurde, für rechtmäßig. Die Aufständischen suchten sich der Ländereien zu bemächtigen, die ihnen unter dieser und der vorigen Regierung entrissen und englischen

Pflanzern überwieſen worden waren; letztere wurden aufgefordert abzuziehen, und wenn ſie nicht Folge leiſteten, aus ihrem angemaßten Beſitzthum vertrieben. Dabei fielen anfangs keine oder nur ſehr wenige Ermordungen vor; aber nun rächten ſich die Engländer, welche ja ſchon längſt das Leben eines Irländers für etwas ſehr Unbedeutendes anſahen, durch allgemeines Blutvergießen, ohne einen Unterſchied zwiſchen den Aufgeſtandenen und ruhig Gebliebenen zu machen. Auf der Halbinſel Magee, wo ſich noch keine Spur des Aufſtandes gezeigt hatte, wurden allein 3000 Männer, Weiber und Kinder niedergemacht. Dies mußte die Iren um ſo mehr zur Wuth reizen, als die Lords des geheimen Rathes der Armee Befehl gaben, in den Diſtrikten, wo die Rebellen bei ihrem Durchmarſche Aufnahme gefunden, nicht nur alle Häuſer niederzubrennen, ſondern auch jeden mannbaren Einwohner zu tödten. Engliſche Offiziere gaben ſogar ihren Soldaten Befehl, ſelbſt der kleinen Kinder nicht zu ſchonen.

Proteſtantiſche Geſchichtſchreiber überſehen dies und wiſſen in gewohnter Art Schreckliches von den Metzeleien der Irländer zu erzählen, ja ſie phantaſiren ſogar von einem allgemeinen Blutbade. Milton behauptet in ſeiner Blindheit, daß in Ulſter 154,000 Proteſtanten gefallen ſeien, und andere finden ſelbſt dieſe Zahl noch nicht hoch genug. Wer denkt nicht an „die Opfer der Inquiſition", an tauſende von Kinderköpfen in einem römiſchen Kloſterweiher, an das vom blutdürſtigen Tilly verbrannte Magdeburg, an die zahlloſen Jeſuitenromane und andere proteſtantiſche Schauergeſchichten! Thatſache iſt, daß die Zahl der in den zwei Jahren des Aufſtandes getödteten Engländer ſich auf höchſtens 12,000 beläuft.

III. Verfolgung der königstreuen Iren bis Wilhelm von Oranien.

Nachdem Karl I. auf dem Schaffot geblutet und die Puritaner unter Cromwell zur Herrſchaft gelangt waren, wurden die Irländer, welche bis daher als Rebellen behandelt worden waren, noch weit heftiger als Royaliſten verfolgt und niedergemetzelt. Der lang gehegte Plan der engliſchen Staatsmänner, Irland durch Ausrottung der Irländer zu beruhigen, ſchien ſich verwirklichen zu wollen. Sogar eine Peſt, wiewohl der ſchonendſte und am wenigſten gefährliche Feind, reichte hilfreiche Hand hinzu. Es war in der That von der ganzen katholiſchen Bevölkerung wenig mehr übrig, als gerade hinreichend war, um die verödete Landſchaft von Connaught zu beleben, wohin ſie jetzt wie Heerden von Vieh von Cromwell getrieben

wurde unter der Drohung, daß alle, welche sich nachher etwa in irgend einem andern Theile des Königsreichs würden blicken lassen, sei es Mann, Weib oder Kind, durch jeden, der sie sähe oder träfe, erschlagen werden könnten. Dies war ganz im Sinne des Parlaments gesprochen, welches befohlen hatte, „alles zu tödten, niederzumetzeln, zu vertilgen, zu plündern, zu verbrennen, zu vernichten, wie die Israeliten mit den Kanaanitern gethan". Shakespeare hat wahrlich recht, wenn er sagt: „Der Teufel selber kann die heilige Schrift für seine Zwecke citiren". Die bibelfrommen Soldaten Cromwells handelten auch getreulich nach dem ihnen aufgestellten Muster und demzufolge „theilten sie allen Raub der Städte und Vieh unter sich, und alle Menschen schlugen sie mit der Schärfe des Schwertes, bis sie dieselben vertilgten, und nichts ließen sie übrig, das Odem hatte".

Nicht selten looften die englischen Soldaten, in welchem Theile des Königreiches sie ihre Landesantheile erhalten sollten. Die aus 107,611 Acres Land bestehenden Güter Lord Antrims fielen durchs Loos dem Sir J. Clotworthy und einigen andern zu, welche 7000 Pfund zur Expedition vorgeschossen hatten. Eine bezeichnende Probe von Cromwells großer Bibelfrömmigkeit ist der Bericht, den er nach der Uebergabe von Drogheda an das Parlament sandte. Diese Stadt hatte sich nach heldenmüthiger Gegenwehr unter der Bedingung der Unverletzlichkeit von Mann und Eigenthum ergeben. Cromwell aber, der Pardon zugesagt hatte, ließ fünf Tage lang morden und die Besatzung bis auf den letzten Mann niederhauen; über tausend Menschen wurden in der Kirche abgeschlachtet. Hierauf schickte er Bericht an das Parlament, in dem es hieß: „Wer hat dieses große Werk verrichtet? Es war nicht unsere eigene Macht, es war der Geist Gottes. Ich wünsche, daß alle edlen Herzen den Ruhm davon Gott allein beimessen mögen, dem auch wirklich der Preis dieser uns erwiesenen Gnade allein gebührt". — Wäre so etwas von einem katholischen Heerführer geschehen, alle Lehrbücher in hohen und niedern Schulen müßten es zum abschreckenden Beispiele der Jugend erzählen.

„Wer kann", sagt Lesker in seiner Schilderung der Leiden und Kämpfe Irlands, „die Leiden schildern, welche Irland zu erdulden hatte, als ein solches Heer von Fanatikern die unglückliche Insel überfluthete. Frauen und Kinder wurden kaltblütig gemordet, Priester verbrannt, Kirchen geplündert und dem Feuer übergeben, Männer und Jünglinge auf Schiffe gebracht und auf hoher See

dann ertränkt. 40,000 Iren ließen sich von französischen und spanischen Werbern für den Kriegsdienst anwerben und suchten dadurch den Schrecknissen zu entgehen, die ihr Vaterland darbot. 20,000 wurden als Sklaven nach Westindien verkauft, darunter auf einmal 1000 Mädchen, welche man den Armen ihrer Mütter entrissen hatte. „Es geschieht", schrieb einer von Cromwell's Agenten, „zu ihrem und dem öffentlichen Wohle." Englische Handelsleute eilten damals herbei, um die gefangenen Weiber und Kinder in die Sklaverei zu verkaufen und sich durch diesen Menschenhandel zu bereichern. Was irgendwie als Nahrung dienen konnte, wurde zerstört, damit die Hungersnoth das Werk des Schwertes vollende. Es war die Absicht der Puritaner, die Katholiken wenigstens aus drei Provinzen gänzlich zu vertilgen; wer in denselben dem Schwerte entronnen war, wurde nach Connaught geschickt. Das war die große „Transplantation." „Zur Hölle oder nach Connaught!" lautete die puritanische Parole. Wer sich nach März 1655 noch in einer anderen Provinz blicken ließ, verfiel dem Kriegsgerichte und wurde gehängt. Thatsächlich sah man in der St. Patrickskirche in Dublin Leichen hängen, an deren Brust ein Plakat geheftet war mit der Inschrift: „For not transplanting", „für Nichtübersiedlung." Selbst Connaught wurde den bedauernswerthen Iren nicht ganz eingeräumt; sie durften sich nicht 2 englische Meilen vom Shannon und 4 Meilen von der Seeküste blicken lassen. Was ihnen blieb, war theilweise ödes Land; von der Grafschaft Clare, die dazu gehörte, schrieb man, „daß sie nicht Holz genug habe, um einen Menschen zu hängen, nicht Wasser, um ihn zu ersäufen und nicht Erde, um ihn zu begraben."

Die verpfändeten $2^1/_2$ Mill. Acres reichten lange nicht zur Deckung der Kriegskosten. Der Staat schuldete dem Heere allein für Sold und Naturalien £ 3 Mill., darum die große Transplantation. Alle Iren wurden von der Maßregel betroffen, selbst jene, welche sich nicht an dem Kampfe gegen England betheiligt hatten; letztere verloren ein Drittheil ihres Besitzthums und erhielten Entschädigung für den Rest in Connaught. Auch die irischen Protestanten mußten ein Fünftheil des Werthes ihres Eigenthums zahlen. 7,708,237 Acres Land wurden confiscirt und theils den Speculanten, welche zu Anfang des Krieges Geld geschafft hatten, theils den Soldaten überantwortet. Auch die Städte, in denen das englische Element vorherrschte, die jedoch ebenfalls dem alten Glauben treu

geblieben waren, wurden von den Katholiken gesäubert. An die Stelle der Ausgetriebenen siedelten sich englische und schottische Puritaner an, welche auch später, als die Iren wieder geduldet wurden, alle Gerechtsame in sich vereinigten. Die Leiden der irischen Katholiken unter der Herrschaft Cromwell's sind, wie Hallam, ein englischer Geschichtschreiber meint, nur von denen der Juden bei ihrer Vernichtung durch Titus übertroffen worden. Noch heute glauben die Iren, daß Cromwell alle Katholiken zwischen sechzehn und sechzig Jahren, die in seine Gewalt gefallen, umbringen, allen Knaben von sechs bis sechzehn Jahren die rechte Hand abhauen und allen Weibern die Brüste mit glühendem Eisen versengen ließ. Noch heute lautet die schrecklichste Verwünschung, die der Ire kennt: „Cromwells Fluch komme über dich!" — Die eine Hälfte der irischen Bevölkerung war in diesem schauerlichen Kriege umgekommen, die andere lebte gleich den wilden Thieren in Sümpfen und Einöden, um der Wuth der predigenden und psalmensingenden Cromwellianer zu entgehen. Wölfe trieben sich damals vor den Thoren von Dublin herum, und die Jagd auf sie und katholische Priester gehörte zu den einträglichsten Geschäften von Irland.

Obgleich die Iren am längsten für das Königreich gekämpft und Swifts Worte, treue Anhänglichkeit an den König sei eine schwache Seite der Irländer, mit ihrem Blute bestätigt hatten, so wurden nach der Wiederherstellung desselben wiederum 7,800,000 Acres Landes für einen bunten Schwarm Abenteurer der verschiedensten Religionssekten, die damals England beunruhigten, eingezogen, „weil das protestantische und englische Interesse es forderte". Karl II. (1660—1685) hielt die Gesetze, welche die Irländer von allen Aemtern ausschlossen, in Kraft; die katholischen Abgeordneten, welche 1662 in London um Abhilfe baten, fanden keine wohlwollende Aufnahme. Sie hatten weder Geld noch Freunde und wurden von den protestantischen Engländern mit Abscheu angeblickt. Der König befahl sogar, keine Bittschrift mehr von ihnen anzunehmen. Der königliche Statthalter Esser schildert die Lage der Katholiken mit folgenden Worten: „Ich kann die Leiden des Landes mit nichts vergleichen, als mit denen eines Hirsches, der abgerennt den Hunden zum Lohne hingeworfen wird, von dem jeder sich ein Stück abreißt." Da das englische Ministerium die Katholiken vergeblich zum Aufruhr zu verleiten suchte, aber doch den Schein eines solchen brauchte, so wurde der römisch-katholische Primas von Irland, ein nach dem Zeugnisse

der Zeitgenossen weiser, besonnener und ruhiger Mann, welcher der Regierung den schuldigen Gehorsam nie versagte, nach England geschleppt und auf die Anklage angestifteter Zeugen zu Tyburn hingerichtet. Auch dabei blieb Erin „der schweigenden Thräne treu".

Bessere Zeiten schienen für das Volk von Martyrern anzubrechen, als Karls Bruder, Jacob II., 1695 den englischen Thron bestieg. Er schickte einen Gesandten an den Papst und nahm einen päpstlichen Nuntius an; er stellte im Schlosse die Messe wieder her und gestattete den katholischen Kultus in Privatkapellen; er gewährte den Jesuiten und andern Orden sichern Aufenthalt im Reiche, beförderte Bekehrungen und sicherte den übergetretenen Geistlichen den Fortgenuß ihrer Pfründen. In Irland wurden die Offiziersstellen mit Katholiken besetzt und letzteren auch in den Gerichtshöfen Sitze eingeräumt. Leider war aber Jacob II. nicht bestimmt, einem Volke, das in Sklaverei schmachtete, die Freiheit zu bringen. Eine Anzahl entlassener protestantischer Offiziere trat in holländische Dienste, wo sie vom Prinzen von Oranien gern aufgenommen, beschützt und angestellt wurden. Dieser, Jacobs Schwiegersohn und vermuthlicher Thronerbe, ließ sich, nachdem durch die Geburt eines Prinzen seine Aussichten auf den englischen Thron vernichtet waren, von jenen und andern des Herrschens gewohnten englischen Protestanten gern einladen, seinen Schwiegervater mit den Waffen in der Hand vom Throne zu stoßen. Ludwig XIV. von Frankreich, der von des Prinzen Plänen frühzeitig unterrichtet war, gab dem König Jacob ungesäumt Nachricht und erbot sich, ihm zur Abwendung der Gefahr Hilfe zu leisten.

Allein Jacob glaubte nichts; er verwarf mit vielem Stolze die so nöthige Beihilfe und schlief ruhig am Rande des Verderbens. Bald brach dieses über den sorglosen, den Schwüren seiner protestantischen Unterthanen vertrauenden Fürsten herein. Am 5. November 1688 landete der Oranier mit großer Macht zu Torbay in England. Eine englische Flagge mit des Prinzen Wappen, umgeben von der Inschrift: „Die protestantische Religion und die Freiheit Englands", wehte von seinem Schiffe; unter der Inschrift befand sich das Motto des Hauses Nassau: „Je maintiendrai".*) (Ich will

*) Wer denkt hier nicht an einen andern „Befreier", der 58 Jahre früher mit 15,000 Mann auf der Insel Usedom landete, unsägliches Elend über Deutschland brachte, desungeachtet aber noch heute von einem großen Theil betrügender und betrogener Deutschen abgöttisch verehrt wird!

erhalten). Bald ging das meineidige englische Kriegsheer, von seinen Offizieren verleitet, zu dem „Befreier" über.

IV. Knechtung Irland's von der Eroberung durch Wilhelm von Oranien bis zur Union.

Die Iren blieben ihrem rechtmäßigen Könige treu und kämpften, stolz, für ihn in den Tod zu gehen, unterstützt von Frankreich, bis sie nach der Niederlage an der Boyne 1690 zur Kapitulation von Limerick gezwungen wurden. In derselben versprach man ihnen einige Gewissensfreiheit, allein man scheute sich nicht, diesen Vertrag aufs Schändlichste zu brechen. Man erklärte, die Gesetze wüßten nichts von der Existenz der Katholiken im Königreiche, und das Dasein derselben sei nur daraus erklärlich, daß die Regierung durch die Finger sehe. Cromwells unmenschliche Maaßregeln wurden von neuem gegen das unglückliche Land angewendet. 4000 katholische Grundbesitzer verloren ihr Eigenthum, das zusammen auf 1,060,792 Acres geschätzt wird. — „Seit dem Bruche des Vertrages von Limerick", schreibt Gervinus in seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts, „und unter der Herrschaft der bigotten Anna (1702—1714) bildete sich ein Codex von Strafgesetzen aus, der das unglückliche Land wie kein anderes mit dem doppelten Fluch der bürgerlichen und religiösen Vernichtung schlug .... Ein so unnatürliches Unterdrückungssystem schien darauf angelegt, durch planmäßige Verarmung und Verwilderung der herabgewürdigten Kaste bei Vertilgung der katholischen Religion oder der katholischen Bevölkerung anzulangen". Daß dies nicht geschah, war Königin Annas Schuld nicht. Unter ihr, Jacobs II. jüngerer Tochter, wurden die gegen die Katholiken bestehenden Verordnungen möglichst noch verschärft.

Die „Papisten" wurden für alle öffentlichen Geschäfte gänzlich untüchtig erklärt, es sei denn, daß sie sich durch Empfang des Sakramentes in der Landeskirche wiederum geeignet gemacht hätten; kein Priester sollte fortan ins Land kommen, diejenigen aber, welche vorhanden seien, sollten einregistrirt werden, damit man die Anzahl und den Aufenthaltsort jener gefährlichen Leute kenne. Die Wallfahrten wurden streng untersagt und befohlen, alle öffentlich ausgestellten Bilder oder Kreuze wegzunehmen. Ein Priester, welcher eine Ehe zwischen einer katholischen und einer protestantischen Person einsegnete, wurde zum Tode verurtheilt und solche gemischten Ehen

waren ungiltig. Jeder Sohn konnte durch seinen Uebertritt zum Protestantismus seinen katholischen Vater des freien Besitzes seiner Güter und des Rechtes, darüber zu verfügen, berauben. Jede Frau wurde, sobald sie aus der katholischen Kirche austrat, unabhängig von ihrem katholischen Manne und konnte sich von ihm trennen. Außer diesen gab es noch mehrere Bestimmungen, welche die Katholiken in einzelnen Fällen der Bedrückung und Beraubung blosgaben. So wurde für die Entdeckung von papistischen Prälaten, Priestern und Lehrern eine eigene Taxe bestimmt, die von 10 auf 50 Pfund stieg.

All' diese Verkehrungen der natürlichen und socialen Gesetze hatten keinen andern Zweck, als Unterdrückung, Verarmung und Erniedrigung einer ganzen Nation, weil sie dem Glauben ihrer Väter treu blieb, ja Herabwürdigung ihrer ganzen Menschennatur. Daher konnte Swift über seine katholischen Landsleute sich um 1730 also ausdrücken: „Wir betrachten sie alle zusammen für so unwichtig wie die Weiber und Kinder. Ihre Ländereien sind ihnen fast ganz weggenommen, und sie sind völlig außer Stande, sich wieder welche zu kaufen; und was die wenigen betrifft, die ihnen noch geblieben, so ist bereits durch die neuliche Verfügung gegen die Papisten dafür gesorgt, daß sie mit jedem Tage mehr verkümmern werden. Mittlerweile ist das gemeine Volk, ohne Anführer, ohne Zucht und natürlichen Muth und überhaupt fast nur aus Holzhauern und Wasserträgern bestehend, völlig außer Stande, irgend Unfug anzurichten, auch wenn es dazu Lust hätte".

Zu jener Zeit geschah es auch, daß das aus Anglo-Irländern zusammengesetzte irische Parlament eine neue Maaßregel gegen katholische Priester beschloß, wonach sie einer schändlichen Verstümmlung unterworfen werden sollten; doch wurde der Antrag von dem Könige Georg I. (1714—1727) mit Unwillen zurückgewiesen, obgleich auch er im Geiste Annas regierte. Th. Moore sagt von der Regierungszeit Annas und Georgs I.: „Diocletian und andere heidnische Stümper in der Verfolgungskunst mögen vielleicht noch mehr Blut geschlürft haben; aber jene verfeinerte Kunst, die Herzen eines ganzen Volkes stückweise aufzuzehren, war den christlichen und protestantischen Gesetzgebern der Königin Anna vorbehalten; und über das oben erwähnte Gesetz zur Zeit Georgs I. urtheilte er, es sei aus einem Religionseifer entsprungen, „der seine heilige Formel vom Himmel herzuhaben sich rühmt, sie aber beim Feuerschein der Hölle ablieſt". Da man trotz aller Maaßregeln den Katholizismus nicht

ausrotten konnte, ſo ſuchte man 1733 durch Gründung engliſcher proteſtantiſcher Freiſchulen die Jugend zu gewinnen, wozu das Parlament gern die größten Mittel genehmigte. Allein ſowohl dieſes, als die Erbauung von engliſchen Kirchen und Kapellen, ſowie die reiche Dotation*) engliſcher Geiſtlicher führte keinen Schritt weiter zur Proteſtantiſirung des glaubenstreuen Volkes. Auf den engliſchen Klerus zur Zeit Georgs II. (1727—1760) paßt ſicher Spenſers Schilderung, der ſagt, daß die Geiſtlichen von gieriger Habſucht und fleiſchlicher Unenthaltſamkeit beſeſſen ſeien, die heilige Schrift weder leſen noch predigen, ſondern nur auf Bereicherung durch Opfer und Zehnten bedacht ſeien. Von den Biſchöfen jener Zeit, ſagte derſelbe Schriftſteller: „Sie verleihen die Pfründen, die ſie zu vergeben haben, nicht an Geiſtliche, ſondern behalten ſie in ihren Händen und ſetzten ihre Bedienten und Stalljungen hinein, um den Zehnten und die Einkünfte in Empfang zu nehmen". Der Jammer des Volkes wurde vergeſſen oder belacht über Prachtgebäuden, Gallerien und Bewirthungen Weniger, welche die wachſende Macht und den Reichthum Englands zu ihrem Vortheile ausbeuten und beſonders in Irland gleich Paſchas nach Willkür ſchalten und walten konnten.

Willkür der Grundherren war ja ſo ziemlich das einzige Geſetz, das die Stellung der Pächter regelte. Dieſe waren von jeher und ſind noch heute meiſt tenants at will d. h. der Pachtvertrag kann jeden Tag gekündigt werden und dann haben ſie ſpäteſtens innerhalb eines Jahres, ja vielfach binnen 6 Monaten die Farm zu räumen. Noch i. J. 1870 zählte man nach offiziellen Erhebungen unter 662,000 Pachtungen 526,000 tenacies at will. Alſo über 79 Prozent.**)

*) Das Erzbisthum Armagh brachte jährlich 160,000 Mark ein, das von Dublin 100,000 M. und das Bisthum Derry 140,000 M.; die übrigen Bisthümer hatten eine jährliche Einnahme von 40,000 bis 80,000 M.

**) Noch heute gibt es Pächter, die ihre Grundherrn, ja ſelbſt deren Hauptagenten nie in ihrem Leben geſehen haben. Ungefähr die Hälfte verzehrt ihre Renten in London oder auf dem Kontinent. Von der ungeheuren Summe von 170 Millionen Mark, welche die Großgrundbeſitzer jährlich einnehmen, und welche von 600,000 Familienvätern im Schweiße ihres Angeſichtes aufgebracht werden muß, bleibt nur ein ſehr kleiner Theil in Irland.

Außer den Agenten oder Verwaltern wirkten die ſogenannten Mittelmänner (middlemen). Der Eigenthümer verpachtet ſein Gut an den Meiſtbietenden. Der erſte Pächter verpachtet daſſelbe ganz oder zum Theil zu höheren Zinſen wieder an Unterpächter bis ins dritte und vierte Glied. Daher die Zerſplitterung der iriſchen Pachtgüter.

Auch Handel, Industrie und Gewerbe sollte in Irland niedergehalten werden und nur zur Bereicherung der Engländer dienen.

Seit Mitte des 17. Jahrhunderts schien sich ein blühender Verkehr zwischen Irland, den englischen Kolonien und Amerika entwickeln zu sollen. Da wurde auf das Drängen englischer Kaufleute i. J. 1663 das Verbot erlassen, europäische Produkte in eine englische Kolonie einzuführen außer aus England und auf Schiffen, die in England gebaut und mit Engländern bemannt waren. Diese Verordnung wurde i. J. 1696 noch durch das Verbot verschärft, Waaren aus den Kolonien direkt nach Irland zu bringen. Um dieselbe Zeit wurde zu Gunsten der englischen Grundbesitzer, welche sich über die irische Concurrenz beklagten, durch das Verbot, Vieh, gesalzenes Rindfleisch, Käse und Butter aus Irland nach England einzuführen, die Viehzucht, eine Haupterwerbsquelle der Irländer, ruinirt. Nun wandten sich diese zuerst der Schafzucht, später auch der Wollen- und Leinenindustrie zu. Aber bald wurden auch diese Erwerbszweige durch Zölle und Ausfuhrverbote vernichtet.

Bei solchen Verhältnissen mußte auch in das duldsamste Volk der Geist der Unzufriedenheit und Verzweiflung dringen, der von Zeit zu Zeit in Unruhen sich äußerte. So versammmelten sich zur Zeit der Thronbesteigung Georgs III. (1760—1820) die Landleute, welche durch die Raubgier der Grundbesitzer und den hohen Preis der Nahrungsmittel ins größte Elend gestürzt waren, zu großen Haufen unter dem Namen der Weißburschen (White boys) und beunruhigten ihre Herren. Die bewaffnete Macht schritt jedoch bald ein und mehrere der gefangenen Anführer wurden hingerichtet.

Zwei Jahre später verbanden sich die Protestanten, welche zum Straßenbau herangezogen wurden, zum Bunde der Eichenherzen (hearts of Oak), erhielten aber vom Parlamente baldige Beseitigung ihrer Beschwerden.

Die nächste Unruhe von Bedeutung bewirkten i. J. 1773 die Stahlherzen (hearts of Steel), welche ursprünglich zahlungsunfähige

---

Man hat amtlich berechnet, daß eine Farm unter 15 Acres nicht auf die Dauer eine zahlreiche Familie zu ernähren vermag. Nun zählte man im Jahre 1878 in Irland 280,000 Pachtgüter unter 15 Acres. Bei der Ermission bekommt der Pächter keine Entschädigung für die von ihm angebrachten Verbesserungen, was in Schottland, England und den Staaten des Continents der Fall ist.

und deßhalb vom Marquis von Donegal aus ihren Wirthſchaften verjagte Pächter waren. Von allen Mitteln ſich zu ernähren entblößt und zur Verzweiflung gebracht, verſtümmelten ſie aus Rache das Vieh ihrer Nachfolger und begingen ſonſtige Unthaten. Militärgewalt machte endlich dem Aufſtande ein blutiges Ende.

Ein charakteriſtiſches Bild des iriſchen Jammers zu dieſer Zeit gibt uns der Engländer Arthur Young, welcher im Auftrage der engliſchen Ackerbaucommiſſion in den Jahren 1776—79 Irland bereiſte. „Der Grundeigenthümer", ſchreibt er, „iſt ſeinen katholiſchen Pächtern gegenüber Despot, der kein anderes Geſetz kennt als ſeine Launen. Kein Befehl iſt denkbar, den ſeine Diener und Anhänger nicht vollziehen würden. Von einem Todſchlag iſt in Irland in einer Weiſe die Rede, die in England unbegreiflich wäre. Ich habe von dergleichen Fällen gehört, wo nicht einmal eine Unterſuchung durch die Jury zu befürchten war. Sicherlich gibt es keinen Reiſenden, welcher nicht als Augenzeuge geſehen hätte, wie von den Dienern eine ganze Reihe von Karren in den Straßengraben getrieben wurde, um Platz für den Wagen ihres Herrn zu machen. Die Karren gehören armen Pächtern; niemand fragt, ob ſie umgeworfen werden und in Trümmer gehen; ſchweigend muß der Eigenthümer alles erdulden, Peitſchenhiebe würden ſeine Klagen beantworten." Selbſt die Unſchuld der iriſchen Jungfrauen und die Ehre iriſcher Gattinnen war nach dem Zeugniß Youngs nicht ſicher vor den Angriffen ihrer proteſtantiſchen Herren; Entführung wurde nicht einmal als Vergehen betrachtet. —

Trotz aller Bedrückung und Herabwürdigung zu Heloten überwog in der Bruſt der Iren dennoch glühende Vaterlandsliebe jedes andere Gefühl.

„Die drückenden Feſſeln, dein Blut rinnend hier,
Erhöht unſere ſchmerzliche Liebe zu Dir. —
Unſer Herz, gleich den Jungen des Phönix, es trinkt
Lieb' in jedem Tropfen, der vom Buſen dir ſinkt."

So ſingt mit Recht der Dichter.

Dies bewahrheitete ſich in glänzender Weiſe, als während des amerikaniſchen Freiheitskrieges die iriſchen Küſten von amerikaniſchen Schiffen beunruhigt wurden und ein Einfall Frankreichs zu befürchten war. Da von England aus nichts zur Hilfe des Landes geſchah, ſo bildeten ſich in demſelben Abtheilungen von Freiwilligen, die bald zur Höhe von 50,000 Mann heranwuchſen. Aber die Spaltung des Volkes in Katholiken und Proteſtanten zeigte ſich auch

hierin. Erstere waren nämlich gesetzlich vom Tragen der Waffen ausgeschlossen und man getraute sich nicht, sie in die Freiwilligenabtheilungen aufzunehmen; indeß ertrugen sie dieses ganz ruhig, steuerten sogar Geld bei zu jenem vaterländischen Werke, von dessen körperlicher Mitwirkung sie ausgeschlossen waren und erklärten, die natürlichen Verbündeten der Freiwilligen zu sein. — Wahrlich ein schöner Gegensatz zum Benehmen der Hugenotten, aufständischen Niederländer und vieler deutschen protestantischen Fürsten und Städte, die sich nicht scheuten, im Auslande Hilfe zu suchen. Unsägliches Elend wäre erspart worden, Ströme von Menschenblut wären nicht geflossen, wenn auch bei diesen die Vaterlandsliebe, Herrschsucht und religiösen Fanatismus überwogen hätte. —

In Folge der amerikanischen Erhebung fing man endlich in England an, das Loos der irischen Katholiken etwas zu erleichtern. Im Jahre 1779 gab man ihnen eine kleine Abschlagszahlung, indem die drückendsten Strafgesetze*) aufgehoben oder gemildert wurden; namentlich wurde ihnen gestattet, wieder Grundbesitz zu erwerben. Es war dies die Folge der Kapitulation der Engländer bei Saratoga 1777. Vier Jahre später, als England im Kampfe mit Frankreich und Holland seine Herrschaft zur See gefährdet sah und man irischer Matrosen bedurfte, folgte eine weitere Abschlagszahlung. Irland erhielt das Recht, katholische Schulen zu errichten; auch wurden die Katholiken, welche bis daher in den Parlamentsbeschlüssen nur mit den Worten „Papisten" bezeichnet worden waren, mit demjenigen der „Römischen Katholiken" belegt. Solche vermeintliche Nachgiebigkeit fand aber unter den meisten geistlichen und weltlichen Lords den größten Widerspruch, doch konnten sie nicht verhüten, daß unter dem Einflusse der französischen Revolution weitere Zugeständnisse ge-

*) Einige dieser Gesetze aus verschiedenen Perioden mögen hier angeführt, resp. wiederholt werden: Im 7. Jahre Wilhelms III. wurde bestimmt, daß kein Protestant in Irland einen Papisten unterrichten solle, daß kein Papist, um Unterricht zu erhalten, aus Irland fortgesandt werden solle, daß kein Papist ein Pferd reiten dürfe, welches über 5 Pfund werth sei. Aus dem 2. Jahre Annas stammt ein Gesetz, daß papistische Priester, welche, um religiöse Dinge zu verrichten, nach Irland kämen, gehängt werden sollten, und aus dem 8. Jahre derselben Königin ein anderes, daß kein Papist einen andern Papisten unterrichten solle. Aus dem 12. Jahre Georgs I., daß ein papistischer Priester, welcher eine gemischte Ehe einsegne, gehängt werden solle; aus dem 9. Jahre Georgs II., daß die Papisten Irlands alle Schäden vergüten sollten, welche durch etwaige Einfälle eines papistischen Fürsten an der irischen Küste verursacht würden

macht wurden. 1792 wurden die Katholiken als Advokaten bei Gericht zugelassen, erhielten die Handwerker die Freiheit, mehr als zwei Lehrjungen zu halten und wurde das Heirathsverbot mit Protestanten aufgehoben. Als der Krieg mit Frankreich ausbrach, folgten weitere Zugeständnisse, vor allem die Zulassung zu Staats- und Militärämtern und die Abschaffung der Strafen für Nichtbesuch des protestantischen Gottesdienstes. Als aber die Katholiken um weitere Abschaffung der Strafgesetze baten, wurde ihnen der Bescheid, daß sie mit dem, was sie erlangt hätten, zufrieden sein und weder jetzt noch später kommen sollten, irgend einen Eingriff in die Regierung des Königreiches zu versuchen, da ein solcher Versuch unvereinbar sei mit der „protestantischen Ascendenz" d. i. mit der Protestantisirung des Landes von oben bis unten. —

Aber selbst die in der Angst ertheilten Gewährungen waren für die Nation eher schädlich als heilsam; dafür sorgte in erster Reihe die Partei der Orangemänner, so genannt, weil sie in Wilhelm von Oranien ihren größten Wohlthäter verehrten. Es waren dies jene eifrigen, privilegirten Protestanten, welche, von der Regierung begünstigt, sich jeder Erleichterung der Katholiken, jeder Zurückgabe eines Rechtes beharrlich widersetzten und das alte System der Bedrückung und Entwürdigung verewigt wünschten. Sie begannen i. J. 1796 eine Katholikenverfolgung, die an die Zeit des Losungsrufes „zur Hölle oder nach Connaught" lebhaft erinnert. In einer einzigen Landschaft wurden durch Sengen, Brennen und Morden 700 Familien gezwungen, ihre Pachtgüter, ihre Wohnungen und ihr Eigenthum zu verlassen, ohne daß man ihnen außer ihrem religiösen Glauben irgend ein Verbrechen zur Last legen konnte. Zuletzt trieben die Orangemännern durch ihre über ganz Irland ausgestreuten Logen ihr Unwesen so arg, daß selbst das Parlament gegen sie einschreiten mußte.*)

*) Ihr Aufnahmsschwur lautete: „Ich schwöre in der Gegenwart des allmächtigen Gottes aus freiem Willen, daß ich immer geheim halten werde, was ich jetzt zu empfangen im Begriffe stehe und daß ich Seiner Majestät dem Könige und allen Kronerben, so lange sie die **protestantische** Regierung, die Gesetze und Konstitutionen dieser Reiche bewahren, Gehorsam leisten will." (Welch' Mord- und Zetergeschrei würde nicht aller Orten angeschlagen werden, wenn ein katholischer Orden der Obrigkeit nur solange Gehorsam versprächе, als sie katholisch bliebe! Die vertriebenen Opfer des Kulturkampfes in Deutschland hatten sicher keinen ähnlichen Schwur abgelegt.) — Im Anfangsgebet der Oranienlogen heißt es u. A. „Wir danken dir, o Gott, daß du deinen

Die Sünden der Oranienmänner bewirkten unter dem Einflusse der französischen Revolution, daß ein Theil der Iren zu den Waffen griff. Dies war den Engländern willkommen und nichts wurde versäumt, eine allgemeine Erhebung hervorzurufen. Schreckliche Bestrafung, Verheerung und Hungersnoth waren die Folgen. Die Zahl der auf dem Felde oder Schaffote Umgekommenen nebst den Verbrannten beläuft sich auf 50,000.

V. Zustände Irlands seit Gründung der Union.

Die bedeutungsvollste Folge des Aufstandes war die Vereinigung Irlands mit Großbritannien durch Aufhebung des irischen Scheinparlaments, dessen Lords für ihre Zustimmung die Summe von 1,260,000 Pfund unter sich theilten. Das vereinigte Parlament wurde 1801 in London eröffnet. Artikel 2 der Union lautet: Die protestantische Thronfolge ist bestätigt, Art 5: Die Landeskirchen von England und Irland sind zu Einer protestantischen, bischöflichen Kirche vereinigt unter dem Namen der vereinigten Kirche von England und Irland. Die Fortdauer und Erhaltung dieser vereinigten Kirchen, als der Landeskirche von England und Irland, soll als ein wesentlicher Grundbestandtheil der Union angesehen werden.

Die Folgen der Union für sein Vaterland sah Daniel O'Connel, einer der größten und besten Söhne Irlands, schon 1799 voraus, wenn er sprach: „Wenn uns die Wahl gelassen würde zwischen der Union und der Wiedereinführung des Strafgesetzbuches mit allen seinen Gräueln, so ergriffen wir ohne Zögern das letztere, als das kleinere und erträglichere Uebel." Selbst Engländer erkennen die Verwerflichkeit der Union. So urtheilte Lord Byron am 1. April 1812 im Oberhause: „Die sogenannte Union war ein lucus a non lucendo. Wenn sie eine Union genannt werden soll, so ist sie die Union des Haifisches mit seiner Beute."

Trotzdem hatte das Land nun eine Zeit lang innere Ruhe, mit Ausnahme eines Aufstandversuches, den 1803 ein junger Mann, Namens Robert Emmet machte. Die Erhebung, welcher leider der vermeintliche Urheber der neuen, äußerst strengen

---

Knecht, unsern ruhmvollen Befreier Wilhelm III. gesandt hast, welcher uns von Tyrannei und willkührlicher Macht befreit hat. Zerstöre die Pläne der Gottlosen gegen deine heilige Religion, schlage nieder ihren Hochmuth (den Hochmuth der Iren!!), vernichte ihre Bosheit, verwirre ihre Kunstgriffe."

Gesetze, die seit einigen Jahren im Lande gehandhabt wurden, Lord-Oberrichter Kilwarden, als Opfer fiel, wurde leicht unterdrückt; Emmets Haupt fiel durch Henkershand. Nun folgten Tage, wo „die Katholiken es kaum wagten, einem Protestanten ins Angesicht zu schauen, wo es ihnen an Muth gebrach, aufrecht umherzugehen wie andere Menschen, wo man sie an ihrem vorsichtigen und schüchternen Benehmen erkannte und wo sich der erbärmlichste Protestant, der in den Straßen herumlungerte, den Katholiken gegenüber gleichsam für eine Gottheit hielt."

Im Jahre 1805 fing die Frage wegen Emancipation der Katholiken sich zuerst zu regen an. Allein alle Bitten, man möge die religiösen Meinungen nicht maßgebend sein lassen auf den Genuß der Civilrechte, wurden vom Parlamente abgeschlagen. Auch eine Bittschrift an den König (1807) war umsonst. Man glaubte noch immer felsenfest an das Märlein von der Gefahr der römischen Kirche, wie sie die Phantasie protestantischer Geschichtschreiber und Staatsmänner erdichtet hatte.

Als im J. 1812 der Prinz-Regent die Regierung führte, erneuerte man die Bitten, allein wiederum vergeblich, obgleich eine Versammlung der irischen Katholiken in Dublin in einer Adresse ihre Anhänglichkeit an den Thron und das königliche Haus ausdrückte und betheuerte, nie gewillt zu sein, die protestantische Religion, Regierung und Landeskirche anzutasten. Endlich, als „der große Agitator" O'Connel und mit ihm ein „Schweif" von 40 und mehr gleichgesinnten und gleichstimmenden Irländern ins Parlament eingezogen waren und der greise Sieger von Waterloo im Oberhause erklärt hatte, daß ohne das Blut und den Heldenmuth der Katholiken der Sieg nicht errungen worden wäre, wurde den Katholiken 1829 unter Georg IV. (1820—1830) der Zutritt zu den Staatsämtern mit Ausnahme der Lord-Kanzlerschaft von England und Irland und der Lord-Statthalterschaft des letzteren Königreiches eröffnet. Alle katholischen Parlamentsmitglieder, Bischöfe, Priester und Beamte mußten jedoch eidlich geloben, mit aller Kraft die gesetzliche Gütervertheilung zu vertheidigen und die protestantische Religion und Regierung in Irland weder zu schwächen noch zu beunruhigen. Die große Masse des irischen Volkes blieb jedoch, obwohl befreit von den Pönalgesetzen, durch die schlechten Bodengesetze der Willkür der protestantischen Landlords anheimgegeben, die um so drückender lastete, je mehr diese befürchteten von ihren vermeintlichen Vorrechten zu verlieren.

Als von der englischen Regierung keine Gerechtigkeit für die enterbten Kinder Erins zu erhoffen war, drohte O'Connel mit Aufhebung der Union zwischen den Parlamenten Englands und Irlands und Wiederherstellung des irischen Parlaments (Repeal). Erneuerung der Zwangsbill, Verbot der Volksversammlungen, Anklage und kurze Verhaftung des „Agitators" waren die Antwort der Gewalthaber. Dazu kam noch eine Hungersnoth, die unter der jetzigen Königin in den Jahren 1846 bis 1849 mehr als $1^1/_3$ Millionen Menschen dahinraffte und über eine Million zur Auswanderung zwang. Die Engländer waren nicht im mindesten gewillt, dieser „providentiellen Heimsuchung" zu steuern und sandten dem armen Lande statt Brod nur Zwangsmaßregeln. Niedergedrückt durch das entsetzliche Unglück seines Landes verließ O'Connel die Heimat und starb fern von seinem geliebten Irland auf der Reise nach Rom in Genua 1847. Sein Grab ziert die Inschrift: „Hiberniae liberator". (Irlands Befreier.)

Nach O'Connels Tode ging die Repeal-Bewegung bald zu Gräbe. Die französische Revolution von 1848 versetzte die Gemüther „Jung-Irlands" in Gährung und des Meisters Mahnung, jeden Appell an die Waffen für die Befreiung Irlands als verbrecherisch zu erklären, waren von diesem Bunde vergessen. Der Protestant O'Brien, ein sonderbarer Charakter, stellte sich an die Spitze der Bewegung, die aber vom englischen Militär bald bezwungen war und keinen andern Erfolg hatte, als Englands Strafkolonien zu füllen.

Die Agitation hörte aber keineswegs auf, da auch die Unterdrückungen kein Ende nehmen wollten. So fiel es dem im J. 1862 in Amerika entstandenen Bund der Fenier nicht schwer, durch Sendlinge in der alten Heimat Anhänger zu dem Zwecke zu gewinnen, Irland von England gänzlich loszureißen und in eine Republik zu verwandeln. Die Folgen waren zahlreiche Verhaftungen und Einführung des Kriegsrechtes in einigen Bezirken. Wiederum bevölkerten sich die Strafkolonien und Gefängnisse der Engländer mit den Söhnen der grünen Insel, deren maßloße Vaterlandsliebe sie zu gesetzwidrigen Schritten verleitet hatte. Auch der Hauptanführer Steffens wurde verhaftet, entkam aber aus dem Kerker in Dublin. Seitdem hielten Verschwörungen das englische Volk in steter Aufregung und riefen zahlreiche Ausnahmegesetze ins Leben. Der Versuch der Fenier, durch eine Explosion die Mauer des Clerkenweller Gefängnisses zu sprengen, wobei viele Menschen getödtet oder verstümmelt wurden, verbreitete solchen Schrecken, daß sich 40,000 außer-

ordentliche Schutzmänner einschreiben ließen. Doch hatten diese Vorgänge auch die Wirkung, daß die liberale Partei der Whigs, welche unter Gladstones Leitung ans Ruder kam, ernstliche Anstrengungen zur Beseitigung der gröbsten Mißstände in Irland machte. Schon früher war durch O'Connels Bemühen der drückende Zehnten beseitigt worden, welchen die Katholiken an die anglikanische Geistlichkeit zu entrichten hatten. Allein der Nutzen für das Volk war gering, weil die Gutsherren, denen jetzt der Zehnten allein aufgebürdet wurde, ihn durch Erhöhung des Pachtzinses von ihren Pächtern erhoben. Jetzt endlich sollte Abhilfe geschafft werden durch Beseitigung des Herrschermonopols der anglikanischen Staatskirche, deren Pfründebesitzer inmitten einer katholischen Bevölkerung bisher vor leeren Wänden geamtet und sich von dem Schweiße der Katholiken mehr als reichlich ernährt hatten.

Eine große Ungerechtigkeit war beseitigt; sollte aber ein geordneter Zustand auf der Insel hergestellt und nur der tausendste Theil der Sünden gutgemacht werden, die man an Irland begangen, so mußte die Landfrage noch geordnet und der „Schwesterinsel" gegönnt werden, ihre Angelegenheiten fern von einem Parlament, dem es von jeher an Kenntniß und gutem Willen gefehlt hatte, in Irland selbst zu ordnen. Dies bezweckt der von dem protestantischen Rechtsanwalt Isaak Butt gegründete Bund der Home-Ruler, welcher selbst unter billig denkenden Engländern Anhänger besitzt. Aus dieser Partei ist, seitdem in den letzten Jahren aufs Neue Mißwachs und Hungersnoth die grüne Insel heimgesucht haben, die „Landliga" hervorgegangen, eine Vereinigung, welche die Ordnung der agrarischen Verhältnisse, freilich nicht immer mit den Mitteln O'Connels, sich zur Aufgabe gesetzt hat. Ungerecht ist ihr Verlangen nicht, wenn wir einen Blick auf die irischen Verhältnisse werfen.

Fast jedes 3. oder 4. Jahr zwischen 1835—1860 wurde irgend eine Bill zur Regelung der irischen Agrarverhältnisse im englischen Parlamente eingebracht. Aber regelmäßig wanderte sie in den Papierkorb. Im Jahre 1850 kam die Encumbered Estates Act (Gesetz über die verschuldeten Güter) zu Stande, in Folge deren die Grundeigenthümer leicht ihre Güter los werden konnten, die alsdann in die Hände von Geldspekulanten aus London und Manchester fielen. Der Erfolg war Ausweisungen in Masse, Elend in den weitesten Kreisen und ein niedriger Schachergeist zwischen Grundeigenthümern und Pächtern. Das Begonnene wurde 1860

durch die Landakte vollendet, welche das Verhältniß zwischen Eigenthümern und Pächtern in jeder Beziehung andern Verträgen gleich stellte und die ersteren zu den letzteren in das Verhältniß von Krämern zu ihren Kunden stellte. Allein der Pächter hat nur die Wahl der Uebernahme unter jeder Bedingung oder des Verhungerns und Auswanderns.

Erst 1870 erfolgte der erste nennenswerthe Schritt zur Lösung der irischen Landfrage. Doch blieb man auch diesmal bei halben Maaßregeln. Die Landakte von 1870 bestimmt im Falle von Exmission eine Entschädigungssumme für zugefügten Schaden (Compensation for disturbance), ausgenommen Ausweisungen wegen Nichtzahlung der Pachtrente, ferner Schadloshaltung für die Verbesserungen, auch wenn sie ohne Erlaubniß des Eigenthümers angebracht wurden und drittens Erleichterung des Ankaufes von Grundeigenthum.

Groß waren anfangs die Hoffnungen, aber bald folgte Enttäuschung. Der Grundherr konnte nach wie vor durch beliebige Erhöhung des Pachtschillings alles illusorisch machen.

Heute ist nahezu die Hälfte der grünen Insel Eigenthum von 740 Gutsherrn. Ungefähr 12,000 besitzen bedeutendes Grundeigenthum. Dagegen gibt es über 600,000 Pächter und über 100,000 kleine Kötter und Taglöhner. Die Großgrundbesitzer, dem hohen Adel und der anglikanischen Kirche angehörend, sind die Erben jener Männer, welche seit Elisabeths blutigen Zeiten mit Feuer und Schwert die Iren des väterlichen Bodens beraubten, während die übrigen kleinen Grundbesitzer zum größten Theil erst seit 1782, theilweise erst 1851 ihr Grundeigenthum erwarben. —

Was die Statistik der Bevölkerung anbelangt, so möchte hier folgende Tabelle, den schon öfter angeführten „Stimmen aus Maria Laach" entnommen, überraschende Aufklärung geben:

In den Jahren 1805—1845 steigerte sich die Bevölkerung Irlands um 53,7 Prozent, dagegen nahm sie in den Jahren 1845—1881 um 37,8 Prozent ab.

Im Jahre	1805:	5,395,456
„ „	1845:	8,295,061
„ „	1881:	5,159,845
Zunahme von	1805—45	um 2,899,605
Abnahme von	1845—81	um 3,135,216

Bei normalem Verlaufe sollte Irland ca. 12 Millionen Einwohner haben. Der Gesammtverlust auf noch nicht 50 Jahre beziffert sich also auf mindestens 6 Millionen Seelen. Wohl kein Volk der Welt hat je innerhalb eines gleichen Zeitraumes solche Verluste erlitten.

Aehnlich wie die Bevölkerung weist auch die Zahl der Landgüter eine bedeutende Abnahme auf.

Im Jahre 1841 zählte man 691,202 selbständige Landwirthschaften, im Jahre 1851 waren es 570,338 und i. J. 1881 gab es 523,609, so daß der Landbau in 40 Jahren einen Verlust von 167,533 selbständigen landwirthschaftlichen Existenzen erlitten hat. Der größte Theil hiervon fällt auf die Zahl der kleinen Pächter. Im Jahre 1880 allein sind 1778 Landgüter, darunter 997 Farmen unter fünf Acres, mit größern Besitzungen verschmolzen worden, meistens in Folge von Exmission zahlungsunfähiger Pächter.

Auch die religiöse Statistik, der gleichen Quelle entnommen, dürfte nicht uninteressant sein.

	1871		1881	
	Seelen	Prozent	Seelen	Prozent
Katholiken	4,141,401	76,6	3,951,888	76,6
Hochkirchler	683,295	12,6	635,670	12,3
Presbyterianer	503,461	9,3	485,503	9,4
Methodisten	41,815	0,8	47,669	0,9
Independenten	4,485	0,7	5,014	0,8
Baptisten u. s. w.	33,828		29,952	
Gesellsch. d. Freunde	3,834		3,696	
Juden	258		453	
Gesammtzahl	5,412,377	100	5,159,845	100

Daraus erhellt, daß, obwohl 85 Prozent von den Auswanderern Katholiken waren, die relative Stärke derselben gegenüber den verschiedenen Sekten dieselbe geblieben ist, daß also der Glaube des heil. Patrick trotz Hunger und Elend auf der Insel der Heiligen sein Feld behauptet. Die Tausende von Bekehrungen englischer Missionäre sind eitel Dunst. Vergebens suchten die Protestanten Englands durch religiöse Bibel- und Missionsgesellschaften das arme Volk augenverdreherisch zum Abfalle zu verleiten. Zwar durchzogen Geistliche stets das Land und streuten massenweise die Bibel in irischer Sprache aus, allein die Hoffnung, dadurch das Herz der Bauern zu erweichen

und den „Aberglauben der römiſchen Kirche“ zu beſeitigen, erfüllte ſich nicht. Trotz aller Schulen und ausgeſandten Bibellehrer, die in die Hütten der Armen eindrangen, ihnen das Wort Gottes vorzuleſen, trotz der Vertheilung von 100,000 Bibeln wird doch das Papſtthum nicht in den Herzen der Iren untergraben, die in ihrer Religion den einzigen Troſt in ihrem Leiden ſehen. —

So iſt faſt die ganze Geſchichte der Iren ein Martyrologium eines um ſeiner Religion willen geknechteten Volkes, das von Zeit zu Zeit, wenn das Geſpenſt des Hungers mit dem Gefolge von Seuchen es heimſucht, an ſeinen Ketten rüttelt, ſie aber bis daher nicht abzuſchütteln aber zu zerreißen vermochte. Selbſt liberale Geſchichtſchreiber können ein wehmuthsvolles Beileid nicht unterdrücken. So ſchreibt Froude über Irlands Zuſtände i. J. 1880: „Während der iriſche Boden bei angemeſſener Bewirthſchaftung zweimal ſoviel Menſchen, als jetzt in Irland leben, ernähren müßte, bot Irland im vorigen Winter das tragiſche Schauſpiel dar, daß das arme Irenvolk ſeine Emiſſäre nach allen Welttheilen ausſandte, um, den Hut in der Hand, einen Sixpence zur Abwehr des Hungertodes zu erbetteln.“

Wem drängen ſich bei ſolcher Betrachtung nicht die Worte auf, die der Dichter am Schluſſe der I. Scene von Wilhelm Tell dem Ruodi in den Mund legt:

„Gerechtigkeit des Himmels!
Wann wird der Retter kommen dieſem Lande?“

Festgeschenke

aus der **Herderschen Verlagshandlung** in **Freiburg** (Baden.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bethlehem, Aus den neuprovenzalischen Weihnachtsliedern des Pfarrers Lambert ausgewählt und neu übertragen durch W. Kreiten, S. J. 8°. (VIII und 125 S.) Eleg. geb. in Leinwand mit Deckenpressung und Goldschnitt M. 2.40

P. Joh. Bapt. Diel S. J. Nachgelassene Schriften. Gesammelt und herausgegeb. v. **W. Kreiten,** S J. Zwei Bände. I. Band. Gedichte. — Scanderbeg. Trauerspiel. 12°. (XII u. 434 S.) eleg. geb. M. 4. II Bd. Novellen. Ersch. zu Neuj. 1883.

Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. Von **J. Janssen.** In eleg. Originaleinband. I. Band M 7.80 II. Band M 7 60. III. Band M. 8.80 — Jeder Band bildet ein in sich abgeschlossenes Ganze und ist einzeln käuflich.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Sein Entwicklungsgang und sein Wirken im Geiste der Kirche. Von **J. Janssen.** In einem Bande. Dritte Auflage. Mit Stolberg's Bildniß. 8°. (XVI und 496 S.) Eleg. geb M. 6.20.

Vom Cap zum Sambesi. Die Anfänge der Sambesi-Mission. Aus den Tagebüchern des P. Terörde S. J. und aus den Berichten der anderen Missionäre, dargestellt von **J. Spillmann** S. J. Mit zahlreichen Illustrationen und Karten gr 8°. (XVI u. 432 S) In eleg Orig.-Einband M. 7 50.

Illustrierte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde.

Unter diesem Titel erscheint in unserem Verlage eine Sammlung illustrierter Schriften zur Länder- und Völkerkunde, die sich durch zeitgemäßen interessanten und gediegenen Inhalt, gemeinverständliche Darstellung, künstlerische Schönheit und sittliche Reinheit der Illustration, sowie durch elegante Ausstattung auszeichnen sollen

Soeben ist als Bestandtheil dieser Bibliothek erschienen:

Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen. Von Dr. **Fr. Kaulen.** Zweite Auflage. Mit 49 Illustrationen, einer Inschrifttafel und zwei lithographirten Karten. gr. 8°. (VIII und 222 S.) Elg. geb. in Original-Einband M 6.

Der rühmlich bekannte Verfasser hat seine frühere, für kleinere Kreise bestimmte Schrift über denselben Gegenstand umgestaltet und bedeutend erweitert. Die epochemachenden Entdeckungen und Ausgrabungen in Assyrien und Babylonien sind der Gegenstand des Buches, das bereits bei seinem ersten Erscheinen so großen Beifall gefunden. Ohne Zweifel wird es in seiner neuen Gestalt noch viele Freunde zu den alten gewinnen.

Naturgeschichtliche Bilder, für Schule und Haus, zusammengestellt von Dr. **B. Blüß.** — Zoologie. Botanik. Mineralogie. 80 Foliotafeln mit 532 Holzschnitten. (In systematischer Anordnung.) Geb. in Rück- und Eckleinwand mit Goldtitel M. 3.60.

Deutsche Poesie von den Romantikern bis auf die Gegenwart. Proben zur Litteraturgeschichte, ausgewählt von **Dr. O. Hellinghaus.** 8°. (XII u. 465 S.) Eleg. geb. M. 3.60.

„Wir möchten das Buch in der Hand eines jeden Lesers der Litteraturgeschichten von W. Lindemann und G Brugier sehen, zumal die Auswahl eine vorzügliche genannt werden kann."

(F. A. Muth in der „Litterar. Rundschau". 1882. Nr. 18.)

Gedichte von **H. Baumhauer.** 12°. (VIII u. 126 S.) Eleg. geb. M. 2.50.

In demselben Verlage ist weiter erschienen:

Joost van den Vondel, sein Leben und seine Werke. Ein Bild aus der niederländischen Literaturgeschichte. Von **A. Baumgärtner** S. J. Mit Vondel's Bildniß. 8°. (XVI u. 379 S.) Eleg. geb. in Leinwand mit Goldpressung M. 5 60.

Die Göttliche Komödie des Dante Alighieri nach ihrem wesentlichen Inhalt und Charakter, dargestellt von **Dr. F. Hettinger.** Ein Beitrag zu deren Würdigung und Verständniß. Mit Dante's Bildniß. 8°. (XII u. 586 S.) Eleg. geb. in Halbleder mit Carminschnitt M. 6.

„Unter den zahlreichen Erläuterungsschriften, welche hervorragenden Dichtern oder einzelnen Werken derselben gewidmet sind, heben wir als bedeutende Leistung hervor: Die Göttliche Komödie des Dante Alighieri ꝛc. von F Hettinger." (Seemann's Literar. Jahresbericht 1881.)

Der **vollständige, sehr reichhaltige Weihnachtskatalog** des **Herder'schen Verlags** ist durch alle Buchhandlungen **gratis** zu beziehen.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

„Catholicum Romanum"

das ist **„römisch-katholisches Gebetbuch."** Die Ausstattung ist ganz im Stile der alten französischen **Livres d'heures** gehalten Jede Seite ist mit reichem ornamentalen und sinnreichem figürlichen Schmucke umrahmt, zahlreiche Bilder in altem Stile gehalten, sind dem Texte beigegeben. Etwas ähnliches ist wohl seit 300 Jahren in Deutschland nicht mehr gedruckt worden und von der Wiederbelebung dieser alten kostbaren Druckwerke in dem vorliegenden Catholicum sagen die „Mittheilungen des Bayer. Gewerbe-Museum" Nr 14, daß dieses

„Gebetbuch unstreitig das bestausgestattete ist, welches bisher aus einer Druckerei hervorgegangen ist."

An den Zeichnungen haben sich mit Ausnahme dessen, was aus alten mustergiltigen Druckwerken facsimilirt herübergenommen worden, u A. auch Prof Ritter von Steinle in Frankfurt a. M. und Prof. Joh. Klein in Wien betheiligt; den Text hatte nach den besten deutschen, französischen und englischen Mustern Herr Dompfarrer und Domcapitular Permanne in Augsburg im Vereine mit andern Geistlichen zu liefern die Güte gehabt. Auch für stilgerechte Einbände ist gesorgt worden; außer einem einfachen in Schwarz und Roth gehaltenen Einbande werden auch die kostbarsten in Handarbeit ausgeführten durch die Verlagshandlung auf Bestellung effectuirt. Preis brosch. M. 15.—, geb. M 20.—, 23 — und 40.—.

Auch eine 2. Serie der so beliebt gewordenen

Briefbogen und Couverts

mit **christlichen Emblemen** und **altdeutschen Sprüchen** ist soeben erschienen. Preis pro Cassete mit 50 Briefbogen und 50 Couverts M. 4.—. Die erste Serie der christl. altdeutschen Briefbogen ist ebenfalls zum Preise von M. 4 — noch immer zu haben.

Rechtzeitig für Weihnachten werden 2 andere Publicationen erscheinen welche sicher von Jung und Alt in katholischen Familien mit Jubel bewillkommt werden dürften. Es ist das eine von P. Kreiten S. J. besorgten Original-Ausgabe der

„Chronika des fahrenden Schülers"

von Clemens Brentano,

wozu Altmeister Ritter von Steinle in Frankfurt 6 blattgroße, wundersam innige und sinnige Zeichnungen geliefert hat. Die typographische Ausstattung der „Chronika" ist in gothischer Schrift ganz nach der Art der alten handschriftlichen Chroniken gehalten. Preis ca. M. 10 —.

Eine andere liebliche Weihnachtsgabe ist

Alräunchens „Kräuterbuch"

für die Jugend, das an Namen und Bild unserer deutschen Flora nicht blos naturwissenschaftliche Belehrungen knüpft, sondern auch den ganzen Schatz von Sage und Poesie, mit denen die heimische Pflanzenwelt umwoben war und ist, uns aufschließt. Die Ausstattung ist ganz im Stile unserer alten Kräuterbücher der berühmten Hieronymus Bock und Lonicerus gehalten. — Die Bilder der Pflanzen ꝛc. sind colorirt. Die Verfasserin und Zeichnerin unseres lieblichen Kräuterbuches A. R. ist ein Mitglied unseres alten katholischen Adels.

Soeben erschien das zehnte Tausend von

Frau Charitas

verfaßt von Max Steigenberger, Domprediger in Augsburg, mit Titelbild von Professor Klein. Preis M. — 40 Pf. Eine Seelengeschichte in Novellenform, worin die praktische Ausübung der Barmherzigkeit in ihren verschiedenen Arten gezeigt wird.

Als Weihnachtsgeschenk für geistliche Herren empfiehlt sich vor Allem das

Psalterium parvum

continens Psalmos ac Commune Sanctorum ad horas canonicas minores in festis per annum, d. h. ein Abdruck nicht blos der Psalmen, sondern auch aller andern Gebetsstücke des römischen Breviers, welche zur Persolvirung der kleineren Horen in diebus festis des ganzen Jahres gehören, — in der **großen Schrift**, wie sie sonst nur in geschriebenen und gedruckten Gradualbüchern zur Verwendung kam. Die Verlagshandlung glaubte damit denjenigen geistlichen Herren, welche in Dom- und Collegiatstiften die Horen im Chore zu beten haben, sowie ältern oder kurzsichtigen Herren einen besonderen Gefallen zu erweisen. Das Format ist klein Folio, die Ausstattung in Schwarz und Roth gehalten und ist auch hier ein reicher Initialen- und Ornamentenschmuck zur Anwendung gebracht.

Ebenso erscheint in Kurzem:

Das kleine Offizium Unserer lieben Frau

d. i. Tagzeiten zu Ehren der Muttergottes, deutsch und in Roth- und Schwarzdruck. Mit kleinem Gebetsanhang. Preis circa 1 Mark

Noch erlauben wir uns aufmerksam zu machen auf die in altgothischer Ausstattung erschienene 2. Auflage der **Nachfolge Christi** geb. 5 und 7 M.

— In empfehlende Erinnerung bringen wir noch:

Seelengärtlein, geb. 9.—, 11.—, 16.—, 30.— M.

Kleines Seelengärtlein, geb. 5 —, 6.50 M.

Tägliches Brod. Westentaschenformat 3 M.

Gertrudenbüchlein. Westentaschenformat geb. 80 Pf.

Philothea vom heil. Franz von Sales. Für die Jugend. Geb. 4.—, 5 —, 5 50 M.

Dangkrotzheim, heil. Namenbuch. 2. Aufl. M. 1.50.

Ausführliche Auszüge aus unserem Verlagskataloge stehen gratis und franko zu Diensten

M. Huttler, Augsburg.

Empfehlenswerthe Festgeschenke

aus dem Verlage von

Gebrüder Carl & Nicolaus Benziger

Einsiedeln, Schweiz.

Der Kaiser in Vorarlberg Gedenkblumula z'sämmegesucht und z'sämmebunde von A. v Berlichingen, S J., in Musik gesetzt von W. Briem. Mit Randzeichnungen versehen von Jos. Huber. 334 Seiten Gr. Quart. Mit 85 Illustr. auf Tonpapier in Braun- und Schwarzdruck. In Original-Pracht-Einband 36 Mark.

Das Leben Mariens. Ein Bilderkreis von 28 Contourzeichnungen aus dem Nachlasse des großen Meisters der christl. Kunst Joseph Ritter von Führig. Für den Lichtdruck mit der Feder übertragen von Eduard Luttich von Luttichheim. 28 Druck-Photographien in Quer-Folio. Mit erläuterndem Text begleitet von Lukas Ritter von Führich. Preis in eleg. Carton-Mappe: 28 Mark.

Melchior Paul von Deschwanden Ein Leben im Dienste der Kunst und der Religion. Von Dr. P. Albert Kuhn O. S. B. Professor. Prachtvoll mit Porträt, 8 artistischen Original-Beilagen und mehreren Stahlstichen. 296 S. gr. 8°. Preis: In Original-Prachteinband gebunden 10 Mark.

Roma. Die Denkmale des christl. und des heidn. Rom in Wort und Bild. Von Dr. P. Albert Kuhn, Professor. Prachtwerk. In gr. 4°. 576 Seiten. Mit 690 Holzschnitten. In Original-Prachteinbänden a. 29 M. 60 Pf.; c. 25 M. 60 Pf.

Das Leben der Heiligen Gottes. Von P. Otto Bitschnau, O. S. B., Prof. Mit Vorwort vom hochw. Herrn Franz Jos. Rudiger, Bischof von Linz, und Empfehlungen vieler hochw. Kirchenfürsten. Prachtausgabe mit 4 feinen Farbendruckbildern, farbigem Titel, Familienregister und 330 Holzschnitte. 1016 Seiten in gr. 4°. In eleg. vergoldeten Originaleinbänden: a. 24 M.; b. 17 M. 60 Pf.; c. 16 M.

Leben der heiligen Elisabeth von Ungarn von Graf von Montalembert. Uebersetzt von J. Ph. Städler. Mit Vorwort des hochw. Herrn Bischofs Karl Joh. Greith, von St. Gallen. Mit 1 Farbendruck-Titelbild: Heil. Elisabeth. 126 Holzschn. 384 Holzschn. 4°. In Original-Pracht-Einband: 13 Mark.

Leben Jesu für Kinder. Frei nach dem Englischen. Mit 76 Holzschn. und 4 Farbendruck-Bildern. Kl. 8°. Cartoniert 1 M. 30 Pf.; elegant in Gold- oder Silber-Leinwand mit Feingoldschnitt 2 Mark.

Meinhold, J., Für brave kleine Leute. Rein- und Glückwunschbüchlein für alle guten Kinder. Mit 8 Tonbildern und 87 Holzschn. 16. Cart. 1 M. 20 Pf.; elegant in Leinwand 1 M. 80 Pf.

Nienhaus, H., Das Vater Unser. Eine belehrende Erzählung für die reifere Jugend. Mit 8 Tondruckbildern. 168 S. kl. 8°. Cart. 1 M. 20 Pf., fein gebunden 1 M. 80 Pf.

Strässle, Franz, Kleiner Heimgarten für die Jugend. Kleine Erzählungen, Gedichte ꝛc. Neue verbesserte Ausgabe. 58 Illustrationen, 128 S., kl. 8°. Weich cartoniert 1 M. Elegant in ganz Leinwand 1 M. 60 Pf.

Franz von Assisi und seine culturhistorische Bedeutung

von

Dr. J. B. Heinrich.

Das siebente Säcularfest des heiligen Franciskus von Assisi und die herrliche Encyklika, durch welche Leo XIII. auf dessen Bedeutung auch für unsere Zeit die christliche Welt hingewiesen, wird es rechtfertigen, wenn wir diesem großen und wunderbaren Manne — dessen Kinderherzen die Christenkinder auch den frommen Brauch der Weihnachtskrippe verdanken — in der Weihnachtszeit eine Broschüre widmen und es versuchen, von seinem Zeitalter, seiner Person, seinem Leben und seiner welt- und culturgeschichtlichen Wirksamkeit in wenigen Strichen ein Bild zu entwerfen. Kann dieses kleine Bild auch den meisten unserer Leser nichts Neues bieten, so wird es doch vielleicht aus früheren Studien liebe Erinnerungen wecken und manchen guten und wahren Gedanken anregen.

I. Die Zeit des heiligen Franciskus.

Als Franciskus in dem letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts geboren wurde, schien der Bau der mittelalterlichen abendländischen Christenheit seiner Vollendung, aber durch menschliche Verderbniß auch seinem Umsturze nah.

Das Christenthum, oder, concreter gesprochen, Christus und sein lebendiger Leib, die Kirche, hatte nicht nur das griechische, römische und germanische Heidenthum, sondern auch alle Irrthümer und Spaltungen der alten Zeit vollkommen überwunden. Das Christenthum und die Völkerwanderung hatten die alternde Welt erneuert. Die neuen Völker — dieselben, welche heute noch die Träger der Civilisation sind — standen in der Kraft und Blüthe jugendlichen Mannesalters. Die Schranken heidnischer Nationalität, der Fremdling und Feind dasselbe gewesen, waren vernichtet; alle katho-

lischen Völker fühlten sich Eins in der großen **res publica christiana**, in der Christenheit, welche den Papst als höchstes geistliches, den Kaiser als höchstes weltliches Oberhaupt, beide aber mit religiöser Ueberzeugung als die Schirmer der beiden Güter verehrten, welche Alle als die höchsten betrachteten: die Religion der Erlösung und die Freiheit des Rechtes. In der Lebensluft dieser Freiheit und in der Lebenswärme dieser Frömmigkeit hatte die Gesellschaft in ihren verschiedenen Ständen sich zu einem lebendigen Organismus in reichster Fülle entwickelt. Auf den Fundamenten der durch das Christenthum geläuterten sokratischen Philosophie und der übernatürlichen Weisheit des Evangeliums entfaltete sich an den neu entstandenen Universitäten eine große katholische Wissenschaft. Gleichzeitig erblühte allerorts ein Frühling christlicher Kunst und volksthümlicher Poesie. Durch Handel, Kunstgewerbe und tapfere Thatkraft erhoben sich die städtischen Gemeinwesen zu Macht und Reichthum. Die Kreuzzüge hatten den äußeren Feind, den Islam, dem Fatalismus, Polygamie und Despotismus das Malzeichen des Antichrist aufgeprägt, siegreich zurückgedrängt, und zugleich in den christlichen Völkern religiöse Begeisterung, ritterlichen Sinn und bürgerliche Freiheit mächtig gefördert. Selbst die Gaben der Natur schienen reichlicher gegeben: denn vielleicht kein Zeitalter hat so viele geniale Geister und heldenhafte Charaktere hervorgebracht, als das Jahrhundert der Innocenze und der Hohenstaufen.

Allein je rascher, prächtiger und höher der Bau der mittelalterlichen Gesellschaft emporgestiegen, um so näher schien er dem Einsturz.

An die Stelle des, jede Freiheit achtenden und schützenden christlichen Kaiserthums wollten die Hohenstaufen die, jede Freiheit zerstörende Allgewalt des altrömischen Imperiums setzen. In dem Riesenkampfe, welchen die Päpste im Bunde mit den Städten Italiens mit ihnen führten, wurde zwar die Freiheit der Kirche und die allgemeine Freiheit gerettet, aber auch die Autorität, die geistliche wie die weltliche, tief erschüttert. In den nicht mehr enden wollenden Kämpfen der Welfen und Gibellinen waren Frieden und Liebe zerstört, alle zerstörenden Leidenschaften aber entfesselt. Wunden sind leichter geschlagen, als geheilt; Feuer ist leichter entzündet, als gelöscht. Die alte Strenge und Reinheit der christlichen Sitte schwand mehr und mehr. Die Kreuzzüge hatten nicht nur religiöse Begeiste-

rung, ritterliche Sitte und bürgerliche Freiheit gefördert, sie hatten auch das christliche Abendland mit den Lastern des Orients in Berührung gebracht. Mit dem wachsenden Reichthum wuchsen Stolz und Ueppigkeit, und mehr noch als beide, unersättliche Habgier. Der poetische Frühling der Troubadoure sproßte nicht nur bunte, sondern auch giftige Blumen hervor. Sittenlosigkeit erfüllte die prächtigen Städte, Frivolität die glänzenden Fürstenhöfe. Je inniger die Kirche mit dem gesammten öffentlichen und socialen Leben verwachsen war, um so mehr wurde auch sie in ihren Gliedern und Repräsentanten von den Gefahren der Welt bedroht, von dem Verderben der Welt angesteckt. Der Reichthum und die hohe politische Stellung der Prälaten und großen Abteien, ursprünglich so berechtigt und wohlthätig, war vielfach zu einer drückenden Kette für die Kirche, zu einer Quelle des Neides und des Aergernisses für das Volk geworden. Wo aber die Reinheit der Sitten schwindet und die Liebe erkaltet, bleibt der Glaube nicht unversehrt. So wucherten mit einem Mal überall, mitten im Zeitalter des Glaubens, die alle Grundlagen der christlichen Moral untergrabenden neumanichäischen Sekten der Katharer und Albigenser üppig empor. Der christlichen Philosophie trat der Pantheismus eines Amalrich von Chartres, eines David von Denant gegenüber. Nicht blos eroberte Saladin Jerusalem, sondern es drohte auch die falsche Philosophie der Araber die jugendliche christliche Wissenschaft zu vergiften. Blasphemischer Unglaube — man denke an die Schrift de tribus impostoribus — trat frech an's Licht — und bald sah die Christenheit den Erben der Krone Karls des Großen, Friedrich II., an seinem palermitanischen Hofe muhamedanischem Denken und muhamedanischer Sitte fröhnen.

Es war daher nicht leere Phantasie, sondern ein treues Bild welthistorischer Wahrheit, als Papst Innocenz III. im Traumgesichte die Lateranensische Basilika, die Haupt- und Mutterkirche der Welt, wanken und sich zum Sturze neigen sah. Aber Gott sei Dank, hat er nicht minder wahr geschaut, als er zwei fremde, arme Männer erblickte, die mit ihren Schultern die Sinkende stützten; es waren jene beiden, von denen Dante im elften Gesange des Paradieses singt, daß die unergründliche Vorsehung des Herrn sie seiner Braut, der Kirche, zu Führern gegeben:

Der Eine war seraphisch ganz an Gluthen
Durch Weisheit war der Andere auf Erden
Ein Schimmer von dem Licht der Cherubinen.

Dominikus und Franciskus — doch nur von dem Einen dieſer beiden unzertrennlichen, wunderbar ſich ergänzenden Heiligen und Ordensſtifter ſoll hier die Rede ſein: wer und wie er war; durch welche Kraft er die Kirche ſtützen, die chriſtliche Geſittung retten und erhöhen half, und welche Dienſte er in göttlicher Gnadenkraft dem Reiche Jeſu Chriſti, des einzig wahren, weil göttlichen Civiliſators der Menſchheit, leiſtete und bis zur Stunde leiſtet.

II. Perſon, Leben und Thaten des heiligen Franciskus.

Geiſt und Leben des heiligen Franciskus ſind uns in allem Weſentlichen ſehr genau und zuverläſſig bekannt: aus dem was er ſelbſt uns ſchriftlich hinterließ; aus den Actenſtücken der Kirche; beſonders aus drei zuverläſſigen Lebensbeſchreibungen. Die eine iſt auf Aufforderung Papſt Gregor XIII., der ſelbſt der Freund und Beſchützer des Heiligen geweſen, von Thomas von Celano, einem der vorzüglichſten Jünger und Genoſſen des heiligen Franciskus, verfaßt; die andere auf Befehl des Ordensgenerals von drei der erſten Lebensgefährten des Heiligen (worunter ſein Beichtvater und Secretair, Bruder Leo) geſchrieben; die dritte aber hat den großen heiligen Kirchenlehrer Bonaventura zum Verfaſſer, der zwar bei dem Tode des heiligen Franciskus erſt fünf Jahre alt, aber ſein Nachfolger und der bevorzugte Erbe ſeines Geiſtes war, dem alle authentiſchen Urkunden und Nachrichten und viele noch lebende Augenzeugen zu Gebote ſtanden. Wenn auch ſpäter die Sage, wie um jede große und volksthümliche Perſönlichkeit der Weltgeſchichte, auch um das Leben des heiligen Franciskus ſinnige und liebliche Legenden bildete (wie wir ſie in den von Kaulen unter dem Namen „St. Francisci Blumengärtlein“ ſo trefflich verdeutſchten Fioretti beſitzen), in denen ſich der zu Grunde liegende geſchichtliche Kern nicht überall kritiſch feſtſtellen läßt, ſo wird dadurch die über allen Zweifel erhabene welthiſtoriſche Thatſache des wunderbaren Lebens und Wirkens des heiligen Franciskus nicht im mindeſten zweifelhaft gemacht, vielmehr beſtätigt und beleuchtet. *)

*) Von neueren größeren Lebensbeſchreibungen des heiligen Franz ſind die von Chavin de Malan (Histoire de S. François. Paris 1840. Deutſch München 1841) und Vogt (d. heil. Franz von Aſſiſi. Tübingen 1840) zu empfehlen. Die neueſte Bearbeitung des Lebens des heiligen Franz und der Anfänge ſeines Ordens enthält die ſoeben erſchienene Geſchichte des hei-

Wer Mittel-Italien geſehen, wird auch den aus Ernſt und Lieblichkeit gemiſchten unvergleichlichen Zauber empfunden haben, der über Umbrien mit ſeinen alten Bergſtädten, zumal über Aſſiſi und ſeine weite Umgebung, ausgegoſſen iſt. Wohl trägt der Gedanke an den heiligen Franciskus weſentlich zu dieſem Eindrucke bei; aber doch iſt es nicht minder wahr, daß dieſes Land der alten Hetruscer und dieſes Volk, das Franz ſo ſehr liebte, der rechte Boden für dieſe Wunderblume, für dieſe Pflanzung Gottes war.

Franciskus war der erſtgeborene Sohn des aus Lucca ſtammenden Pietro Bernardone aus dem Geſchlecht der Moriconi. Der Vater war ein reicher Patricier und Handelsherr. Seine Mutter, Pica de Bourlement, ſtammte aus einem franzöſiſchen Adelsgeſchlecht. Sie war eine fromme und kluge Frau, die ihren Sohn verſtand, auch wo Vater und Brüder an den außerordentlichen Wegen, die er eingeſchlagen, bitteres Aergerniß nahmen. In der Taufe hatte Franz den Namen Johannes empfangen; ob nun ſein Vater ihm zur Erinnerung an glückliche Handelsgeſchäfte in Frankreich den Beinamen Francesco gegeben, oder ob man ihn wegen ſeiner Liebe zur franzöſiſchen, d. h. provençaliſchen Sprache und Poeſie ſo nannte, mag dahingeſtellt bleiben; genug, daß der Sohn des Bernardone dieſen Namen groß und liebenswürdig gemacht hat im Himmel und auf Erden.

An Geiſt und Phantaſie hochbegabt, dem Leibe nach kräftig und zierlich, mit einer in Rede und Geſang wohlklingenden Stimme, lebhaften und fröhlichen Temperamentes, vereinte Franciskus die Vorzüge ſeines Volkes und ſeiner Zeit in ſeltener Reinheit und Fülle in ſich, ohne vom Verderben derſelben berührt zu ſein. Voll des lebendigſten Glaubens und tiefer religiöſer Empfindung, war er zugleich ritterlichen Geiſtes, Liebhaber der Poeſie und ſelbſt ein Dichter. Großmüthig und bis zur Verſchwendung freigebig, galt er als die Blume der ritterlichen Jugend ſeiner Vaterſtadt und als der König bei allen ſchönen Feſten. Wie er aber ſpäter, nachdem die Heiligkeit ſein natürliches Weſen verklärt hatte, auf die Herzen der Men-

---

ligen Franciskus und der Franziskaner v. Fr. Panfilo da Magliano M. O R. Aus dem Italieniſchen überſetzt und bearbeitet von Fr. Quintianus Müller, Franziskaner-Ordenspriester der ſächſ. Prov. v. h. Kreuze u. Mitarbeiter im Collegium des h. Bonaventura in Quarachi bei Florenz. I. Band. Von St. Franciskus bis St. Bonaventura. München bei C. Stahl.

schen wirkte, kann man aus den Worten entnehmen, in welche der alte Thomas de Celano ausbricht: „O! in welcher Schönheit, in welchem Glanze und welcher Herrlichkeit erschien er uns einst in der Unschuld seines Lebens, in der Einfalt, im Wohlgeruche des Gehorsams, in gefälliger Willfährigkeit, in seiner Engelsmiene! Lieblich in seinem Benehmen, sanft von Natur, freundlich im Reden, gemessen in der Ermahnung, treu in allem Anvertrauten, vorsichtig im Rathe, kräftig in der That, voll Anmuth in Allem, heiteren Gemüthes, milder Seele, nüchternen Geistes; ausdauernd in der Betrachtung, beharrlich in der Gnade, stets derselbe; zur Nachsicht schnell, langsam zum Zorne, gewandt im Gebrauche aller Geisteskräfte, von scharfem Gedächtniß, fein in der Erörterung, vorsichtig in der Wahl, einfältig in Allem; streng gegen sich selbst, liebreich gegen Andere, in Jeglichem bescheiden; der beredteste der Menschen, heiter von Antlitz, aller Trägheit baar, jedem Uebermuthe fern ꝛc. Seine Kleidung war rauh, sein Schlaf überaus kurz, seine Hand freigebig, und weil er der Demüthigste unter allen Menschen war, war er die Milde selbst, Jedem sich fügend nach seiner Sinnesart."

Und schon in seiner weltlichen Jugend konnte man Züge dieses Bildes an ihm wahrnehmen, wenn man seinen hohen und reinen Sinn betrachtete, der mitten im weltlichen Treiben alles Niedere und Gemeine ferne hielt; wenn man die Andacht, mit der er beten konnte, wenn man seine Freigebigkeit gegen die Armen beobachtete und sah, wie er einst einem Armen, den er im Drange der Handelsgeschäfte aus dem Magazin gewiesen, voll Reue nacheilte, um ihm das verweigerte Almosen reichlicher zu bringen. Seine Mutter hat also richtig geurtheilt, als sie einst Freundinnen, die ihr wegen des Leichtsinns und der Verschwendung Francesco's condolirten, erwiderte: „Was meint ihr von meinem Sohne? Ich sage euch, er wird noch ein auserwähltes Kind Gottes sein".

Doch noch überwog irdische Lebenslust und Kampfeslust; aber frühe beginnt Gott ihn mächtiger an sich zu ziehen. In einer Fehde gegen die Nachbarstadt Perugia im Vordertreffen kämpfend, fällt er mit anderen Landsleuten in Kriegsgefangenschaft. Mehr als ein Jahr mußte er der süßen Freiheit entbehren; aber seine unerschöpfliche Fröhlichkeit geht ihm niemals aus und hält seine Mitgefangenen aufrecht. Endlich nach Hause zurückgekehrt, bringt ihn schwere Krankheit dem Tode nah und in langes Siechthum. Obwohl losgelöster von der Welt, plant er doch ein neues Abenteuer. Er

will dem Walther von Brienne sein sicilisches Erbe erkämpfen helfen. Schon ist der ritterliche Jüngling auf dem Wege zur Heeresfolge, da ergreift ihn bereits in Spoleto auf's Neue die Krankheit — und er vernimmt den Ruf, an dessen übernatürlichem Ursprung er nicht zweifelt: „Franz, weßhalb willst du einem Knechte dienen, da du dem Herrn aller Herren dienen könntest?" Rasch wieder genesen, kehrt er nach Assisi mit dem felsenfesten Willen zurück, fortan nur dem höchsten Herrn zu dienen und sich ihm ganz zu weihen.

Seine Genossen feiern seine Rückkehr durch ein Festmahl; es war wirklich für ihn ein Hochzeitsmahl. Mitten in der Festesfreude sehen ihn plötzlich die Tischgenossen in Verzückung gerathen — und als er wieder zu sich gekommen und Freunde ihn fragen, was das gewesen, ob er an eine Braut gedacht habe, antwortete er: „Ihr habt recht, ich denke wirklich daran eine Braut zu nehmen, und sie ist so schön, und edel, und reich, daß ihr keine andere gleichkommt auf Erden!" er meinte die heilige Armuth Jesu Christi, die fortan der Gegenstand seiner höchsten Liebe war.

Er beginnt nun mit rührender Hingebung die Armen, mit heldenmüthiger Ueberwindung seiner widerstrebenden Natur die Aussätzigen zu pflegen. Freuden und Ehren der Welt kommen ihm schal und verächtlich vor; dagegen erblickt er in allen Geschöpfen, die er damals schon Brüder und Schwestern nannte, die alles tragende, alles durchdringende, allgegenwärtige und allwirksame göttliche Liebe. Immer mehr bemächtigt sich seiner die Sehnsucht nach Einsamkeit und ununterbrochenem Umgange mit Gott. Ganze Tage und Nächte bringt er im Gebete zu. In diesen seinen, oft ecstatischen Gebeten empfängt er tiefe und wunderbare Erleuchtungen über das Geheimniß der göttlichen Liebe, das uns in Christus erschienen ist. In seinem Herzen entbrennt ein unermeßliches Feuer der Gegenliebe zu dem, der aus Liebe zu ihm am Kreuze gestorben, und ein unersättliches Verlangen, ihm in allem so vollkommen als möglich nachzufolgen: eine Liebe und ein Verlangen, die alle Stufen des Gewöhnlichen übersteigen, alle Schranken irdischer Klugheit durchbrechen. Durch das doppelte Feuer himmlischer Liebe und strengster Abtödtung läutert sich seine Seele von allen Schlacken der Eigenliebe und irdischer Klugheit, und erhebt sich zu jener heiligen Kindeseinfalt, von der der Welterlöser gesprochen: „Wenn ihr nicht wie die Kinder werdet, könnt ihr nicht eingehen in das Himmelreich", und welche vielleicht seit den Tagen

der Apostel nie einem Menschen in solcher Reinheit und Vollkommenheit eigen war, wie dem heiligen Franziskus.

So heldenmüthig und mit solcher Vollkommenheit hatte Franz dem Dienste des höchsten Herrn sich geweiht und den Lauf zum höchsten Gipfel des übernatürlichen Lebens begonnen; da vernahm er eines Tages, als er in der verfallenen Feldkapelle von St. Damian vor dem Bilde des Gekreuzigten im Gebet versunken war, die Ansprache: „Franziskus gehe hin, und stelle mein Haus her, das dem Einsturze nahe ist." In der Demuth und Einfalt seines Herzens verstand er dies von nichts anderem, als von der Wiederherstellung des Kirchleins von St. Damian. Und sofort eilt er mit einigen Ballen Tuch aus des Vaters Magazin zu Pferde nach Foligno, macht Tuch und Pferd zu Geld und bringt es dem armen Priester von St. Damian zur Herstellung des Kirchlein's; der aber weigerte sich das Geld anzunehmen, denn er beurtheilte richtig den Sinn des alten Bernardone.

Der lang schon glimmende, nur mühsam zurückgehaltene Zorn des Vaters über den excentrischen, zum Thoren gewordenen Sohn bricht in hellen Flammen aus. Er mißhandelt ihn, schließt ihn als Gefangenen ein; und als die Mutter bei einer Abwesenheit des Vaters ihrem wundersamen Sohne die Freiheit wiedergegeben, führt ihn der zurückgekehrte Vater vor Magistrat und Bischof, um ihn als unheilbaren Verschwender und als Schmach für die Ehre seines Hauses gerichtlich zu enterben. Franz aber gibt dem Vater nicht nur das erlöste Geld, sondern auch seine Kleider zurück, leistet feierlich Verzicht auf jeden Anspruch an das väterliche Erbe, aufjubelnd, daß er jetzt mit um so größerem Rechte beten könne: Vater unser, der Du bist in dem Himmel! — Das geschah im Jahre 1207, als Franciskus fünfundzwanzig Jahre alt war, ein Jahr, nachdem er von Spoleto zurückgekehrt und sich ganz dem Dienste des höchsten Herrn geweiht.

Vom Bischof, der den Geist den Jünglings als ächt erkannte, mit einem armen Eremitengewand bekleidet, begann er nun zunächst bei St. Damian ein Einsiedlerleben unter der Verachtung der Welt und den Tröstungen des Himmels. Er lebte von Almosen, fuhr aber fort selbst den Armen nach Kräften Gutes zu thun, Kranke, besonders Aussätzige zu verpflegen. Vor Allem aber betrachtete er es als seine Aufgabe, den göttlichen Befehl, nur in anderer Weise, zu erfüllen. Unter Schmach und Spott durchwanderte er die Vaterstadt und die Umgegend und bettelte Steine, Kalk und Holz, um

die zerfallene Hütte Gottes aufzubauen; und es gelang. Und nicht nur St. Damian ſtellte er her, ſondern auch eine entferntere Feldkapelle, die dem von ihm vermöge ſeiner Liebe zur Kirche beſonders verehrten Apoſtelfürſten Petrus geweihet war, und endlich im Thale die zerſtörte Feldkapelle Mariä von den Engeln. Hier erbaute er ſich auch eine kleine Hütte, und war ihm dieſer Ort, Portiuncula, ſein kleines Erbtheil, vor allen anderen Orten lieb und heilig. Hier empfing er die größten Gnaden; hier war der Mittelpunkt all ſeines Lebens und Wirkens, und wie jetzt ringsum aus den Mauern des mächtigen Domes, der über der kleinen Portiuncula-Kapelle zum Himmel ſteigt, zur leiblichen Erquickung der Pilgerſchaaren, die alljährlich dorthin wallfahrten, friſche Brunnen fließen, ſo haben ſich von dort geiſtige Ströme erquickend über die ganze Erde ergoſſen, die heute nicht verſiegt ſind und mit Gottes Hilfe nimmer verſiegen werden. Die drei Kapellen aber, welche Franciskus im Anfange ſeine Laufbahn hergeſtellt, hat man ſchon frühzeitig als Vorbilder der drei großen Orden erkannt, die er geſtiftet.

Das Vorbild ſollte bald in Erfüllung gehen. Nachdem Franciskus, als Einſiedler, als Wiederherſteller der zerfallenen Kirchlein, als Pfleger der Ausſätzigen und Freund und Genoſſe der Armen, eine dreijährige Vorſchule in Demuth und Standhaftigkeit gut beſtanden, wurde er „von jener Vorſicht, die die ganze Welt regiert“ *) und deren Führung Franciskus ſtets in Kindeseinfalt folgte, auf eine neue und höhere Stufe erhoben.

Es geſchah dieſes, als er an einem Apoſteltage des Jahres 1209 in der heiligen Meſſe die Worte des Evangeliums (Matthäus 10) vernahm, die Chriſtus zu ſeinen Apoſteln ſprach, als er ſie zum erſten Mal ausſendete: „Ihr ſollt weder Gold, noch Silber in Eueren Gürteln haben, noch einen Mantel auf der Reiſe, noch zwei Röcke, noch Schuhe, noch Stab.“ Wie ein Blitz durchleuchtete es ſeine Seele. „Das iſt es“, rief er aus, „was ich immer geſucht habe!“ — und von dieſem Augenblicke an that er die Schuhe von ſeinen Füßen, berührte kein Geld mehr, warf Taſche und Gürtel hinweg, vertauſchte das arme Pilgerkleid, das er bisher getragen, mit dem noch ärmeren Sack, den man heute noch umbriſche Bauern bei der Feldarbeit kann tragen ſehen, und umgürtete ſich mit einem geknoteten Stricke. An dieſem Tage war der Orden der minderen Brüder gegründet und Franciskus hatte, wie eine alte Franciskaner-Chronik ſagte, ſich ſelbſt

*) Dante, Parad. 11, 28.

als Grundstein in das Fundament gelegt. Die Lebensweise, die er nun führte, war die Lebensregel, das Kleid, das er trug, das Kleid, der Geist, von dem er nun beseelt war, der Geist seines Ordens. Jetzt wurde es ihm auch klar, daß sein Herr ihn damals in St. Damian's Kapelle nicht sowohl zur Wiederherstellung seines materiellen, als vielmehr seines geistigen Hauses berufen. Daher fing er an aus seiner einsamen Verborgenheit hervorzugehen und die Jünger Jesu nicht nur in ihrer Armuth, sondern auch in ihrem apostolischen Leben nachzuahmen. Er ging unter die Menschen und grüßte sie mit dem Gruße des Heilandes: der Frieden sei mit euch! Er ermahnte sie mit wunderbar einfachen und hinreißenden Worten, wie man sie nie gehört, zur Buße und zur Liebe Gottes. Gemeine Menschen nahmen ihn mit Schimpf auf; er aber blieb unerschütterlich in seinem Frieden. Empfängliche Naturen aber fühlten sich tief bewegt und mächtig angezogen. Die Predigt seines Beispiels und seines Wortes trug bald reiche Früchte. Es zeigte sich, daß noch Herzen lebten, die dem seinigen verwandt waren. Wie von einem himmlischen Magneten wurden sie von der seligen Armuth des heiligen Franz und seiner ersten Genossen angezogen, wie Dante*) singt:

Die Eintracht und die holden Freuden,
Die ihrem Antlitz hohe Lieb' ertheilte,
Trieb Manche auf der Andacht heil'ge Weiden.

Der erste der sich ihm anschloß, war ein verständiger und angesehener Bürger von Assisi, Bernhard von Quintavalle. Er hatte den Geist des heiligen Franciskus erprobt, und als er ihn einst beobachtet, wie er eine ganze Nacht hindurch im Gebete und in Thränen unter dem unzähligemal wiederholten Liebesseufzer: **Deus meus et omnia, Deus meus et omnia**, zubrachte, verkaufte er alles, was er besaß, vertheilte den Erlös an die Armen und nahm das Kleid und die Lebensweise des heiligen Franciskus an. Fast zugleich mit ihm kam ein junger Domherr von Assisi, Petrus Catani, der Dritte war der Bruder Aegidius. Bald stieg ihre Zahl auf acht, dann erreichte sie die Zwölfzahl. Anfangs war die Hütte zu Portiuncula ihr erstes Kloster. Dann wohnten sie in einem entfernteren Waldthale am gewundenen Bache (Rivo torto) in einer verlassenen und zerfallenen Bauernhütte, die kaum sie fassen konnte. Statt der Zellen, die nicht vorhanden waren, schrieb Franciskus den Namen eines jeden an die Mauer: da war seine Zelle. Und sie lebten unter der Leitung

*) Paradies 11, 16 ff.

ihres Meisters in wunderbarer Geistessammlung. Wiederholt gingen sie je zwei und zwei nach den verschiedenen Himmelsgegenden und predigten, wie Franciskus sie gelehrt, Buße und Frieden. Es sind uns Worte aufbewahrt, die er bei solcher Aussendung an sie richtete. „Geht hin", sprach er zu ihnen und umarmte sie, „meine Brüder, und verkündiget den Menschen den Frieden, und prediget ihnen Buße zur Vergebung der Sünden. In Drangsalen seid geduldig, wachsam im Gebet, in der Arbeit unverdrossen, im Reden bescheiden, in den Sitten streng, unerschöpflich im Wohlthun." Und begeistert setzte er bei: „Habet keine Angst, denn wisset, nach nicht langer Zeit kommen zu Euch viele weise, edle und kluge Männer; sie werden mit uns sein und Völkern, Nationen und Königen predigen und Viele zum Herrn bekehren, und der Herr wird seine Familie durch die ganze Welt verbreiten".

Es waren prophetische Worte. Die Regel des armen apostolischen Lebens, die er mit seinen ersten Gefährten befolgte, schrieb Franz nun auf einigen Blättern nieder, ging dann mit seinen Genossen nach Rom, um sie vom heiligen Vater bestätigen zu lassen. Gegen den Rath der Meisten, deren berechtigter Klugheit die Neuheit und allzu große Strenge der Regel, so wie die Vermehrung der Orden bedenklich, ja unzulässig erschien, bestätigte der große Papst Innocenz III., von oben belehrt, einstweilen mündlich die Regel und segnete Franciskus. Dieser aber zog mit seinen Brüdern, Gott lobpreisend, zurück nach Portiuncula, das ihm die Eigenthümer des kleinen Geländes, die Benediktiner von Monte Subazio geschenkt. Das alles geschah im Jahre 1209.

Wir können nun der Geschichte nicht mehr im Einzelnen folgen. Immer mehr wuchs die Zahl der Genossen, immer mehr erweiterte sich in Italien und über die Grenzen Italiens hinaus das demüthige und einfache Wirken des hl. Franz und der minderen Brüder.

Schon traten, als er in Bologna die Armuth Christi predigte, gelehrte Männer in seinen Orden ein; dort nahm er auch einen von Kaiser Friedrich lorbeergekrönten Troubadour auf, und gab ihm, weil er den Frieden gefunden, den er vergeblich an den Höfen der Großen und in den Freuden weltlicher Poesie gesucht, den Namen Pacifico. Jünglinge und Männer von wunderbarer Reinheit, Liebe und Herzenseinfalt, wie ein Bruder Leo, Juniperus, Massäus, Johannes Parento, der später sein Nachfolger als Generalminister war, und so viele andere, welche zum Theil als Heilige verehrt

ſind, geſellten ſich zu ihm. Er ſelbſt durcheilte, vom Feuer des Eifers glühend und jeglicher Creatur das Evangelium predigend, ganz Mittelitalien, und wo er nicht hinkam, dahin ſendete er ſeine Brüder. Welches aber die Art und Weiſe ihres Miſſionslebens war, ergibt ſich aus folgenden, gleichfalls uns aufbewahrten Worten, des hl. Franziskus aus jener Zeit. „Im Namen des Herrn, gebot er ihnen, zieht je zwei und zwei euren Weg, demüthig, beſcheiden, in ſtillem Gebet, wie wenn ihr in eurer Zelle wäret. Denn der Leib iſt die Zelle, die Seele der Einſiedler. So beſchaffen muß der Wandel der Brüder ſein, daß wer immer ſie hört und ſieht, den himmliſchen Vater preiſe und andächtig lobe."

Mitten in dieſen wunderbaren Erfolgen wurde Franciskus von einem mächtigen Zweifel ergriffen, von dem Zweifel: ob er denn wirklich berufen ſei, ſo öffentlich zu wirken, oder ob es nicht viel mehr ſein Beruf ſei, wieder ganz in die Einſamkeit zurückzukehren und nur dem innerlichen Leben und dem Gebete ſich zu widmen. Um zur Klarheit zu kommen, gebot er einigen Brüdern, die er für die demüthigſten und frömmſten hielt, zu beten und auch die heilige Clara bat er um das Gebet, damit ſie erkennen möchten, was Gottes Wille ſei. Als nun jene Brüder, wie auch die hl. Clara, nach langem Gebete die Antwort gaben, es ſei Gottes Wille, daß Franciskus predige, da erkannte er darin den Befehl Gottes; er begann auf's Neue mit übermenſchlicher Kraft das apoſtoliſche Werk, und ließ davon nicht mehr ab bis zu ſeinem Tode.

Im Jahre 1215 traf Franciskus auf dem vierten allgemeinen Concil vom Lateran mit dem heiligen Dominikus in Rom zuſammen. Beide Orden wurden von dieſer größten und glänzendſten unter den Kirchenverſammlungen beſtätigt. Auf dem Ordenskapitel, das Franciskus Pfingſten 1217 unter dem Pontificate Papſt Honorius III. zu Aſſiſi hielt, wurden bereits die Provinziale geſetzt für Toskana, die piceniſche Mark, die Lombardei, die Terra die Lavoro, Calabrien und Apulien, ferner für Spanien, für Deutſchland, für die Narbonne, für Paris, für das belgiſche Frankreich.

In der Pfingſtzeit des Jahres 1219 hielt Franciskus um Portiuncula das große und glorreiche Generalkapitel, das man das Kapitel von den Matten nannte, weil die Brüder unter Zelten aus Matten wohnten. Wie Zugvögel, wenn ſie ſich zur Heimkehr ſammeln, ſagt ein Zeitgenoſſe, kamen die minderen Brüder von allen Weltgegenden herbei, arm und fröhlich, wie die Vögel des

Himmels. Fünftausend Minderbrüder zählte man, und an 500 Jünglinge und Männer begehrten das Ordenskleid. Volk, Adel und Clerus versorgte sie mit dem Nöthigen, und betrachtete sie unter Thränen andächtiger Freude. Der treueste Freund und Protector des Ordens, Cardinal Hugo von Ostia, später Papst Gregor IX., stand der Versammlung vor. Franz erfüllte die Seinigen aufs Neue mit seinem Geiste, und wiederum kehrten sie zurück in alle Länder und verbreiteten das arme apostolische Leben über die ganze christliche Welt. Noch ehe der heilige Franciskus die Augen schloß, hatten die minderen Brüder fast in allen damals bekannten Länder ihre kleinen armen Klöster gegründet, in Portugal und Griechenland, in Schweden und Dänemark, in England und in Rumänien, in Marocco, Aegypten, Syrien, und bis in die Mongolei drangen sie vor.

Bereits hatten auch unter der Führung der heiligen Clara zahlreiche Jungfrauen sich dem Leben vollkommener Armuth nach der ihnen vom heiligen Franz gegebenen Regel geweiht und verbreiteten sich von St. Damian aus rasch in alle christlichen Länder. In Armuth und Arbeit ein der Welt abgestorbenes und in Gott verborgenes Leben führend, unterstützten sie das Wirken der apostolischen Prediger durch ihr ununterbrochenes Gebet, wie in einer späteren Zeit die heilige Theresia mit ihren Töchtern, die Karmeliterinnen, es gethan. Der Orden der heiligen Clara, der ursprünglich mit dem Namen der armen Frauen und anderen Namen, dann aber bleibend mit dem der Clarissen genannt wurde, heißt auch, und mit Recht, der zweite Orden des heiligen Franciskus.

Als der Zudrang von Menschen aus allen Ständen zum heiligen Franz immer größer ward, und viele, die durch unauflösliche Bande, sei es der Ehe, sei es eines weltlichen oder geistlichen Amtes, sei es anderer Lebensverhältnisse, verhindert waren, in den ersten oder zweiten Orden einzutreten, da stiftete der heilige Franciskus den dritten Orden „der Brüder und Schwestern von der Buße". Die Mitglieder blieben in der Welt in ihrem Stande, und legten kein anderes Gelübde ab, als die allgemeinen Christenpflichten und die Pflichten ihres Standes treu zu beobachten, niemals Waffen, als nur im Dienste der rechtmäßigen Obrigkeit zum Schutze des Vaterlandes und der Kirche, zu führen, gewisse Gebete zu verrichten und Fasttage zu halten, Ueppigkeit und Hoffarth des Lebens zu meiden, und in Leben und Sitte die Armuth im Geiste zu pflegen. Durch diesen dritten Orden, den auch der heilige

Dominikus nachahmte, wurde der Geist des heiligen Franciskus, oder vielmehr der Geist des Evangeliums, durch alle Klassen und Stände verbreitet und die Weltleute mit den minderen Brüdern und durch sie mit der Kirche inniger verbunden.

Aber nicht nur die Gläubigen wollte Franciskus für die Nachfolge Christi gewinnen; von Anfang an glühte sein Herz auch von Verlangen den Muhamedanern das Evangelium der heiligen Liebe, Reinheit und Freiheit zu verkündigen und, wenn Gott ihm die Gnade schenken wolle, die Martyrerkrone zu erlangen. Schon in der ersten Zeit seines Wirkens hatte er auf die Reise nach Syrien sich begeben; aber Erkrankung zwang ihn zur Rückkehr. Und zum zweitenmal hielt höhere Gewalt ihn zurück, als er von Spanien aus in Marokko eindringen wollte. Endlich gelang es ihm Syrien und Aegypten zu erreichen. Als aber die Christen gegen seine Warnung die Schlacht von Damiette geschlagen und verloren, die Muhamedaner siegestrunken auf jeden Christenkopf einen Preis gesetzt hatten, drang Franciskus, von einem Bruder begleitet, bis vor den Sultan und predigte ihm den Gekreuzigten — und so überirdisch war das Wort und die ganze Erscheinung des Heiligen, daß der Sultan, wunderbar ergriffen, zwar nicht den Muth der Bekehrung fand, aber dem Gebete des Armen von Assisi sich empfahl und ihn mit ehrenvollem Geleite zum christlichen Heere zurückführen ließ. Doch war Franz nicht umsonst im Morgenlande gewesen; er nahm nicht blos mehrere in seinen Orden auf, sondern er hat auch den Orient für alle Zukunft für seine Orden in Besitz genommen, insbesondere das heilige Land — und derselbe ist bis zur Stunde der Wächter des heiligen Grabes zu Jerusalem geblieben. Das blutige Martyrium war dem heiligen Franciskus für seine Person versagt worden; bald aber pries er Gott, als er vernahm, daß Bruder Vitalis und seine fünf Genossen in Marokko die Martyrerpalme gewonnen. „Jetzt sehe ich, rief er, daß es doch ächte Minderbrüder gibt.“ Diesen fünf gesellten sich bald sieben andere Martyrer in Ceuta zu.

Als die Leiber dieser Erstlingsmartyrer des Ordens (1221) nach Coimbra gebracht wurden, fühlte sich ein junger portugisischer Augustiner-Chorherr mächtig zum Orden des heiligen Franciskus hingezogen. Er wurde nächst diesem selbst der glorreichste Heilige des Ordens, Antonius von Padua. Er war auch der Erste, den Franciskus selbst als Lector der Theologie in Bologna einsetzte, durch folgendes uns erhaltenes Schreiben: „Dem vielgeliebten Bruder

Antonius wünscht Bruder Franciskus Heil in Christus. Es gefällt mir, daß du den Brüdern die heilige Theologie vortragest, wenn du nur nicht durch das Studium den Geist des Gebetes und der Andacht, wie es ausdrücklich in der Regel gesagt ist, auslöschest."

Je größer die Erfolge des heiligen Franciskus wurden, je gewaltiger die von ihm ausgegangene übernatürliche Bewegung Welt und Zeit ergriff, um so tiefer wurde seine Demuth und Selbstvernichtung, um so strenger seine Abtödtung, um so unermüdlicher sein Eifer. Das Zeugniß seiner Zeitgenossen, die Prüfung der Kirche lassen dem christlichen Denker auch keinen vernünftigen Zweifel darüber, daß die Verheißung Christi: „Wer an mich glaubt, der wird die Werke auch thun, die ich thue," *) an dem Armen von Assisi in seltener Weise sich erfüllte. Das paradisische Verhältniß des Menschen zur Natur schien in ihm zurückgekehrt; selbst die Vögel und Thiere der Wildniß empfanden den Einfluß der, „neuen Creatur in Christus," **) die in Franciskus in so wunderbarer Kraft in die Erscheinung getreten war. Was der Weltapostel von sich schreiben durfte, wurde selten in einem Menschen vollkommener wahr als in Franciskus: „Ich lebe: doch nicht ich lebe, sondern Christus lebt in mir." ***) Darum kann uns auch jene, zwar wunderbare, aber historisch feststehende Thatsache, welche die Krönung seines ganzen Lebens bildet, keineswegs befremden, die Thatsache seiner Stigmatisirung, die er zwei Jahre vor seinem Tode auf dem Berge Alvernia empfing, als er das Bild des Gekreuzigten in Seraphs-Gestalt schaute. †) Von da an war das Leben des Heiligen ein beständiges unsägliches Leiden; aber sein Frieden und seine Freudigkeit blieben stets sich gleich. Aufs Sorgfältigste die Wundmale verbergend, fuhr er in früherer Weise fort die Pflichten seines Amtes zu erfüllen und dem Volke zu predigen; nur konnte er nicht mehr, wie er früher stets gethan, zu Fuße seine Reisen machen, sondern mußte eines Lastthieres sich bedienen. Mit dem Feuer der Schmerzen und der Liebe wuchs auch das Feuer seines Seeleneifers.

---

*) Joh., 14, 12.

**) Galat. 5, 6. Sehr schön wird dieses Verhältniß geschildert in einem Gedichte von Leo Fischer: „Ecclesia militans". S. 47.

***) Galat. 2, 28.

†) Das Nähere darüber findet man bei Görres, Mystik, Band 2, S. 421 ff., und bei Bonaventura, Vita S. Francisci, C. 13—15.

Als aber die Schmerzen der Wunden, Krankheit der Milz und des Magens, Bluterbrechen, furchtbare Augenleiden, die ihn dem Erblinden nahe brachten, und äußerste Schwäche bewirkten, daß er nicht mehr arbeiten und nur noch leiden konnte, da folgte er in kindlichem Gehorsam dem Bruder Elias von Cortona, dem er auch die Verwaltung des Ordens anvertraut, ließ von einem Orte sich zum anderen bringen, unterwarf sich der Kunst der Aerzte, die ihm nach den Regeln der damaligen medizinischen Wissenschaft die Schläfe mit glühendem Eisen brannten. In der letzten Zeit ließ er sich vom Bischof von Assisi, der ihn pflegen wollte, in sein Haus aufnehmen. Als er aber wußte, daß nun seine Stunde nahe sei, verlangte er nach Portiuncula zu Maria von den Engeln getragen zu werden. Auf halbem Wege ließ er anhalten und segnete seine Vaterstadt. Den Tag vor seinem Tode dictirte er das Testament, nicht seiner Habe, sondern seines Geistes, wie es der Ordensregel als letzte Lehre und Ermahnung des heiligen Stifters beigefügt ist. Als am folgenden Tage der Augenblick seines Abschiedes näher gekommen, ließ er sich das 13. Kapitel aus dem Evangelium des heiligen Johannes vorlesen, das mit den Worten anfängt: „Vor dem Festtage der Ostern, da Jesus wußte, daß seine Stunde gekommen sei, um aus dieser Welt zum Vater zu gehen, und er die Seinigen, die in dieser Welt waren, lieb hatte, so liebte er sie bis ans Ende." Hierauf segnete er die anwesenden und alle abwesenden Brüder. Dann ließ er sich auf die Erde legen und mit Asche bestreuen. Endlich forderte er die Brüder auf Gott zu loben und stimmte selbst den 140. Psalm an. Unter freudigem Lobpreis für die empfangenen Gnaden entschlief er in seligem Frieden. Es war am 4. Oktober des Jahres 1226.

„Wenn seit den Zeiten der Apostel, schreibt Görres*) gewiß mit Recht, der Heiland einen solchen gefunden, der in Allem in seine Fußstapfen eingetreten, seinen Lehren und Beispielen gefolgt, mit allen Kräften seiner Seele sich an ihn gehalten, so war es diese hochbegeisterte Natur, die unaufhörlich sich in seinem Lichte sonnend, endlich selbst zum Lichtträger geworden, der nicht blos seinen Glanz, sondern selbst sein, des Heilandes, Bild zurückstrahlt." —

*) Katholik. Jahrg. 1826, in dem auch besonders erschienenen Aufsatze: „Der heil. Franz von Assisi ein Troubadour."

Wenn nun noch

III. Die culturhistorische Bedeutung des heiligen Franz

besprochen werden soll, so sind nicht Ausführungen, sondern nur kurze Andeutungen möglich.

Unter dem Namen Culturgeschichte pflegt man alles zusammen zufassen, was sich auf die Entwickelung der Menschheit in Religion und Sitte, politischem und gesellschaftlichem Leben, Wissenschaft und Kunst bezieht.

Allem, was man unter dem Namen „Politik" begreifen mag, hat der heilige Franciskus von Assisi absolut ferne gestanden. Nichts desto weniger hat er so mächtig auf sein Jahrhundert eingewirkt, daß Dante diesen Einfluß mit nichts anderem zu vergleichen weiß, als mit der aufgehenden Sonne; so weithindringend, so leuchtend und erwärmend war er.

Wenn wir aber fragen, welches die Kraft gewesen, durch welche Franciskus so mächtig und heilsam auf die Welt eingewirkt, so wird man antworten müssen: es war das Licht und die Wärme des übernatürlichen Lebens, es war die Kraft und der Zauber der heldenmüthigsten, genialsten, liebenswürdigsten Heiligkeit, wodurch er nicht nur hunderte bevorzugter Seelen erweckte und zur höchsten Vollkommenheit in der Nachfolge Christi nach sich zog, sondern wodurch er auf den gesammten Clerus und alles Volk belebend, begeisternd und heiligend einwirkte, den von Zweifel und Unglauben bedrohten christlichen Glauben neu befestigte, dem Sittenverderben wehrte, die Habgier und Begierlichkeit der Zeit mäßigte, Zucht und Reinheit in die Familien zurückführte, die wilden Leidenschaften der Parteien auslöschte, oder doch milderte, frommen christlichen Sinn erneuerte, dem Geiste der Menschen wieder eine höhere, edlere, himmlische Richtung gab.

Von allen irdischen Hilfsmitteln entblößt, und freiwillig und gänzlich auf sie verzichtend, hat er allein durch die Kraft eines bergeversetzenden Glaubens und einer heldenmüthigen Liebe so große Dinge gewirkt. Das ist die erste Lehre, welche wir aus dem Leben und Wirken des heiligen Franciskus schöpfen. Das Christenthum allein vermag die Menschheit zu regeneriren; die Kraft des Christenthums aber liegt in dem vom Welterlöser ausströmenden übernatürlichen Leben. Je mächtiger dieses Leben in einem Menschen wirksam ist,

um so kräftiger und heilsamer vermag er auf andere Menschen einzuwirken; je mehr und je allgemeiner dieses Leben in der Kirche vorhanden ist und gepflegt wird, um so heilkräftiger wirkt sie auf Zeit und Welt. Je mehr dagegen das übernatürliche Leben verkümmert und ermattet, um so mehr verlieren Christenthum und Kirche ihren Einfluß, um so mehr schreitet in der Christenheit die Entchristlichung und damit das Verderbniß der Sitten und der gesellschaftlichen Verhältnisse fort. Die Kirchen- und Weltgeschichte liefert den Beweis dafür von Jahrhundert zu Jahrhundert. Das gilt daher auch für unsere Zeit. Wohl fördern oder schädigen auch äußere Faktoren den christlichen Glauben und die christliche Sitte. Allein so wie die günstigsten äußeren Verhältnisse und die besten äußeren Mittel nimmer dem Verfalle wehren, wenn dem inneren Leben die Gnade und Heiligkeit fehlt, so sind auch keine noch so ungünstigen Verhältnisse im Stande den Fortschritt des Christenthums in der Menschheit zu hemmen, wenn in der Kirche und in ihren Gliedern das übernatürliche Leben christlicher Tugend und Heiligkeit stark sich erweist. Daher sind nicht jene die gefährlichsten Feinde, welche die Kirche äußerlich verfolgen und bedrücken, sondern jene, welche sie innerlich verderben, und fügen nicht jene ihr den größten Schaden zu, welche ihr äußere Güter entziehen, sondern jene, welche die Quellen des übernatürlichen Lebens in ihr verschütten.

Diese Wahrheit ist es auch, welche unser heiliger Vater Papst Leo XIII. vor Allem in seiner herrlichen Encyklika hervorhebt und der Gegenwart in's Gedächtniß ruft: „Jesus Christus", schreibt er, „ist die immerfließende ewige Quelle aller Güter, welche durch Gottes unendliche Erbarmung uns zu Theil werden, so daß er, der einmal die Welt erlöste, auch für alle Zeiten ihr Retter ist: denn es ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, in welchem wir selig werden können (Ap.-Gesch. 4, 12). Wenn es daher durch die Schwachheit der Natur oder die Schuld der Menschen dahinkommt, daß das Menschengeschlecht verdorben wird, und somit ein außerordentliches Hilfsmittel nothwendig erscheint, um dem Verderben zu entgehen, so ist es vor Allem nothwendig zu Jesus Christus seine Zuflucht zu nehmen und darin müssen wir vor Allem das beste und sicherste Heilmittel erkennen. Denn jene göttliche Kraft ist so groß und vermag so viel, daß in ihr die Abwendung aller Gefahren und die Heilung aller Uebel gelegen ist. Diese Heilung kommt aber sicher, wofern nur die Menschen zum

Bekenntniß der chriſtlichen Weisheit und zu den Geboten des Evangeliums zurückgeführt werden". So Leo XIII. Je weniger die ungläubige Welt dieſe Wahrheit begreift und anerkennt, um ſo mehr muß ſie in Allen, welche den Glauben ſich bewahrt haben, lebendigſte Ueberzeugung ſein. Dieſe Ueberzeugung und Geſinnung in uns zu wecken und zu ſtärken, iſt ohne Zweifel die erſte Abſicht, welche die gütige Vorſehung durch die gerade jetzt zuſammentreffenden Erinnerungsfeſte der Centenarien des heiligen Benedictus, des heiligen Franciskus und der heiligen Thereſia erreichen will.

Franciskus iſt nicht mit den kurzen Tagen ſeines irdiſchen Lebens vorübergegangen; er lebt fort in den von ihm geſtifteten Orden, denen er ſeinen Segen und die Verheißung hinterlaſſen hat, daß ſie bis an's Ende der Zeiten fortdauern und ſegensreich fortwirken werden, wenn ſie ſeine Regel, insbeſondere ſeine Liebe zur heiligen Armuth treu bewahren und demüthig im Glauben und im Gehorſam der katholiſchen Kirche verharren.

Hier ſei nur an ein Doppeltes erinnert, an die Verfaſſung, welche Franz ſeinen Orden gab, und an den Geiſt, den er ihnen einflößt. Franciskus — und Dominikus mit ihm — haben bekanntlich dem klöſterlichen Leben eine neue Form gegeben, welche den früheren Jahrhunderten unbekannt war. In den alten, durchweg auf die Regel Benedict's gegründeten Orden hatte zwar der einzelne Ordensmann das Gelübde der Armuth abgelegt, aber die Communität, das Kloſter konnte und ſollte Eigenthum beſitzen. Indem die neuen Orden nun auch für den Orden ſelbſt und ſeine Klöſter vollkommene Armuth feſtſetzen, ſtellten ſie nicht nur dem Aergerniß und dem Verderben des Reichthums das heilſame und verſöhnende Beiſpiel heiliger Armuth entgegen, ſondern ſicherten ſich auch für alle Zukunft vor den Gefahren, welche der Reichthum ſtets mit ſich führt. Ein anderer Punkt iſt nicht minder wichtig. In den alten Orden der Benedictinerregel beſteht jede Abtei ſelbſtſtändig für ſich und tritt höchſtens mit anderen Abteien in eine freie Verbrüderung; die neuen Orden dagegen vereinigen alle ihre Glieder und einzelnen Klöſter unter einem Generaloberen zu einer vollkommenen Einheit, wodurch begreiflicher Weiſe ſowohl die gemeinſame Disciplin, als das gemeinſame Wirken mächtig gefördert wird. Waren die alten Abteien wie vereinzelte feſte Burgen, ſo bildeten die neuen Orden einheitliche wohlgeordnete Kriegsheere der Kirche. Daher waren ſie ſo vorzüglich geeignet zum Werke der Miſſion, ſowohl unter den

Heiden und Ungläubigen, als im christlichen Volke selbst. Die alten Orden, insbesondere der Benedictiner-Orden, waren und sind bis zur Stunde vor allem geeignet in langsamem Anbau die Länder und Völker zu christianisiren und zu civilisiren, und dann Christenthum und Gesittung zu hüten. Nachdem aber die Welt christlich und gesittet geworden, in ihr aber nun große innere Gefahren sich erhoben, da schenkt die Vorsehung der Kirche die neuen, entsprechend organisirten Orden.

Indem insbesondere Franciskus seinen Orden auf einige wenige Regeln gründete und ihm eine überaus einfache und freie Verfassung gab, verlieh er ihm zugleich eine außerordentliche Beweglichkeit und Bildsamkeit. Daraus erklärt es sich, daß im Laufe der Jahrhunderte, je nach den Bedürfnissen der Zeiten, an die fünfzig verschiedene Congregationen sowohl des ersten, als des zweiten Ordens und der Tertiarier sich abzweigen konnten, die alle an dem Geiste und Segen des heiligen Franciskus theilnehmen. Was nun diesen Geist des heiligen Franciskus betrifft, den er seinen Orden als Seele einhauchte, so haben wir ihn bereits kennen gelernt: es ist der Geist demüthigen Glaubens, frommer Herzenseinfalt, vollkommener Armuth, barmherziger Liebe, einer auf Demuth und christliche Liebe gegründeten Volksthümlichkeit, welche die Söhne und Töchter des heiligen Franciskus in allen Zeiten, unter allen Himmelsstrichen und in allen ihren verschiedenartigen Wirksamkeiten dem christlichen Volke so lieb macht. Mögen die Franciskaner im Orient die dort zerstreuten Christen pastoriren, die Pilger bewirthen und sie zu den heiligen Stätten des Christenthums führen; oder mögen die guten Kapuziner die Armen an ihrer Pforte speisen und bedienen, oder dem Volke das Brod des Lebens brechen; oder mögen unsere Armen-Schwestern des heiligen Franciskus die Straßen unserer Städte durcheilen und bei den Reichen Almosen sammeln, um es den armen Kranken zu bringen und dann an ihrem Schmerzens- und Sterbelager die Nächte zu durchwachen: immer ist es derselbe Geist der Güte und Menschenfreundlichkeit und der frommen Fröhlichkeit, der dem heiligen Franz in so eminentem Grade eigen war und ihm die Herzen der Menschen gewann, der auch heute noch in denen lebt, die seine Regel befolgen.

Daß aber auch jener Geist hoher Heiligkeit und heldenmüthigen Opfersinnes, der den Armen von Assisi groß gemacht, in seinem Orden und in allen seinen Verzweigungen nicht ausgestorben ist,

beweiſt gleichfalls die Geſchichte. Eine unermeßliche Menge heiliger Martyrer, Bekenner und Jungfrauen, in denen ſich das wunderbare Leben des heiligen Franciskus erneuerte, zahlloſe Glaubensboten unter Muhamedanern und Heiden, hochherzige Vertheidiger des chriſtlichen Glaubens, gewaltige Apoſtel des chriſtlichen Volkes, man denke nur an einen Antonius von Padua, an einen Berthold von Regensburg, einen Johannes Kapiſtran, einen Leonardus von Porto Mauritio, ſind aus ihm hervorgegangen.

Durch den dritten Orden iſt dieſer Geiſt des heil. Franziskus, der ja kein anderer iſt als der Geiſt des Herrn, deſſen Dienſte er ſich ſo rückhaltlos geweiht, in alle Stände, in unzählige Familien verbreitet worden. Um zu zeigen, welche Früchte dieſer dritte Orden reifte, welche Männer er auzog, braucht man nur aus den Zeiten des heiligen Franz an einen heiligen König Ludwig IX. von Frankreich, einen König Ferdinand von Kaſtilien und an unſere heilige Eliſabeth von Thüringen, aber auch an einen Dante*) und einen Chriſtoph Columbus zu erinnern; aus unſeren Tagen aber an den hochbegnadigten Pfarrer von Ars und an die beiden Päpſte Pius IX. und Leo XIII.

Es darf uns daher nicht wundern, wenn unſer heiliger Vater auch für unſere Zeit ſo ſchöne Hoffnungen an den neu aufblühenden dritten Orden knüpft und denſelben der chriſtlichen Welt, insbeſondere Italien, in ſeiner Franciskus-Encyklika ſo warm empfohlen hat. Und in der That, was könnte mehr geeignet ſein, die Herzen der Reichen und Vornehmen in Demuth und Erbarmen herabzuneigen, die Herzen der Armen und Geringen aber in Vertrauen und Liebe zu erheben, als der Geiſt des heiligen Franziskus und die Vereinigung in ſeinem dritten Orden? Dann, meint Leo XIII., „würde chriſtlicher Glaube, chriſtliche Frömmigkeit und chriſtliche Würde neu aufblühen, es würde ſchwinden die unerſättliche Gier nach niedrigen Gütern, und es würde, was jetzt Vielen ſo läſtig und wiederwärtig vorkommt, die Leidenſchaften durch die Tugend im Zaume gehalten. Durch die Bande wahrhaft brüderlicher Eintracht miteinander verbunden, würden die Menſchen ſich gegenſeitig lieben

*) Es dürfte kaum zu bezweifeln ſein, daß hierauf die Verſe hindeuten:

Den Leib hat ich mit einem Strick umgürtet,
Mit dem ich mehr, als einmal, jenes Pardel
Mit buntbemaltem Fell zu fangen dachte.

Hölle, XVI, 106 ff.

und die Armen und Unglücklichen, weil sie das Ebenbild Christi an sich tragen, mit der ihnen gebührenden Ehrerbietung behandeln."

Damit ist auch bereits klar, was Franziskus für seine Zeit und für alle folgenden Zeiten für die Lösung der socialen Frage leistete und zu leisten vermag.

Wenn die sociale Frage, wie eine naturalistische Nationalökonomie und Politik meint, lediglich durch materielle Mittel gelöst werden könnte, dann würden wir auf das Wirken des heil. Franz und seines Ordens kein großes Gewicht legen; obwohl auch die Suppe, welcher der Kapuzinerbruder mit freundlicher Miene den Armen an der Klosterpforte reicht, und die Pflege, welche die Franziskanerin den Kranken bringt, immerhin Etwas ist. Allein die sociale Frage wird nicht lediglich und nicht vorzugsweise durch materielle Mittel gelöst. Der christliche Nationalökonom Perin hat gewiß mit seinem obersten Grundsatze in vollem Maaße Recht, daß nämlich keine noch so weise Gesetzgebung, keine noch so günstige gesellschaftliche Organisation die sociale Frage zu lösen, die sociale Gefahr zu überwinden vermag, wenn die Hauptkraft fehlt, durch welche allein die menschliche Gesellschaft in Frieden und Freiheit bestehen kann: der Geist der Selbstbeschränkung und des Opfers, der auf der einen Seite die Besitzenden und Mächtigen zurückhält, ihr Uebergewicht rücksichtslos auszunutzen, und sie bestimmt die gesellschaftlich Schwachen zu schonen und zu fördern, die Hilflosen und Armen liebreich zu unterstützen; der aber auf der anderen Seite Jenen, die bei schwerer Arbeit nur ein geringes Maaß irdischen Wohlseins erlangen, meistens aber mit manigfacher Entbehrung kämpfen müssen, Bescheidenheit, Zufriedenheit, Selbstverleugnung und standhafte Ergebung einflößt. Wenn aber dieses eine unwiderlegliche Wahrheit ist, so fragen wir gewiß mit Recht: Wo könnte dieser die Gesellschaft erhaltende und versöhnende Geist der Selbstverleugnung und des Opfers eine bessere Stütze finden, als in dem Werke des heil. Franciskus?

Daher ist es keine fromme Phantasie, sondern Wahrheit und Weisheit, wenn Leo XIII. in dem Geiste und in den Institutionen des heiligen Franciskus eine kräftige Hilfe erblickt, um die sociale Gefahr der Gegenwart zu überwinden. Möchten nur alle jene, welche mit schwerer Besorgniß das stete und rasche Wachsen dieser Gefahr betrachten, vorurtheilsfrei genug sein, auch diese Hilfe sich gefallen zu lassen. Dann würde vielleicht „nach siebenhundert Jahren die Christenheit wieder inne werden, wie sie vom Unfrieden zum

Frieden, vom Verderben zum Heil durch die segnende Hand des Heiligen von Assisi zurückgeführt wurde". Vielleicht aber muß die stolze Welt zuerst jene Katastrophe bestehen, welche die Einen hoffen, die Anderen fürchten, viele sich ausreden möchten, bevor die Söhne und Töchter des heiligen Franciskus, stark in ihrem Glauben und reich in ihrer Armuth, unter den Trümmern die Saat einer neuen christlichen Gesellschaft ausstreuen helfen und, wie einstens Franciskus, Steine sammeln um die zerfallene Hütte Gottes und des christlichen Volkes wieder aufzubauen.

Wenn von der kulturhistorischen Bedeutung des heiligen Franciskus die Rede ist, so müssen wir auch noch einen Blick auf Wissenschaft und Kunst werfen, die man mit Recht als die Höhenmesser der Cultur betrachtet.

Welchen belebenden, ja wunderbaren Einfluß Franciskus, wie auch Dominikus, auf die Entwickelung der Kunst und Wissenschaft übten, kann nur dem verborgen sein, der die Geschichte gar nicht oder nur aus den dürftigsten und unreinsten Quellen kennt. Wahrlich, kein fürstlicher Mäcen hat je Wissenschaft und Kunst so mächtig gefördert, als Franciskus und Dominikus und ihre Orden. Nicht ein zufälliger, sondern ein tief innerer und nothwendiger Zusammenhang ist es, daß die Blüthezeit christlicher Kunst und Wissenschaft unmittelbar auf ihr Wirken und die Stiftung ihrer Orden folgt. Die größten Geister des Jahrhunderts traten in die beiden Orden ein, und nachdem ihr natürliches Genie in der Disciplin der Armuth und Demuth und in der Schule hoher Heiligkeit übernatürlich verklärt worden, wurden sie zu Leuchten der Welt, zu Wundern natürlicher und übernatürlicher Weisheit. Man denke unter den Dominikanern nur an Albert den Großen und Thomas von Aquin, unter den Franziskanern an Alexander von Hales und an den seraphischen Kirchenlehrer Bonaventura, diesen treuesten Sohn und Nachfolger des heiligen Franciskus. Und auch der nicht nur überscharfsinnige, sondern auch fromme Duns Scotus soll nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

Der Hauch desselben Geistes hat aber auch jener christlichen Architektur das Leben gegeben, welche es verstanden hat die höchste Kühnheit und Majestät mit lieblichster Zierlichkeit zu einem Mysterium der Andacht zu verbinden. Auch hier war es nicht Zufall, daß die schönste Knospe gothischer Kunst in Italien über dem Grabe des heil. Franciskus, und zwar unter der Hand eines Minderbru-

ders, und in Deutschland zu Marburg über dem Grabe der heiligen Elisabeth sich entfaltete. Um zu beweisen, in welcher innigen Beziehung der Aufschwung und die höchste Blüthe der christlichen Malerei zu St. Franciskus stehen, braucht man nur die Namen Cimabue und Giotto zu nennen, denen der seraphische Franciskus nicht nur Gegenstand und Motiv ihrer schönsten Werke gewesen, sondern die auch, wie die ganze umbrische Schule, von jenem überirdischen Geiste beseelt waren, der von ihm ausgegangen — und glücklich, wenn der letzte und glänzendste Sprosse dieser Schule, Raphael, demselben Geiste treuer geblieben wäre; er wäre noch größer, als er ist.

Was endlich die Poesie betrifft, so sind nicht nur die Sänger der heiligen Minne, wie Fra Pacifico, Bonaventura, Jacopone da Todi, aus der Schule des heiligen Franz hervorgegangen, sondern dieser hat selbst den ersten Ton angeschlagen. Daher konnte ihn mit Recht Dandolo*) als den bezeichnen, der in italienischer Sprache die ersten wahren Reime und das erste wahre Gedicht schuf. „Von seinen Lippen ertönte zum Erstenmale, sagt Leo XIII., unsere Muttersprache in ihrer lieblichen Anmuth. Die Kraft der Gottes- und Nächstenliebe bekundete er in Dichtungen und Gesängen, welche das Volk auswendig lernte und die der Bewunderung einer gebildeten Nachwelt nicht unwürdig sind."

Ob alle dem heiligen Franz zugeschriebenen Lieder, wie sie namentlich Görres in seiner öfter angeführten Schrift in ihrem Zusammenhange mit dem Leben des seraphischen Heiligen bespricht, ihm gehören, mag dahingestellt sein. Aus seinem Geiste sind sie jedenfalls hervorgegangen. Unzweifelhaft ächt ist der Sonnengesang. Obwohl derselbe vielfach verbreitet und wohl den meisten unserer Leser bekannt ist, so wollen wir doch mit ihm unsere ungenügende Darstellung schließen: denn derselbe ist ein treuer Spiegel seiner Seele. Wie rein und groß war der Geist, der dieses hohe Lied gesungen; wie edel und empfänglich war auch die Zeit und das Volk, dem dieser Gesang so lieb war und so tief zu Herzen ging. Er war der Jubelpsalm und das Benedicite der Minderbrüder, mit dem sie die Herzen erfreuten und aufgeregte Gemüther beruhigten und zum Frieden stimmten.

Der ursprüngliche Sonnengesang geht bis zur vorletzten Strophe. In ihm spricht sich jene erhabene geistige Liebe aus, in welcher der

*) L'arte cristiana, p. 93, citirt bei Magliano, S. 2.

seraphische Heilige alle Geschöpfe in Gott und Gott in allen Geschöpfen schaute und umfaßte.

Die vorletzte Strophe fügte Franciskus bei einem besonderen Anlaß hinzu. Als nämlich die Stadt Assisi mit ihrem Bischof in einem Rechtsstreite lag, schickte Franz seine Brüder in eine Versammlung der Vertreter der Streitenden und befahl ihnen, ohne weiteres zu reden, den Sonnengesang mit dieser neuen Strophe zu singen. Dieses Mittel der frommen Einfalt hatte nicht nur Erfolg, sondern wir mögen auch in dieser Strophe die Art und Weise erkennen, wie Franciskus den Menschen das Evangelium des Friedens verkündete.

Die letzte Strophe endlich ist der Schwanengesang des Heiligen angesichts des nahen Todes; zugleich gibt sie uns aber auch eine Vorstellung von dem Ernste, womit er die Sünder durch die Verkündigung der ewigen Gerichte zur Buße mahnte.

Die beiden Schlußverse endlich sind so zu sagen das Amen und der Widerklang des ganzen Lebens des heiligen Franciskus.

Sonnen-Gesang.*)

Höchster, Allmächtiger, gütiger Herr!
Dein ist der Preis, die Herrlichkeit, die Ehre und jegliche Benedeiung.
Dir allein gebühren sie:
Und kein Mensch ist würdig Dich zu nennen.

Gepriesen sei Gott, mein Herr, mit allen Creaturen, vernehmlich
mit unserem edelen Bruder, der Sonne:
Welcher den Tag wirkt und uns leuchtet durch sein Licht.
Und schön ist er und strahlend im großen Glanze:
Von Dir, o Herr, ist er das Sinnbild.

*) Nach der wörtlichen und meisterhaften Uebersetzung von Christian Schlosser, zuerst von Görres im Kathol. 1826 veröffentlicht. Der Uebelstand, daß das Geschlecht der deutschen Wörter mit dem der italienischen nicht übereinstimmt, konnte nicht vermieden werden.

Gepriesen sei mein Herr, um unserer Schwester willen, des Mondes, und um der Sterne willen:
Welche er am Himmel geformet hat klar und schön.

Gepriesen sei mein Herr, um unseres Bruders des Windes, und um der Luft willen und der Wolken, der heiteren und jeglicher Zeiten:
Durch welche Du allen Creaturen Erhaltung schenkest.

Gepriesen sei mein Herr, um unserer Schwester willen, des Wassers:
Welche sehr nützlich ist und demüthig, und köstlich, und keusch.

Gepriesen sei mein Herr, um unseres Bruders willen, des Feuers, durch welchen Du die Nacht erhellest:
Und er ist schön, und freudig, und sehr stark und gewaltig.

Gepriesen sei mein Herr, um unsrer Mutter willen, der Erde:
Die uns ernährt, und beherrschet, und mannigfaltige Früchte gebärt, und farbige Blumen und Kräuter.

Gepriesen sei mein Herr, um deren willen, welche verzeihen aus Liebe zu dir, und Schwachheit dulden und Anfechtung:
Selig diejenigen, welche dulden in Frieden, denn von dir, o Höchster, werden sie gekrönet werden.

Gepriesen sei mein Herr, um unsrer Schwester willen, des leiblichen Todes:
Welchem kein lebender Mensch entrinnen kann.
Wehe dem, welcher in einer Todsünde verstirbt.
Selig diejenigen, welche ruhen in deinem allerheiligsten Willen:
Denn ihnen kann der zweite Tod kein Uebel thun.

Preiset und benedeiet meinen Herrn und saget ihm Dank:
Und dienet ihm in großer Demuth.

Die deutschen Hexenprozesse

von

Paul M. Baumgarten.

Ein Lieblingsgegenstand tendentiöser Geschichtsdarstellung sind die sogenannten Hexenprozesse. Indem man die Bilder des Wahnes und der Grausamkeit, welche in denselben zu Tage treten, mit den lebhaftesten Farben ausmalt, macht man dafür voll und ganz die katholische Kirche verantwortlich, um gleichzeitig die Reformation als Quelle der Aufklärung und der Humanität zu feiern. Das eine wie das andere ist ungerechtfertigt.

Die Gräuel der Hexenprozesse, welche zu Ende des 15. Jahrhunderts namentlich in Deutschland ihren Anfang nahmen und bis in das 18. Jahrhundert mit der Gewalt einer Epidemie sich fortpflanzten, sind leider nur allzu wahr. Sie bilden eine der düstersten und häßlichsten Erscheinungen in der Geschichte des christlichen Abendlandes. Aber sie der katholischen Kirche als solcher zur Last zu legen, ist eben so wenig berechtigt, als der Reformation das Verdienst zuzuschreiben, sie abgestellt zu haben. Diese Anklage wegen der Hexenprozesse gehört zu denjenigen, welche, wie de Maistre sagt*), entweder dem ganzen Menschengeschlecht oder Niemanden zum Vorwurfe zu machen sind. Wenn das Hexenwesen und die grausame Verfolgung desselben im Ausgange des Mittelalters eine so schreckliche Ausdehnung annahm, so ist der Grund dafür nicht in den Lehren und Anordnungen der katholischen Kirche, sondern in den Zeitverhältnissen, insbesondere aber in der allgemeinen Entartung des Gerichtsverfahrens zu suchen.

Andererseits hat die sogenannte Reformation die bestehenden Mißstände in keiner Weise beseitigt, vielmehr hat gerade sie die be-

*) Lettres de l'inquisition espagnole lettre II. pag. 53.

klagenswerthe Aufregung gefördert, aus der sich das Hexenwesen nährte. Niemand hat mehr mit dem Teufel zu thun gehabt als das Haupt der Reformation, Luther und nirgends hat die Hexen-Furcht mehr grassirt als in den evangelischen Ländern Deutschlands. Die letzte Hexe wurde in der protestantischen Stadt Glarus 1783 verbrannt.

In der einen wie in der andern Hinsicht die geschichtlichen Thatsachen richtig zu stellen, soll in den nachstehenden Blättern versucht werden. Die überreiche Literatur, welche über diesen Gegenstand in neuerer Zeit in allen europäischen Ländern, auch in Deutschland angewachsen ist, kann selbstverständlich nur in engem Maaße berücksichtigt werden. Leider macht sich in derselben fast durchaus ein prinzipiell falscher Standpunkt geltend, welcher der geschichtlichen Forschung im Voraus eine einseitige Richtung gibt. Diese Bemerkung gilt insbesonders von den kleineren und größeren Bearbeitungen der Hexenprozesse, welche bis jetzt in Deutschland erschienen sind. Indem dieselben größtentheils die Existenz böser Geister und die Möglichkeit eines Verhältnißes zwischen diesen und den Menschen vollständig in Zweifel ziehen, können sie weder den Ursprung des Hexenwesens erklären, noch die Stellung der katholischen Kirche zu demselben verstehen. Es ist eben darum vor allem nothwendig, die Grundzüge der katholischen Lehre über das Hexenwesen ins Auge zu fassen.

I. Die Lehre der katholischen Kirche über die Dämonen und ihr Verhältniß zu den Menschen.

Daß jenseits der sinnlich wahrnehmbaren Körperwelt, in welcher der Mensch sein geistiges Leben entfaltet, ein unsichtbares Reich der Geister besteht; daß ein Theil dieser Geister oder Engel sich gegen Gott und das göttliche Gesetz empörte und deshalb von Gott verworfen wurde; daß diese verworfenen Geister, die Teufel oder Dämonen, gegen Gottes Reich, d. i. gegen die mit Gott vereinigten Menschen ankämpfen, ihnen physisch wie moralisch zu schaden und sie zur Empörung gegen Gott zu verleiten streben: diese Sätze bilden ein Grundelement der religiösen Anschauung, welche im Anfang des Menschengeschlechtes in der sogenannten Uroffenbarung begründet, im alten und neuen Bunde bewahrt wird.

Alle Religionen des heidnischen Alterthums tragen Spuren dieser ursprünglichen allen Völkern gemeinsamen Ueberzeugung in sich; die erleuchtetsten Philosophen des Alterthums haben diese Wahrheit

anerkannt und alle Lehrer des christlichen Glaubens haben sie in voller Uebereinstimmung von den ersten Jahrhunderten bis heute festgehalten. Die Erfahrung der Weltgeschichte, wie des eigenen Lebens legen uns dieselbe nahe. Wie geheimnißvoll auch die Einwirkung überirdischer Wesen auf das irdische Leben überhaupt und die Wirksamkeit böser Mächte insbesondere, dem menschlichen Verstand erscheinen mag, er vermag die Möglichkeit einer solchen nicht zu verwerfen, und er muß deren Thatsächlichkeit zugeben, wenn er die Geschichte und das Leben des Menschen verstehen will.

In welchem Umfang und in welcher Weise die bösen Geister ihre Einwirkung auf die irdische Welt und die Menschen ausüben können, ist durch die christliche Theologie und die Lehre der katholischen Kirche in den wesentlichen Zügen klar festgestellt.*)

Ihre Macht ist specifisch verschieden von der schöpferischen Macht Gottes; sie können darum nur in bestimmten Grenzen durch Anwendung geschaffener Kräfte etwas bewirken. Sowohl auf die körperliche Natur, wie auf die geistigen Kräfte der Seele können die Dämonen zwar in einer die gewöhnliche Ordnung übersteigenden Art einwirken; aber ihre Wirkungen sind an die Zulassung Gottes geknüpft und auf bestimmte Grenzen eingeschränkt. Sie können insbesondere die menschliche Vernunft nicht in unvermeidliche Täuschung führen noch die Freiheit des menschlichen Willens aufheben. Ebendarum sind sie mit Sicherheit als solche zu erkennen und von den Wirkungen Gottes zu unterscheiden. Die schwersten Erscheinungen der von Dämonen ausgeübten Gewalt sind die Zustände der Besessenen. In diesen üben die bösen Geister eine Einwirkung auf die physischen und psychischen Kräfte des Menschen, welche die Freiheit zwar nicht innerlich aufhebt, aber doch in ihrer Ausführung beschränkt.

Der Mensch kann sich zu den Einwirkungen der Dämonen in zweifacher Weise verhalten. Er kann sich ihnen entziehen, sie abwehren und gegen sie kämpfen, indem er im Glauben und im Gebet sich Gott hingibt. Dieses ist die Pflicht jedes Christen, welche der Herr wie die Apostel einschärften. Die gewöhnlichen Hilfsmittel zu diesem sittlichen Kampf gegen die Macht der Dämonen sind die Sakramente und Sakramentalien der Kirche (Segnungen, Weihungen u. s. w.).

*) Vergleiche Catechismus romanus p. IV. c. 15. qu. V. 8, Simar, der Aberglaube, Görresgesellschaft, 1877. Schneider, der neuere Geisterglaube, 1882. Görres, Mystik, 2. Auflage, 1881.

Als außerordentliches Mittel dagegen dient die in der Weihe verliehene Gewalt des Exorcismus (die Teufelbeschwörung).

Es kann der Mensch aber auch umgekehrt den bösen Geistern in ihrer Wirksamkeit sich überlassen und zwar in mannigfachen Stufen. Zunächst passiv, indem er ihren Einwirkungen nachgebend sich von Gott und dem Gesetz Gottes abwendet. Sodann activ, indem er mit den Dämonen mitwirkt, um gleich ihnen gegen Gott und das Gute zu streiten. Die höchste Stufe dieser Hingabe an die bösen Mächte besteht darin, daß der Mensch sich denselben in ähnlicher Weise freiwillig in Dienst stellt, wie er es Gott gegenüber zu thun verpflichtet ist, und dagegen in ähnlicher Weise die Hilfe der Dämonen in Anspruch nimmt, wie der Christ die Hilfe Gottes sich erfleht. Daß ein solches Verhältniß, welches man als einen Bund mit dem Teufel zu bezeichnen pflegt, nicht blos von Seiten des Menschen eingegangen, sondern auch von Seiten der Dämonen erwidert werden kann, ist nicht zu bezweifeln. Es kann aber selbstverständlich jederzeit durch Reue und Buße aufgehoben und durch die Barmherzigkeit Gottes verziehen werden. Jede Art von Hingebung an die Dämonen schließt eine Abkehr von Gott durch Unglauben, Häresie und Götzendienst in sich. In dieser Verbindung hat sie von Anfang an in den christlichen Jahrhunderten sich dargestellt. Da der Cultus des Heidenthums nach der einstimmigen Erklärung der Kirchenlehrer wesentlich ein Dienst der Dämonen ist, so ist auch umgekehrt jede Art von Dämonendienst ein Zurücksinken in das Heidenthum. Die Anbetung des Teufels ist als äußerster Gegensatz zu der Anbetung Gottes die letzte, wie die erste Form des antichristlichen Cultus. Sie muß eben darum auch als größte aller Sünden und als Inbegriff aller Gottlosigkeit erscheinen.

Die Kirche hat dieses allezeit erklärt und nichts unterlassen, um die Gläubigen vor dem aus dem Heidenthum stammenden Dämonismus zu warnen.

Indem sie aber die Macht der Dämonen über die Menschen als ernste und schwere Gefahr der Seelen anerkennt und jede Art von Hingebung an dieselben als schwere Sünde verbietet, anerkennt sie keineswegs die thatsächliche Wahrheit aller jener Vorstellungen und Erzählungen, welche bei Heiden, Juden und Christen über Erscheinungen und Wirkungen der Dämonen sich gebildet haben.

Noch weniger aber anerkennt sie damit die Wirksamkeit der verschiedenen Künste, durch welche die Menschen sich mit den Dä-

mouen angeblich in Verbindung zu setzen rühmen, um ihre höheren Kräfte der Erkenntniß und Macht zu Erforschung der Zukunft oder Beschädigung Anderer in Anspruch zu nehmen.

Die Kirche unterscheidet auf's Schärfste die trügerischen und unwahren Erdichtungen von Teufels-Erscheinungen und die sinnlosen Gebräuche der angeblichen Teufels-Beschwörungen von der wirklichen Verbindung mit den Dämonen. Aber eben weil sie die dämonische Einwirkung für möglich hält, muß sie um so ernster vor dem thörichten und wahnwitzigen Aberglauben warnen, welcher mit dem Teufel spielt. Sie bekämpft den Aberglauben nicht blos als Wahn, sondern auch als ernste Gefahr.

Wenn die Aufklärung die Ueberwindung des Aberglaubens ganz besonders darin sucht, daß sie vermittelst der fortgeschrittenen Naturwissenschaft das Gebiet unerklärlicher Erscheinungen einschränkt, so steht die Lehre und Praxis der Kirche ihr in diesem Punkte nicht entgegen. Auch die katholische Theologie dringt allzeit darauf, die natürlichen Ursachen solcher Erscheinungen aufzusuchen und sie zählt zu diesen auch solche Kräfte, welche außergewöhnlicher Weise in Wirkung treten. Darum sind die katholischen Theologen damit einverstanden, daß die Erscheinungen des Mesmerismus, Somnambulismus und Hypnotismus, physiologisch und psychologisch zu erklären sind. Auch in der Frage des Spiritismus dringen sie in erster Linie auf eine natürliche Erklärung. Ob solche hinreicht, mag dahinstehen.

Darin aber wird die katholische Theologie von der modernen Aufklärung sich stets unterscheiden, daß sie die Existenz von Dämonen und die Möglichkeit dämonischer Einwirkungen, sowie die Möglichkeit einer moralischen Verbindung mit diesen festhält.

II. Das Straf-Verfahren der Kirche gegen die Sünde der Zauberei und der Dämonolatrie.

Den Vorschriften des alten Testamentes, wie der Apostel entsprechend, hat die Kirche allzeit die trügerische angebliche Zauberei wie den ernstgemeinten Versuch der Verbindung mit Dämonen nicht blos als Sünde bezeichnet, sondern auch als solche gestraft. Wir lesen in der Apostelgeschichte, daß Juden und Heiden auf die Predigt des Apostel Paulus in Ephesus ihre Zauberbücher (im Werth von 50,000 Denaren) verbrannten*). Petrus entlarvte nach wohl be-

*) Apost.-G. 19, 19.

glaubigter Ueberlieferung den Simon Magus. Die apostolischen Väter warnen die Gläubigen vor den Künsten der Magie. Im ersten Jahrhundert des Christenthums aber war der Gegensatz der Christen gegen das Heidenthum und der Eifer ihres Glaubens so mächtig, daß die Sünde der Zauberei unter Christen kaum vorkommen konnte. Die Gefahr wurde größer mit dem Auftreten des Neuplatonismus und der mit diesem verwandten Häresien.

Das erste Mal wird das Hexenwesen in der Sammlung des Canonischen Rechtes in „dem vielfach besprochenen und commentirten, bald als Beweisstelle angerufenen, bald in seiner Authentie bestrittenen und wieder vertheidigten Canon Episcopi" erwähnt*). Derselbe soll auf der Synode von Ancyra (314) verfaßt worden sein. Hiernach sollen die Bischöfe strenge darauf zu achten haben, daß die Ausübung der magischen Künste inhibirt, und die Schuldigen aus der Kirchengemeinschaft ausgestoßen werden.

Gewisse gottlose Weiber, welche vom Teufel und seinen Dämonen verblendet, angeblich übernatürliche Kräfte besitzen und zur Nachtzeit mit Diana, Herodias und einer Schaar anderer Weiber auf gewissen Thieren reitend, große Länderstrecken durchfliegen, und in bestimmten Nächten den Befehlen ihrer Herrin gegenwärtig sein müssen, sind auf's Genaueste zu beobachten. Dieses Alles sei ein entsetzlicher heidnischer Unsinn und werde ihrer Phantasie vom bösen Geiste vorgegaukelt.

Die unmittelbar folgende Zeit zeigt das Beispiel eines mit dem Teufel freiwillig und mit gutem Vorbedacht errichteten Bundes, eines förmlichen Pactums im juridischen Sinne des Wortes, denn man berichtet aus jener Zeit, daß Basilius der Große einen Sclaven, der behauptete, einen Bund mit dem Teufel gemacht zu haben, in integrum restituirte.**)

Anfang des sechsten Jahrhunderts verordnete die Kirchenversammlung von Agde (506), daß alle Weiber, welche behaupteten, mit den Dämonen auf gewissen Thieren durch die Luft reiten zu können, mit dem Banne zu belegen seien;***) das ebengenannte Concil,

*) Decret. Gratiani, Part. II. Caus. XXVI. Quaest. V. C. 12.

**) Schwager, Geschichte der Hexenprozesse ꝛc. pag. 20.

***) Buchard Decret. X. 29. Et saliqua est, quae se dicat cum daemonum turba in similitudinem mulierum transformata, certis noctibus equitare super quasdam bestias et in eorum consortio adnumeratam esse haec talis omminodis scopis correpta ex parochia ejiciatur.

sowie diejenigen von Arles (314), Orleans (511), Auxerre (570), Braga (572), Narbonne (589), Rheims (630) u. a. m. untersagten jegliche Wahrsagerei und insbesondere die Sortes Sanctorum. (Vergl. hierüber die Decret. Gratian.)

Arzneiliche Kräuter sollen nicht mit Sprüchen gesammelt werden; nur das göttliche Symbolum und die Gebete des Herrn sind dabei zu gebrauchen. Phylacterien und Amulete werden oft untersagt. Den Glauben an die Wettermacher verdammt das poenitentiale Romanum. Dieses stimmt überein mit dem Synodalbeschlusse von Bracara, durch welchen gegen die manichäischen Meinungen der Priscillianisten festgesetzt wird, daß der Teufel nicht Donner, Blitz und Dürre schaffen könne. Einwirkung auf die Luft wird indessen von den Kirchenvätern den Dämonen eingeräumt, und Thomas Aquinas gibt hiezu die Erklärung, daß der Teufel zwar nicht nach dem Laufe der Natur, aber doch künstlich regnen lassen könne.*) Wenn Schweine- und Kuhhirten teuflische Sprüche über Brot, Kräuter und andere Dinge aussprechen und diese dann in Räume verstecken, oder an Kreuzwegen hinwerfen, um eine drohende Seuche von der eignen Heerde auf eine fremde hinüber zu leiten, so erklärt dieses das Concil von Rouen für verdammlichen Götzendienst. Weiber, welche durch Zauberkünste Liebe in Haß und Haß in Liebe verwandeln zu können vorgeben, sind nach dem Beschluß von Agde strafwürdig. Hinkmar von Rheims bespricht die Möglichkeit, daß durch Zauberei das eheliche Leben gestört werden könne, auch Thomas von Aquin erwähnt dasselbe; die Ehegatten sollen in solchen Fällen zur Beichte, zu guten Werken und Exorcismen ihre Zuflucht nehmen.**)

Die Strafen, welche in den verschiedenen Perioden von der Kirche auf Ausübung der Magie gesetzt waren, beschränkten sich bis in's dreizehnte Jahrhundert auf Disciplinarstrafen und Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft, welche Strafen jedoch immer eine genügende, umfassende Belehrung über die Verwerflichkeit der Magie involvirten. Bis zur Zeit der eigentlichen Hexenprozesse begnügte sich die Kirche immer mit den ge-

*) Aliud enim est naturali cursu pluere, quod soli Deo convenit, qui causas naturales ad hoc ordinavit; aliud artificaliter uti aliquo ad pluviam, vel ventum interdum quasi extraordinarie producendum. — Thom. Aquin. Comment. in Job. cap. 1.

**) Diese und andere Einzelheiten finden sich zusammengestellt bei Soldan, Gesch. der Hexenprozesse pag 67—98.

nannten Strafmitteln, und rief niemals den Arm der weltlichen Gerechtigkeit zur blutigen Bestrafung der Zauberei zu Hilfe.

Mit dem Beginn des Mittelalters und der Gründung der christlichen Staaten des Abendlandes wurde die Zauberei nicht mehr als ein rein kirchliches Verbrechen, sondern als ein sog. Crimen mixtum behandelt, welches eben so sehr vom Staate, wie von der Kirche zu bestrafen ist.

Die bürgerliche Gesetzgebung gegen die Hexerei ist jedoch nirgendwo und niemals eine einheitliche gewesen, vielmehr stets eine willkürliche, von der Laune der jeweiligen Machthaber abhängige; ohne bestimmende, gesetzliche Norm werden die Schuldigen erdolcht, verbrannt, gerädert, enthauptet, ꝛc.

Bei Carl dem Großen findet man in seinen Capitularien folgende bezeichnende Stellen über den Zauberglauben: „Wenn Jemand vom Teufel verblendet, nach Art der Heiden glaubt, daß ein Mann oder eine Frau eine Striga sei und einen Menschen aufzehre, und deshalb ihn oder sie verbrennt, und das Fleisch desselben oder derselben zum Essen hingibt, so soll er des Todes sterben."*) An anderer Stelle befiehlt er, daß die Zauberei jeder Art, also die calculatores, incantatores, divinatores, tempestarii, obligatores, verhaftet, belehrt und gebessert, oder wenn sie hartnäckig beharren, verdammt und mit Gefängniß bestraft werden sollen; es wird aber ausdrücklich eingeschärft, daß man sie nicht am Leben strafen dürfe.**) Dieser Geist erhielt sich durch die nächsten vierhundert Jahre, und es ist geschichtlich erwiesen, daß innerhalb der genannten Zeit keine einzige Hinrichtung wegen Hexerei vorkam. Ja man möchte fast behaupten, daß der Hexenglaube sich vermindert hatte; zum Mindesten jedoch darf man annehmen, daß die Ausbildung des Hexenwesens während der Zeit von 800—1200 absolut stille gestanden hat. Die wenigen Verurtheilungen, welche historisch beglaubigt sind, haben nicht sowohl ihren Grund in dem Umstande, daß die Angeklagten

*) Si quis a diabolo deceptus, crediderit secundum morem paganorum, virum alıquem aut feminam strigam esse et hominem comedere, et propter hoc ipsum incenderit, vel carnem ejus ad comedendum dederit, capitis sententia punietur. Capit. de Partib. Saxonicae.

**) Tali modo fiat eorum districtio, ne vitam perdant, sed ut salventur in Carcere afflicti, usque cum Deo inspirante spondeant emendationem peccatorum. Capit. ecclesiast v. 789, Decret. synodale v. 799.

der Hexerei überführt waren, sondern in den meisten Fällen darin, daß Giftmischerei vorlag.

Obschon aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts bereits Hexenprozesse zu verzeichnen sind, so beginnt doch hiermit noch nicht die Zeit, welche man gemeiniglich mit dem Namen: „Periode der Hexenprozesse" zu bezeichnen gewohnt ist. Denn man pflegte in diesen Zeiten noch nicht Anklagen nur auf Zauberei zu erheben, es wurde in der Regel nur die mit falschem religiösen Cultus, also mit Ketzerei verbundene Zauberei verfolgt.

Besonders bemerkenswerth ist in dieser Beziehung der große Prozeß in der Gegend von Trier in der Zeit von 1230—1240 Man hatte nämlich schon seit einiger Zeit die Wahrnehmung gemacht, daß in dieser Stadt und Umgegend manche vom Glauben entschieden abweichende Meinungen überhand genommen hatten. Auf einer im Jahre 1231 zu Trier wider den Anwachs der Ketzerei gehaltenen Synode ist sogar die Rede von „tribus scholis eorum in ea urbe". In Folge dessen wurden nun mehrere Zauberinnen und drei eigentliche Ketzer verbrannt. Auch der Ketzerrichter Konrad von Marburg hauste auf das Entsetzlichste in dieser Zeit und die Art und Weise seines Endes dürfte sein Treiben illustriren, das besonders im Elsaß, im Mainzischen und Trier'schen seinen Schauplatz hatte, denn er wurde von den empörten Bauern todtgeschlagen. Daß er in den Berichten von den angeblichen Gräueln der Stedinger (ein Volksstamm im heutigen Oldenburg und Delmenhorst) seine Hand auf eine unverantwortliche Weise im Spiele gehabt, daß er durch diese seine Berichte über die dort herrschende Ketzerei und Zauberei an den Papst Gregor IX., denselben hinterging und so die Bullen vom Jahre 1232 und 1233 veranlaßte, dürfte man als erwiesen ansehen.*) Hierher gehören ebenfalls die namentlich in Südfrankreich und Norditalien auftretenden Secten der Katharer, Waldenser, Albigenser ꝛc. Diesen wurde hauptsächlich wegen ihrer ketzerischen Ansichten, wobei dann allerdings Zauberei mit hineingezogen wurde, der Prozeß gemacht.

Die vorstehend erwähnten Prozesse sind ebenso, wie der Prozeß des französischen Königs Philipps des Schönen gegen die Templer

*) Wer sich über diesen Zeitabschnitt näher informiren will, findet ausführliche Einzelheiten bei Raynald. Annal. eccl. ad ann. 1233, eodem ad a. C. N. XV. et XVI. Ebenso confer Panoplia dogmatica orthodox. fidei von Gregoras. Druckort: Tergovist in der Wallachei. 1710 fol.

(1309—13), der mit Verbrennen der Ordensmitglieder endete, und derjenige von Arras (1439) als Uebergangsstadien zu den eigentlichen Hexenprozessen zu bezeichnen. Roskoff charakterisirt dieselben wie folgt: diese Fälle sind als Vorläufer unserer Hexenperiode zu betrachten; es ist aber zu bemerken, daß bei ihnen in der Anklage die Ketzerei mehr oder weniger im Vordergrund steht, daß sie nicht das specifische Hexenwesen der spätern Zeit repräsentiren. Das specifische Hexenwesen der eigentlichen Periode der Hexenprozesse beruht nicht mehr blos auf Abweichungen von Glaubens- und Lehrsätzen der Kirche, sondern die Anklage lautet vornehmlich auf: „Bündniß mit dem Teufel und vertrautestem Umgang mit demselben."*)

III. Ursprung der eigentlichen Hexenprozesse zu Ende des 15. Jahrhunderts.

Das Hexenwesen hatte bis zu diesem Zeitpunkte hauptsächlich in Frankreich seinen Sitz gehabt, wie ja die meisten der angeführten Prozesse sich im südlichen Frankreich abgespielt haben. Hiermit soll jedoch keineswegs gesagt sein, daß der Hexenglauben in Deutschland nicht auf derselben Stufe gestanden hätte. Das deutlichste Zeugniß für die wirklich großartige Ausdehnung des Hexen-Wesens in Deutschland gibt die sehr bekannte Bulle des Papstes Innocenz VIII. vom 9. Dezember 1484: „Summis desiderantes affectibus". Hier zählt der genannte Papst „auf Berichte aus Deutschland gestützt" sehr viele der in Deutschland existirenden Wahngebilde des Hexenwesens auf, beklagt sich sodann, daß einige vorwitzige Kleriker und Laien den (um die Mitte des 15. Jahrhunderts) bestellten Inquisitoren die richterliche Kompetenz in den genannten Ländern bestritten und dadurch zum großen Seelennachtheil der Betheiligten die wohlverdiente Bestrafung der bezeichneten Gräuel verhindert haben. Demnächst wird die richterliche Machtbefugniß eingehend definirt; der Bischof von Straßburg erhält den Auftrag, die Inquisitoren unter seinen besonderen Schutz zu nehmen und dieselben nach Möglichkeit zu unterstützen gegen Jedermann, wer es auch immer sei. Soldan läßt sich darüber aus wie folgt: „. . . Es ergibt sich, daß Innocenz in der Aufzählung der Maleficien gegen Personen und Eigenthum, die, ihre Wahrheit vorausgesetzt, vor das

*) Gustav Roskoff, Geschichte des Teufels, Leipzig 1869. 2. Band pag. 213, 214.

weltliche Forum gehört hätten, sehr ins Einzelne geht, während die übrigen Hexengräuel kurz abgethan, und fast nur in soweit berührt werden, als nöthig ist, um jene Maleficien in einem nothwendigen Zusammenhang mit ketzerischer Verworfenheit erscheinen zu lassen."

In der That geht hieraus auf's Klarste hervor, daß die vielbesprochene Bulle keinen anderen Zweck hatte, als die für die damalige Zeit so dringend nothwendige Autorität der geistlichen Inquisition zu wahren und das Verfahren gegen die Häretiker zu regeln. Das Hexenwesen wird nur gelegentlich berührt. Indirekt allerdings ermuthigte die Bulle die Inquisitoren zu strengerem Vorgehen und förderte insofern auch die Hexenverfolgung.

Bald nach dem Erlaß der Bulle arbeiteten die für Deutschland bestellten Inquisitoren (Sprenger und Institor[is]) ein Werk aus, welches theils das Ganze der Zauberei in ihrer Wirklichkeit und der nothwendigen Beziehung ihrer einzelnen Theile auf einander erweisen, theils die Grundsätze des gerichtlichen Verfahrens gegen dieselbe entwickeln sollte. Dies ist der berüchtigte Malleus Maleficarum, größtentheils aus Sprengers Feder geflossen, ein Werk so barbarisch an Sprache wie an Gesinnung, spitzfindig und unverständlich in der Argumentation, originell nur in der Feierlichkeit, mit welcher die abgeschmacktesten Märchen als historische Belege vorgetragen werden*).

Mit einer gewissen Bescheidenheit erklären die Verfasser in der Vorrede, daß sie keine Poesien schaffen, „keine sublimen Theorien entwickeln, sondern nur aus früheren Schriftstellern schöpfen und von dem Ihrigen Weniges hinzuthun wollen, weshalb ihr Buch dem Inhalte nach ein altes und nur in der Zusammensetzung ein neues sei" **).

Der Malleus verbreitet sich, wie schon angedeutet, in drei Theilen über Zauberei überhaupt, über ihre Wirkungen, über die Mittel gegen sie und über die Art und Weise, gegen Hexen und Zauberer gerichtlich zu verfahren und sie zu bestrafen. Ein trauriges Bild entrollt sich vor unseren Augen, wenn wir bedenken, daß dieses Buch

*) Der Malleus ist verfaßt im Jahre 1487, zum ersten Male gedruckt wahrscheinlich erst 1489 zu Köln, dann wieder Köln 1494, Nürnberg 1494 Nürnberg 1496, Köln 1511, Köln 1520, Frankfurt 1580, Frankfurt 1588, und öfter. S. Hauber, Bibl. mag. St I., II., V.

**) Soldan, Geschichte der Hexenprozesse, Stuttgart und Tübingen 1843, pag. 214 u. 215.

in den ersten sieben Jahren fünf Auflagen erleben konnte. Zu den in Anmerkung S. 11 angeführten acht Ausgaben fügen wir als neunte (nach Horst) hinzu, diejenige vom Jahre 1600; Niesert, in seinem Buche: Merkwürdige Hexenprozesse, S. 30, nennt noch zwei weitere Ausgaben von 1519 und 1669. In wie viel Exemplaren mag man wohl dieses Buch zum Nachtheile Unschuldiger angewendet haben, wenn man diese bedeutende Anzahl von nachgewiesenen Auflagen ansieht?

Der Malleus Malificarum erhielt die Approbation des Papstes und am 6. November 1488 durch Patent des Kaiser Maximilian auch die Sanction der höchsten weltlichen Behörde. Ueberdies wußten die Verfasser auch die Approbation der theologischen Fakultät zu Köln zu erwirken für ihren Hexenhammer, „der drei Jahrhunderte hindurch geschwungen, unerbitterlich losschlug, um unter seiner schweren Wucht viele Tausend unglücklicher Menschen unbarmherzig zu zermalmen."

Wie groß auch der Einfluß des Hexenhammers auf das Gerichtsverfahren dieser Zeit war, so ist doch nicht zu verkennen, daß er im Wesentlichen nur die Grundsätze des damaligen Criminalrechtes anwandte. Auch ist klar, daß er für die Ausführung, welche diese Grundsätze bei den einzelnen Richtern fanden, nicht verantwortlich gemacht werden kann. Noch weniger kann für alle Einzelheiten des auf den malleus gestützten Gerichtsverfahrens die päpstliche und kaiserliche Approbation in Anspruch genommen werden.

IV. Das Verfahren der Hexengerichte nach der Cautio criminalis des Pater Spee.

Die Methode, Hexen zu finden und anzuklagen*), die Angeklagten zu inquiriren, zu foltern, und sogenannte „freiwillige Geständnisse" herauszulocken, hat am vorzüglichsten der unerschrockene Vorkämpfer des Rechtes und der Freiheit, der Jesuit Pater Spee, in seinem berühmten Buche Cautio criminalis**) dargelegt. Im Folgenden lassen wir Spee, selber reden***). Es ist hierbei seine

*) Wenn wir in der folgenden Darstellung hauptsächlich die deutschen Hexenprozesse ins Auge fassen, so geschieht dies deshalb, weil dieselben gerade hier — neben England — am charakteristischsten sich ausgebildet haben.

**) Friedericus Spee, Cautio criminalis, seu de processibus contra sagas liber. Rinteln 1631. 2. Ausgabe Frankfurt 1632.

***) Confer Cesare Cantu. Allgemeine Weltgeschichte, frei bearbeitet von Dr. J. A. Mor. Brühl, 10. Band, Schaffhausen 1861, pag. 616 u. ff.

Schlußabhandlung zu Grunde gelegt und nur Einiges zur Erläuterung aus andern Theilen des Werkes hinzugefügt.

Für irgend eine beliebige Person tritt bei den Inquisitoren ein Indicium aus folgendem Dilemma hervor. Entweder hat die bezeichnete Frau einen schlechten, unehrbaren Lebenswandel geführt, oder einen guten, rechtschaffenen. Ist es ein schlechter gewesen, so ruft alle Welt: Seht da, ein starkes Indicium, denn eine Schlechtigkeit steht mit der andern in nahem Verbande. Hat sie aber einen rechtschaffenen Lebenswandel geführt, so ist dies nicht minder ein Indicium. Denn also, ruft man, pflegen die Hexen sich zu verhüllen und streben jederzeit den äußeren Schein aufrecht zu erhalten.

Demgemäß ergeht der Befehl, jene Frau, die wir Gaja nennen wollen, ins Gefängniß zu bringen, und siehe da! es ergibt sich sofort ein neues Indicium. Denn entweder zeigt Gaja Furcht oder nicht. Fürchtet sie sich, denn es kann ihr ja nicht unbekannt sein, mit welch grausamen Martern man bei solchen Angeklagten zu verfahren pflegt: so ist die Furcht das Indicium. Ihr Gewissen, heißt es, klagt sie an. Zeigt sie aber keine Furcht, weil sie auf ihre Unschuld vertraut, so ist auch das ein Indicium. Denn eben dies, heißt es dann, ist ja allen Hexen ganz besonders eigen: sie berufen sich immerdar auf ihre Unschuld und leugnen frech.

Damit es nun auch ferner an Indicien nicht fehle, so hat der Inquisitor seine Leute, und zwar oft unehrenhafte und übel berüchtigte, welche das ganze Leben der Angeklagten erforschen. Dabei kann es nicht fehlen, daß ihnen irgend ein Wort oder eine That aufstoße, welche eine böswillige Auslegung der Menschen leicht zu einer Hexerei verkehren oder verdrehen kann. Oder auch, wenn die Gaja mit Diesem oder Jenem bis dahin in Feindschaft lebte: so bietet sich für diese Gegner eine treffliche Gelegenheit. Sie bringen dieses und jenes herzu, was ihnen beliebt und was nicht schwer zu finden ist. Und allmälig vernimmt man hie und da, daß Gaja durch schwere Indicien belastet werde. Demgemäß wird nun zur peinlichen Frage geschritten, wenn nicht vielleicht, wie es auch häufig zu geschehen pflegt, die Angeklagte noch am selben Tage ihrer Einziehung auf die Folter gelegt ist. Denn ein Anwalt oder eine Selbstvertheidigung wird keinem Angeklagten dieser Art gestattet. Die Zauberei, heißt es zur Antwort auf eine solche Forderung, ist ein crimen exceptum. Der Verbrecher sind nämlich zweierlei: die gewöhnlichen, gemeinen, wie Diebstahl,

Raub, Mord und ähnliche, dagegen andere, welche noch näher das Gemeinwohl betreffen, wie Majestätsverbrechen, Landesverrath, Ketzerei, Zauberei.

Die letzteren Verbrechen sind ausgenommen von dem gewöhnlichen Rechtsverfahren: sie werden auf besondere Weise untersucht, d. h. dem Richter steht frei, dasjenige Verfahren anzuwenden, durch welches er die Wahrheit ans Licht zu bringen gedenkt. Aber selbst auch, wenn es Gaja gestattet wäre, einen Vertheidiger anzunehmen, so würde sie keinen finden, denn jeder Anwalt oder Vertheidiger würde fürchten, sofort selber in den Verdacht der Zauberei zu gerathen. Dasselbe widerfährt überhaupt Allen, die etwas in dieser Sache zu reden, und die Richter etwa zur Vorsicht zu ermahnen wagen. Deshalb ist Allen der Mund verschlossen, und die Federn sind stumpf, daß sie weder reden noch schreiben.

Gemeiniglich jedoch, damit der Angeklagten wenigstens einiger Raum zur Vertheidigung gestattet werde, führt man sie vor, verliest die Judicien und befragt sie darüber, wenn das ein Befragen genannt werden kann. Denn mag sie auch alle jene Punkte aufklären und jeden einzelnen Umstand zur Genüge angeben, es wird das weder bemerkt noch beachtet.

Mag sie auch durch ihre Antworten jedes Wölkchen zerstreuen, es behält alles seinen Werth und seine Geltung. Die Angeklagte wird in den Kerker zurückgeführt, damit sie dort fleißiger überlege, ob sie noch ferner als halsstarrig beharren will, denn eben darum, weil sie sich vom Verdachte reinigt, gilt sie als halsstarrig. Oder vielmehr, daß sie sich reinigt vom Verdachte, gilt als ein neues Judicium; denn, heißt es, wenn sie nicht eine Hexe wäre, so könnte sie nicht so beredt sein.

Nachdem sie überlegt hat, wird sie wieder an einem andern Tage hervorgerufen, und es wird ihr die Verweisung zur Tortur vorgelesen, gleich als hätte sie auf alles gegen sie Vorgebrachte nichts erwiedert und nichts davon hinweggeräumt. Bevor sie jedoch gemartert wird, führt der Henker sie bei Seite, und damit sie nicht durch irgend welches Zauberwerk sich gegen den Schmerz verwahre, wird der ganze Körper kahl geschoren und genau im Einzelnen untersucht*).

*) Dieses Verfahren hier näher zu beschreiben, müssen wir aus Schicklichkeitsrücksichten unterlassen. Spee dub. XXXI. gibt eine haarsträubende Schilderung davon. Auch Carpzow (quaest. jur. CXXV., no. 65. sequ.) er-

Wenn dann Gaja also kahl geschoren und vom Büttel untersucht ist, so wird sie gemartert, die Wahrheit zu sagen. Das bedeutet: sich einfach schuldig zu bekennen. Was sie sonst auch sagen mag, es ist nicht die Wahrheit und kann sie nicht sein.

Diese Marter ist die der ersten Stufe — die leichtere. Dieses ist so zu verstehen. Die Marter an sich ist schwer genug; doch nennt man sie leicht mit Rücksicht auf die folgenden.

Man nennt allerdings dieses den ersten Grad der Folter; jedoch darf man schon das Leben und die Behandlung in den Gefängnissen als ein solches erachten, das mit der Folter auf eine Stufe zu stellen ist. Dieses geht klar hervor aus der Beschreibung der Hexengefängnisse von einem Augenzeugen, Prätorius; derselbe schildert uns dieselben folgendermaßen:

„In dicken, starken Thürmen, Pforten, Blochhäusern, Gewölben, Kellern, oder sonst tiefen Gruben sind gemeiniglich die Gefängnisse. In demselbigen sind entweder große, dicke Hölzer, zwei oder drei über einander, daß sie auf oder niedergehen an einem Pfahl oder Schrauben: durch dieselben sind Löcher gemacht, daß Arme und Beine daran liegen können.

Wenn nun Gefangene vorhanden, hebet oder schraubet man die Hölzer auf, die Gefangen müssen auf ein Klotz, Steine oder Erde niedersitzen, die Beine in die untern, die Arme in die obern Löcher legen. Dann lässet man die Hölzer wieder fest auf einander gehen, verschraubt, keilt und verschließt sie auf das härtest, daß die Gefangen weder Bein noch Arme nothdürftig gebrauchen oder regen können. Das heißt im Stock liegen oder sitzen.

Etliche haben große, eisern oder hölzern Kreuz, darin sie die Gefangen mit dem Hals, Rücken, Arm und Beinen anfesseln, daß sie stets und immerhin entweder stehen, oder liegen, oder hängen müssen, nach Gelegenheit der Kreuze, daran sie geheftet sind.

Etliche haben starke eiserne Stäbe, fünf, sechs oder sieben Viertheil an der Ellen lang, dran beiden Enden eisern Banden seyend, darin verschließen sie die Gefangen an den Armen, hinter den Händen, dann haben die Stube in der Mitte große Ketten in der Mauern angegossen, daß die Leute stäts in einem Lager bleiben müssen.

---

wähnt es. Der Hexenhammer bemerkt, daß in Deutschland die Rücksichten des Anstandes nicht verletzt werden, wie in anderen Ländern. Es geschah dieses aber später dennoch.

Etliche machen ihnen noch dazu große, schwere Eisen an die Füße, daß sie die weder ausstrecken, noch an sich ziehen können. Etliche haben enge Löcher in den Mauern, drinnen ein Mensch kaum sitzen, liegen oder stehen kann, darinnen verschließen sie die Leute ohngebunden, mit eisern Thürn, daß sie sich nicht wenden oder umkehren mögen. Etliche haben fünfzehn, zwanzig, dreißig Klaftern tiefe Gruben, wie Brunnen oder Kellern auf's allerkälteſt gemauert, oben im Gewölbe mit engen Löchern und ſtarken Thüren oder Geremßſten, dadurch laſſen ſie die Gefangen, welche an ihren Leibern ſonſt nicht weiter gebunden, mit Stricken hinunter, und ziehen ſie, wenn ſie wöllen, alſo wieder heraus.

Solche Gefängnuß habe ich ſelbſt geſehen in Beſuchung der Gefangenen; gläube wohl, es ſeien noch viel mehr und anderer Gattung, etliche noch gräulicher, etliche auch gelinde und träglichere.

Nach dem nun der Ort iſt, ſitzen etliche Gefangen in großer Kälte, daß ihnen auch die Füße erfrieren und abfrieren, und ſie hernach, wenn ſie loskämen, ihr Lebtage Krüppel ſein müſſen. Etliche liegen in ſtäter Finſternuß, daß ſie der Sonnen Glanz nimmer ſehen, wiſſen nicht, obs Tag oder Nacht iſt. Sie alle ſind ihrer Gliedermaßen wenig oder gar nicht mächtig, haben immerwährende Unruhe, liegen in ihrem eignen Miſt und Geſtank, viel unfläthiger und elender, denn das Vieh, werden übel geſpeiſet, können nicht ruhig ſchlafen, haben viel Bekümmernuß, ſchwere Gedanken, böſe Träume, Schrecken und Anfechtung. Und weil ſie Hände und Füße nicht zuſammenbringen können, werden ſie von Läuſen und Mäuſen, Steinhunden und Mardern übel geplaget, gebiſſen und gefreſſen. Werden über das noch täglich mit Schimpf, Spott und Dräuung vom Stöcker und Henker gequälet und ſchwermüthig gemacht.

Summa, wie man ſagt: Alle Gefangen arm. Und weil ſolches alles mit den armen Gefangenen bisweilen über Maßen lang währet, zwei, drei, vier, fünf Monat, Jahr und Tag, ja etliche Jahr: werden ſolche Leute, ob ſie wohl anfänglich gutes Muths, vernünftig, geduldig und ſtark geweſen, doch in die Länge ſchwach, kleinmüthig, verdroſſen, ungeduldig, und wo nicht ganz, doch halb thöricht, mißtröſtig und verzagt . . . . . ."

Der Malleus nennt dieſe ſchauderhaften Qualen, denen ſich die armen Gefangenen in den oben beſchriebenen Gefängniſſen ausgeſetzt ſehen, einfach mit kurzem, techniſchem Ausdrucke. „Carceris squalores."

Jedoch nun zurück zu dem Prozeßgange. Wenn die Angeschuldigte nach der Marter der ersten Stufe bekennt, so heißt es und wird öffentlich gesagt, daß sie ohne Folter bekennt habe. Welcher Fürst oder andere Mensch, der das hört, sollte nicht sofort ganz überzeugt sein, daß Jemand, der aus freien Stücken ohne Marter sich schuldig bekennt, auch wirklich schuldig sein müsse?

Demgemäß wird Gaja nach solchem Bekenntnisse ohne irgend ein Gewissensbedenken den Flammen überwiesen. Sie müßte freilich ebenso sicher auch sterben, wenn sie nicht bekannt hätte. Denn wenn einmal mit der Tortur ein Anfang gemacht ist, so ist der Würfel geworfen. Das Loos hat entschieden. Die Angeklagte kann nicht mehr entrinnen, sie muß sterben.

Mag sie also gestehen oder nicht: Das, was ferner geschieht, bleibt im Wesentlichen dasselbe. Wenn sie gesteht, so wird sie getödtet. Jeglicher Widerruf ist umsonst. Wenn sie nicht gesteht, so wird die Folter wiederholt, zweimal, dreimal, viermal, hier ist alles erlaubt, was dem Richter beliebt.*) Denn weder die Zeitdauer, noch die Heftigkeit, noch die Wiederholung der Folter wird bei einem Verbrechen dieser Art in Rechnung gebracht, der Richter glaubt nicht etwas zu verüben, worüber ihm sein Gewissen Vorwürfe machen könnte.

Wenn dann Gaja unter den Schmerzen der Tortur die Augen vor Schmerz entweder rollt, oder fest haftet, so ist das Eine, wie das Andere, ein Indicium. Wenn sie die Augen rollt, so heißt es, warum anders thut sie das, als weil sie ihren Buhlen, den Teufel, sucht? Wenn sie dagegen irgend wohin den festen Blick richtet, so ruft man, seht da, sie hat ihn gefunden, sie erkennt ihn. Wenn sie aber nach wiederholter Folter noch immer schweigt, wenn man ihrem Gesichte ansieht, daß sie die Schmerzen zu verbeißen sucht, wenn eine Ohnmacht sie überwältigt, so ruft man aus, daß sie während der Marter lache und schlafe, daß sie dem Zaubermittel des Schweigens

*) Wie oft kann man bei der Angeklagten die Tortur anwenden? fragt Pegna (flores comm.). Antwort: zwei- oder dreimal. Rategno sagt: „Wenn nun der Angeklagte leugnet, nachdem er auf der Folter bekannt hat? da antworte ich: der Angeklagte muß bei diesem Bekenntniß bleiben, wenn nicht, so wird die Folter bis zum drittenmale wiederholt."

Delrio erwähnt eines westfälischen Edelmannes, welcher, „vicies saevae questioni subditus," zwanzig Mal den grimmen Folterqualen überliefert, nicht bekannte; da gab ihm der Henker ein berauschendes Getränk und er gab nach.

vertraue, daß sie um so viel strafbarer sei, daß man sie dennoch nicht anders als lebendig verbrennen könne.

Stirbt die Angeklagte unter der Marter, so „hat der Teufel ihr den Hals umgedreht" und Gaja wird unter dem Galgen verscharrt. Stirbt sie jedoch nicht, so wird sie wieder in den Kerker zurückgeschafft und dort jahrelang zurückbehalten, während man von Zeit zu Zeit die Unglücklichen dieselbe Procedur wieder durchmachen läßt, bis endlich ein für die damaligen Rechtsbegriffe einigermaßen plausibler Grund gefunden ist, die „Hexe" zu verbrennen.

Ohne Zweifel wird sich ein Jeder, der diesen im Großen und Ganzen sich immer gleich bleibenden Prozeßgang zu verstehen sich bemüht, eines gewissen Schauers nicht erwehren können, wenn man bedenkt, daß ohne jede eigentliche Vertheidigung eine Person auf Grund perfider geheimer Anklage, ohne Confrontation mit dem Ankläger, oder einfach auf Aussagen hin, die von andern vermeintlichen Hexen auf der Folter gemacht wurden, selbst auf die Folter gespannt wurde, und die Richter in Verein mit den in ihrem Fache entsetzlich gut ausgebildeten Henkern aus der Unglücklichen herauszwangen und torquirten, was bei gesundem Verstande niemals ein Mensch von sich auszusagen wagen würde.

V. Die Aussagen der „Hexen" und deren angebliche Uebereinstimmung.

Und was war es dann, was die Richter aus den Gefolterten herauspreßten, was sollten die „Hexen" verbrochen haben? Nun, das Unsinnigste, Widernatürlichste, das woran vielleicht noch kein Mensch vorher gedacht, was aber eben darum den Hexenrichtern um so glaubhafter schien. Und das Merkwürdigste, was man oft in früheren Zeiten zum Beweise für die thatsächliche Verbreitung der Hexerei anführte, war, daß die Aussagen der meisten Hexen materiell in der Regel vollkommen übereinstimmten. Diese Thatsache, so befremdend sie auch erscheinen mag, und so sehr sie auch die Existenz jener Hexen auf den ersten Blick zu befürworten scheint, ist sehr leicht und schlagend zu erklären.

Jeder Mensch vermuthete in jenen Glanzperioden der Hexenprozesse in seinem Nebenmenschen eine Hexe. Alles beschäftigte sich mit den Prozessen, die allerorts geführt wurden. Kein Wunder also, wenn die Geständnisse der Hexen, die in einer von Schmerzen verdunkelten Phantasie alle möglichen Trugbilder sich vorschweben sahen,

zu Jedermanns Kenntniß drangen und sich ihrer Abnormität halber in eines Jeden Gedächtniß fest einnisteten.

Kam nun ein Anderer unter die Anklage der Hexerei und wurde derselbe dem Henker überwiesen, so dürfte es der menschlichen Natur wohl angemessen und mit der unerbittlichen Logik im vollsten Einverständniß erscheinen, wenn ein solcher, um baldigst von den entsetzlichsten Qualen erlöst zu sein, dasjenige aussagte gethan zu haben, wovon er immer hörte, daß Andere unter der Tortur desselben gestanden hatten. Und dieses namentlich um so mehr, wenn die sich immer gleichbleibenden Fragen der Richter, die genau nach dem Hexenhammer inquirirten, hinzukamen. Was sollte auch ein Unschuldiger gestehen?

Wächter bemerkt in seinem Excurse zu den Hexenprozessen hierüber folgendes: „Was sollten die armen Personen aussagen, um sich von den Qualen der Folter zu befreien, wenn als einziges Rettungsmittel ihnen nur das Geständniß übrig blieb, daß sie Hexen seien, und sie nun um die näheren Umstände befragt wurden? Sie mußten eben gestehen und gestanden, was man in jenen Zeiten von den Hexen erzählte" *).

Wie schon angedeutet, trugen auch die genau präcisirten Fragen der Richter viel zu dieser Uebereinstimmung bei. Aus ihnen kann man sich ohne viele Mühe den gesammten Hexenglauben der damaligen Zeit reconstruiren. Der Hexenhammer und die verschiedenen Landrechte enthalten Dutzende, ja Hunderte von Fragen, welche an die Delinquenten zu richten seien. In Folgendem einige dieser Fragen: „Ob sie auch einige Stücklein, sie seyen so gering sie wollen, gelernt, als den Kühen die Milch zu nehmen, oder Raupen zu machen, auch Nebel und derselbigen gleichen? Item von wem, auch mit waß Gelegenheit solches beschehen und gelernt? Ob sie Gott verleugnet undt mit waß Worten? In wessen Beisein, mit waß Ceremonien, ahn waß Orth, zue waß Zeithen undt mit oder ohne Caracter? Ob er kein Verschreibung von ihr hat? Ob er dieselb mit Blut, undt waß für Blut oder mit Dinten geschrieben? Wann er ihr erschienen? Ob er auch Hewrath oder allein Buhlschaft von ihr begehrt? Wie er sich genennet? Was er für Kleyder, wie auch seine Fuß ußgesehen? Ob sie nichts Teuflisches ahn ihm gesehen und wisse? ꝛc. ꝛc."

Wollte man den gesammten Aberglauben, der in den Hexenprozessen seine Rolle spielt, registriren, so gehörten dicke Folianten

*) von Wächter, Beiträge zur deutschen Geschichte, pag. 325.

dazu, um alles aufzuzeichnen. Des beschränkten Raumes halber müssen wir es bei dem Gesagten bewenden lassen. Das aber, glauben wir, wird Jedem einleuchten, der der bisherigen Entwicklung gefolgt ist, daß nicht nur das Widersinnigste, Unnatürlichste, Unglaublichste von den Richtern am allerersten willig geglaubt und für wahr gehalten wurde, sondern daß das ganze Gerichtsverfahren — wenn man die Hexenprozesse überhaupt noch unter der Rubrik „Gerichtsverfahren" einstellen will — darauf hingerichtet war, aus den armen Opfern unter den Qualen der denkbar schärfsten Tortur Geständnisse herauszulocken und zu fragen, die mit der physischen und moralischen Ordnung im direktesten Widerspruch standen.

Man war also noch keineswegs mit einem jeden Geständnisse zufrieden, sondern torquirte, peinigte, beunruhigte, drohte, versprach und fragte so lange, bis die Gefolterten zu jeder vorgelegten Frage Ja sagten. Ich wage es sogar auszusprechen, daß die größte Mehrzahl der Richter die Geständnisse der Hexen zu selbstsüchtigen Zwecken benutzten, daß sie, um ihre Habsucht und Rachsucht, ihren Ehrgeiz und ihren sonstigen Leidenschaften fröhnen zu können, Geständnisse bestimmter Art über bestimmte Personen oder Zustände durch die Folter erzwangen. Diese Behauptung wird nicht nur durch den Umstand unterstützt, daß die Hexenrichter von der Hingerichteten eine bestimmte Quote erhielten, sondern auch noch besonders durch die wirklich ganz bedeutenden Gebühren, welche die Inquisitoren für die Ausübung ihres entsetzlichen Handwerks erhielten.

Unbequeme oder übelberufene Politiker wurden, im Einverständnisse mit den Hexenrichtern als Zauberer angeklagt und verbrannt.

Wer könnte fernerhin leugnen, daß nur die Habsucht es war, welche Philipp den Schönen von Frankreich bewog, die Tempelherrn der Zauberei anzuklagen und im Jahre 1314 hinrichten zu lassen? Wenngleich Lecky in seinem Buche: Geschichte des Ursprunges und Einflusses der Aufklärung in Europa (deutsch von Jolowicz) dafür in die Schranken tritt, daß die Habsucht, einzelne wenige Fälle ausgenommen, bei den Hexenverurtheilungen nichts mitgesprochen gehabt habe, so finden sich doch zu viele gegentheilige Thatsachen in der Hexenprozeß-Literatur, welche meine obige Behauptung auf das schlagendste illustriren, als daß man jene Ansicht ohne weiteres acceptiren könnte. Als einzige Unterstützung seiner Ansicht führt Lecky die allerdings nicht zu leugnende Thatsache ins Feld, daß die größte

Mehrzahl der Verurtheilten arm gewesen sei. Dieses beweist aber weiter nichts, als daß die Hexenrichter mit gewöhnlicher menschlicher, im vorliegenden Falle allerdings mehr teuflischer Ueberlegung und Klugheit zu Werke gegangen sind. Es hätte Verdacht erregt, wenn die Inquisitoren nur begüterte Leute hingerichtet hätten, wenn sie aber beispielsweise unter 20 Verurtheilten eine reiche Hexe hatten, so waren sie hierdurch reichlich entschädigt für ihre Mühe.

Wenn, wie eben gezeigt, die Leidenschaften der Richter viele Unschuldige dem entsetzlichen Flammentode überlieferten, so ist doch — und hierin stimmen alle Historiographen der Hexenprozesse vollständig überein — der Hauptgrund für das angebliche Vorhandensein einer so unendlich großen Anzahl von Hexen in der Anwendung der Folter zu finden. Wächter sagt in Bezug hierauf: „Wir würden in unserer Zeit noch eben so viele Hexen finden und verbrennen können, als in jenen Zeiten, wenn man dasselbe Mittel, sie zu finden, bei uns noch anwenden wollte. Das Mittel war einfach, sicher und schnell zum Ziele führend. Es war die unsinnigste Ausgeburt menschlicher Verirrung, die Folter."

Dieser letztere Umstand, Anwendung der Folter, nebst Aenderung des bis dahin gebräuchlichen prozessualischen Verfahrens in ein völlig anderes, in höchstem Grade leichtfertiges Beweissystem, erklären die Thatsache, daß vom 15. Jahrhundert ab eine solche furchtbare Masse von Hexen verurtheilt wurden.

In Folge der Aenderung des Rechtsverfahrens „sei der Richter, bei solchen Verbrechen an die Schranken, welche die Gesetze ihm setzen, an die gesetzlichen Formen des Prozesses und an die gesetzlichen Vorschriften über Beweis durchaus nicht gebunden, sie seien delicta excepta, bei welchen der Richter die beschränkenden Vorschriften der Gesetze übertreten dürfe." Eine solche Theorie mit der Folter in der Hand, machte alle Gräuel unserer Hexenprozesse möglich, Gräuel, welche ein neuerer Schriftsteller ein Drama von unermeßlicher Ausdehnung nennt, mit dem an Jammer und Verzweiflungsscenen, an Elend ohne Maß und Ziel auf der einen und an Aberglauben, Unsinn und Barbarei auf der andern Seite kaum etwas in unserer Geschichte verglichen werden kann.

Viele Schriftsteller haben zu geschraubten Erklärungen gegriffen, um die Unmasse der Opfer zu erklären, doch wie einfach löst sich das Räthsel. Fasse man nur das „regellose Verfahren, mit

dem gegen die Hexen eingeschritten wurde", auf der einen Seite, und die Folterqualen auf der andern Seite ins Auge, so liegt die Lösung sofort auf der Hand. Die Art des Prozeßganges ist schon früher dargelegt worden, es erübrigt nun noch, einen kurzen Blick auf die Folter selbst zu werfen.

Spee erzählt, es hätten ihm ganz kräftige und starke Männer, welche torquirt wurden, versichert, es könne kein Schmerz gedacht werden, der so heftig und unausstehlich sei, wie der der Tortur jener Zeit, und sie würden sofort auch die abscheulichsten Verbrechen, an die sie nie von Weitem gedacht hätten, auf sich nehmen und bekennen, wenn man sie wieder mit der Folter bedrohen würde, und lieber, wenn es möglich wäre, zehnmal sterben, als sich noch einmal foltern lassen.

Zum Beginne der Folter — die peinliche Frage — legte man den „Daumenstock" an, d. h. die Daumen wurden in Schrauben gelegt, dieselben langsam umgebreht, und so die Daumen zerquetscht. War der Delinquent „verstockt," so brachte der Henker die „Beinschrauben" oder „spanischen Stiefel" herbei, durch welche Schienbein und Waden platt gepreßt wurden, nicht selten so, daß die Knochen zersplitterten, und zur Erhöhung des Schmerzes wurde zwischenein auf die Schraube geklopft*), der nächste Grad war der Zug, die Elevation oder Expansion. Dem Angeschuldigten wurden die Hände auf den Rücken gebunden, an dieselben ein Seil befestigt, und er an diesem bald frei in der Luft schwebend durch einen an der Decke angebrachten Kolben, bald an einer aufgerichteten Leiter, bei der oft in der Mitte eine Sprosse mit kurzen spitzen Hölzern (der gespickte Haase) angebracht war, gemächlich in die Höhe gezogen, bis die Arme verkehrt und umgebreht über dem Kopfe standen; dann ließ man zur Erhöhung der Schmerzen ihn ein paar Mal schnell herabschnellen und zog ihn wieder hinauf; leugnete er fort, so hing man ihm Gewichte an die Füße, um ihn noch mehr auszuspannen, und ließ ihn so eine halbe, oft eine ganze Stunde und noch länger hängen, legte ihm dabei auch oft noch die spanischen Stiefel an; — öfters kam es hier vor, daß zwischenein das Gericht abtrat, um bei einem Schmause sich zu erholen, und so lange den Gefolterten hängen ließ. Half dieses Alles nicht, so träufelte man dem Inquisiten brennenden Schwefel oder brennendes Pech auf den

*) Vergl. hierüber Wächter, Hexenprozesse.

nackten Körper, oder hielt ihm brennende Lichter unter die Arme oder unter die Fußsohlen oder an andere Theile des Körpers.

Wollte man bei Beschreibung der Folter auf einzelne aus den Prozeßacten herauszunehmende Fälle Rücksicht nehmen, so würden noch weit größere Schrecklichkeiten an's Tageslicht kommen.

Doch ein Beispiel statt Vieler. In einem Bamberger Protocolle findet sich, daß ein wegen Zauberei Angeschuldigter drei und eine halbe Stunde mit Beinschrauben und Daumenstock gefoltert und am Ende, da er nicht gestand, an einem Stricke acht Schuhe hoch von der Erde aufgezogen und ihm an die große Zehe ein Gewicht von 20 Pfund gehängt wurde. Oft trieb man auch noch Keilchen zwischen die Nägel und das Fleisch der Finger und Zehen. Zu solch haarsträubenden, abscheulichen Mitteln nahm man seine Zuflucht.

VI. Verhältniß der Reformation zu den Hexen-Prozessen.

Sieht man sich von einer solchen Menge von Gräuel und Unmenschlichkeiten umgeben, und erwägt man die Zeitverhältnisse, unter welchen dergleichen vor sich gehen konnte, so dürfte nunmehr die Frage am Platze sein: Wie verhielt sich die Reformation, die doch, wie vielfach behauptet wird, so viel Aufklärung gebracht hat, zu diesen Gräueln der Hexen-Gerichte? Stellte sich dieselbe vielleicht in directen Gegensatz zu der herrschenden Ansicht von Hexen und Zauberern, oder bahnte dieselbe wenigstens vorerst eine Aenderung in diesen schrecklichen Verhältnissen an?

Diese Fragen dürften in der directesten Weise zu verneinen sein. Um am wenigsten befürchten zu müssen, widerlegt zu werden, beginne ich mit Belegen und Thatsachen, die aus protestantischen Quellen geschöpft sind.

Nach einem Excurse über die Stellung der römischen Kirche in den Hexenprozessen fährt Lecky in seinem oben citirten Buche folgendermaßen fort: „Dies war die Stellung der römischen Kirche zu diesem Gegenstande, und auf diesem Gebiete stritten die Reformatoren nicht mit ihren Widersachern. Die Leichtgläubigkeit, welche Luther in allen mit dem Hexenwesen in Verbindung stehenden Dingen an den Tag legte, war selbst für sein Zeitalter erstaunlich, und so oft er über Hexerei redete, war seine Sprache emphatisch und rücksichtslos.“ „Ich will kein Mitleid mit diesen

Hexen haben!" „rief er aus," „ich wünsche, daß man sie allesammt verbrenne." „In England war die Einführung der Reformation die Losung zu dem sofortigen Ausbruche des Aberglaubens."

Ferner: bei der Umgestaltung der Gesetze in Genf ließ Calvin diejenigen über Hexerei, die bis dahin gegolten hatten, unberührt.

„..... Der Teufel konnte nach Luthers Ansicht Kinder zeugen und er selbst war mit einem von diesen in Berührung gekommen. Eine starke Liebe zu Kindern war einer der liebenswürdigsten Charakterzüge des Reformators; aber bei dieser Gelegenheit empfahl er den vermeinten Verwandten, das Kind in einen Fluß zu werfen, um ihr Haus von der Gegenwart eines Teufels zu befreien. Als natürliche Folge dieser Denkweise sah er in der Hexerei nicht die geringste Unwahrscheinlichkeit. Im genauen Einklange mit dem Geiste seiner Zeit, versicherte er fortwährend die Existenz und die Häufigkeit des Verbrechens und schärfte mit Nachdruck die Pflicht ein, die Hexen zu verbrennen." (Lecky pag. 47. 48.)

Wohl zu keiner Zeit war England protestantischer, als zu Zeiten Elisabeth's mit dem Beinamen „der Jungfräulichen." Und ebenso, kann man behaupten, gibt es keinen, der die Ansichten seiner Zeit getreuer wiederspiegelt und eracter vertreten hat, wie Shakespeare.*) Mehrere seiner Stücke enthalten ein gutes Theil des damaligen Hexenglaubens, so hauptsächlich Macbeth. Wenn wir die Stücke heute lesen, so vergessen wir über der poetischen Darstellung ganz und gar, daß diese Hexenscenen von der überwiegenden Mehrzahl damals geglaubt wurden, daß sie der Dichter in eigenem, guten Glauben daran niedergeschrieben hat.

Sir Walter Scott sagt bei Vergleichung verschiedener Secten: „Im Ganzen waren die Calvinisten, allgemein gesprochen, von allen Secten diejenigen, welche am unerschütterlichsten an das Vorhandensein der Hexerei glaubten, und ahndeten als die eifrigsten Verfolger das vermeinte, fürchterlichste der Verbrechen mit gebührender Strafe." (Demonology and Witchcraft, Letter 8.).

Was die Folterqualen anbetrifft, welchen die Hexen im protestantischen Schottland ausgesetzt wurden, so waren dieselben womöglich noch grausamer, noch entsetzlicher, als die von den deutschen

*) Die Streitfrage, ob Shakespeare Katholik oder Protestant gewesen sei, ist bei Beurtheilung des Hexenglaubens nicht ins Gewicht fallend.

Inquisitoren angewandten. Die interessantesten Aufschlüsse hierüber gibt Pitcairn, Criminal Trials of Scotland, vol I. part. II. p. 50.

Der schon erwähnte Benedict Carpzow, der „Gesetzgeber Sachsens" genannt, verlangte nicht blos, daß die Zauberei gestraft werde, sondern sogar die Leugnung der Möglichkeit eines Bundes mit dem Teufel. Carpzow war bekanntlich Protestant.

„ . . . . Kein Wunder also, daß man gerade im Protestantismus den Zauberglauben und Hexenprozeß fast noch weiter trieb und schärfer auffaßte, als in der katholischen Kirche."*)

Wir können nicht umhin, die gewichtigste protestantische Autorität zuletzt ins Feld zu führen, nämlich Soldan; derselbe bemerkt in den einleitenden Worten seines oft citirten Buches Seite 2 folgendes: „ . . . . . Und selbst die Reformation hat dieses Uebel nicht gebrochen. Luther, Zwingli, Calvin, Heinrich VIII. kämpften gegen große und kleine Auswüchse des Pfaffenthums; dem bizarrsten und blutigsten derselben, dem Hexenprozesse, hat kein Reformator die Maske abgezogen, vielmehr fuhren die Protestanten fort, mit den Katholischen in unsinniger Verfolgungswuth zu wetteifern, und England hat sogar ein gekröntes Haupt aufzuweisen, das neben dem Schwert und dem Feuerbrande auch die Feder gegen den imaginären Frevel führte."

Die mitgetheilten Belege, aus dem Bereiche der protestantischen Literatur entnommen, die sich leicht noch sehr vermehren ließen, dürften wohl hinlänglich die oft von Schwachköpfen und hirnlosen Geschichtsbaumeistern aufgestellte Behauptung widerlegen, als ob die Reformation das gesammte geistige Leben des Mittelalters erst in die rechte Bahn geleitet hätte, als ob die Reformation das Leben erst wieder zum Leben gestaltet und jeden Mißbrauch sofort abgestellt hätte.

Wenn sogar Horst zugibt, daß in protestantischen Ländern die Verfolgungswuth fast noch größer gewesen sei, wie in katholischen, dann darf man folgenden ausgeschriebenen Stellen auch wohl nach Inhalt -- ganz abgesehen von der Autorität der Verfasser — Glaubwürdigkeit beimessen.

„In den eigentlich katholischen Ländern wurde überhaupt das Unwesen nicht so stark getrieben. In Italien waren die Hexen-

*) Vergl. Horst, Daemonomagie II. Theil pag. 128.

prozesse nicht so furchtbar. Die Hexen, welche ihrer Kunst abgeschworen hatten, konnten in Rom durch die Sündentaxe sich loskaufen. In Bologna bestand diese Strafe in Pranger und Ruthenschlägen.

Bei den Protestanten dauerte im 17. Jahrhundert das Unwesen fort in ungeschwächter Kraft. Wir begegnen hier dem großartigen Hexenprozeß zu Bora in Schweden vom Jahre 1670 ꝛc." Kirchenlexicon von Wetzer und Welte pag. 159. V. Band.

Ebendaselbst pag. 158 findet sich noch folgende Stelle: „. . . . . zwar war die Reformation über Teutschland gekommen, auf die das Wort angewendet wird, es werde Licht, und es ward Licht. Die Protestanten wollten jeden Wahn abschütteln, dem die Katholischen huldigten. Aber diesem fluchwürdigen Wahn der Hexenverfolgung jagten sie in fluchwürdigem Eifer nach. Bei Wolfenbüttel (in protestantischer Gegend) stand ein Hexenwald, es war dieses eine Unmasse der vom Feuer geschwärzten Pfähle, an welchen die armen Schlachtopfer verbrannt worden. Ja in katholischen Ländern fielen viel weniger Opfer als in den protestantischen."

Karl Adolf Menzel sagt in seiner Geschichte: „Gespenster und Teufelswahn erfüllte anderthalb Jahrhunderte — in Teutschland — unantastbar die Köpfe, und mehr als in Spanien Ketzer, wurden in Teutschland, in den Gebieten beider Religionsparteien um die Wette, Zauberer und Hexen verbrannt."

Ein anderer Vorwurf, den man der katholischen Kirche indirect macht, ist der, daß man das Hexenwesen einen „mittelalterlichen Irrwahn" nennt. Dieser Vorwurf hat auch nicht die geringste Berechtigung, weil er eben keinen historischen Hintergrund hat. Als das Hexenwesen seinen Höhepunkt erreichte, war vielmehr schon längst „die lichtere neuere Zeit" hereingebrochen. „Damit wollen wir die Katholiken und die Hierarchie und die geistlichen Ketzerrichter nicht rein waschen von ihrer Schuld, wir wollen sie nur auf das gebührende Maß zurückführen."

„Es ist unleugbar, daß der Glaube an das Hexen- und Zauberwesen eine allgemeine, geistige Epidemie gewesen ist, von der fast alle Zeitgenossen ausnahmslos befallen waren." Es käme auf eine langweilige, statistische Quellenuntersuchung heraus, für die hier nicht der Ort ist, wollte man entscheiden, „ob diejenigen dem Protestantismus Unrecht thun, welche behaupten, bei der großen Bedeutung, die

in seinem System dem Teufel beigelegt wurde, habe auch das Hexenwesen an Bedeutung zugenommen. Das Eine wollen wir schließlich nur bemerken, daß es eine nicht zu leugnende Thatsache ist, daß erst nach Ablauf des Mittelalters die Hexenprozesse ins Große und Grauenhafte getrieben wurden, daß aller Orten die unglücklichen Schlachtopfer bluteten und brannten.

Von der Regierung Ferdinand I. bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges, während die Waffen ruhten, wurden bei beiden Religionsgenossenschaften in Teutschland um die Wette Hexen und Zauberer gemartert und verbrannt. Während der unseligen Zeit des dreißigjährigen Krieges, während Teutschland ein Tummelplatz fremder Horden, zügelloser Söldnerschaaren war, während Dörfer, Städte und Landstriche verödeten, während das Land zu einer großen Wüste, zu einem unabsehbaren Leichenacker wurde, wurden die unschuldigen Hexen nicht vergessen. Damit das Maß des Unglücks voll werde, wurden in jenen Unglücksjahren auch auf diesem Wege der Ungerechtigkeit Tausende und Abertausende vom Leben zum Tode gebracht."

Den logischen Schluß aus den vorstehenden Citaten wird wohl Jeder selbst machen können, nämlich den, daß die Behauptung, als ob die katholische Kirche einzig und allein diese grausame Verfolgung angeblicher Hexen befördert, eine durchaus lächerliche ist.

VII. Verhältniß der kirchlichen Autorität zu den Hexenprozessen.

Obschon die wiederholt citirte Bulle Innocenz VIII. „Summis desiderantes affectibus" schon hinlänglich die Stellung angibt, welche das Papstthum in dieser Sache einnahm, so soll das Verhalten der Päpste in späterer Zeit in Kürze doch der Vollständigkeit halber beleuchtet werden.

Die Bulle Innocenz VIII. erschien 1484.

Als im Jahre 1494 Papst Alexander VI. benachrichtigt wurde, daß in der lombardischen Provinz verschiedene Personen durch Beschwörung und diabolischen Aberglauben, durch Giftmischerei viele Verbrechen begehen und Irrthümer verbreiten, gebot er den Inquisitoren deren Verfolgung.

Von Julius II. haben wir aus dem Jahre 1504 eine ähnliche Bulle.

Im Jahre 1521 schreibt Leo X. an die Inquisitoren zu Venedig: „Ein verderbliches und verworfenes Geschlecht von Menschen, welches den Herrn verleugnet, hat sich dem Satan übergeben, dessen Rath sie verführte, und um ihn sich geneigt zu machen, Kinder getödtet und andere Werke des Aberglaubens und des Wahns zu vollbringen sich nicht gescheut."

In ähnlichem Sinne schreibt Hadrian an die Inquisitoren von Como. In diesem Schreiben bezeugt der Papst seinen Glauben an die Möglichkeit der Hexerei und deren Macht und gebietet strenge Ahndung.

„Unter den dieser Sache gewidmeten Bullen ist die berühmteste diejenige, welche Sixtus V. im Januar 1585 erlassen hat (Coeli et terrae creator Deus). Er verdammt hier die Geomancie, die Hydromancie, Aëromancie, Pyromancie, Onomancie, Chiromancie, Nekromancie, verbietet magische Künste mit Würfeln, Waizenkörnern oder Bohnen zu treiben, mit dem Tode oder der Hölle einen Bund zu machen, um Schätze zu heben, oder irgend ein Verbrechen auszuüben, Bezauberungen zu vollbringen, dem Satan Wohlgerüche oder Kerzen zu verbrennen. Verdammt wird ferner die Befragung der bösen Geister in den Besessenen wie in den wassersüchtigen und fanatischen Weibern nach der Zukunft; verdammt werden die Frauen, welche einen Teufel im Fläschchen bei sich haben und Satan verehren durch Behandlung der Hände mit Wasser oder Oel, untersagt wird die Lesung astrologischer Bücher und das Horoskop zu stellen, Drudenfüße zu ziehen, überhaupt irgend eine der damals im Schwunge befindlichen abergläubischen Dinge zu treiben."

Im Ganzen bekämpfen den schändlichen Aberglauben, welcher in dem Zeitalter der Reformation sich mit so fürchterlicher Macht verbreitete, 103 päpstliche Bullen.

Auch die Universitäten nahmen an diesem Kampfe Theil. Auf Anregung Gersons erhob sich im Jahre 1398 die Sorbonne in Paris in 27 Sätzen gegen das Zauberunwesen. Ihr folgten in den folgenden Jahrhunderten eine große Zahl von Universitäten.

Aus der großen Menge der Provinzialsynoden und Concilien, welche sich mit dem Zauber- und Hexenwesen befaßten und die Schuldigen bannten oder anderweit bestraften, sollen nur diejenigen von Troyes, Lyon, Mailand, Tours, Bourges, Narbonne, Ferrara, St. Malo, Monte Cassino, Orleans und Grenoble angeführt werden.

Ueberblickt man die angeführten Erklärungen der kirchlichen Autorität, insbeſondere der Päpſte, ſo wird man nicht beſtreiten können, daß dieſelben 1) die Möglichkeit einer ſündhaften Verbindung mit Dämonen feſthielten; 2) die kirchliche Inquiſition gegen dieſelben anordneten und die Belegung der Schuldigen mit ſchweren und ſtrengen Strafen billigten. Dieſes Verhalten kann den Päpſten und Concilien zum Vorwurf nur dann gemacht werden, wenn man mit der modernen Aufklärung den Glauben an Dämonen überhaupt als Wahn betrachtet und die kirchliche Strafgewalt auf dieſem Gebiete als unberechtigt abweiſt. Wollte man dieſes thun, ſo müßte man wenigſtens den einzelnen Perſonen keinen Vorwurf daraus machen, daß ſie die allgemein herrſchende, durch Jahrhunderte begründete Glaubens- und Rechtsanſchauung nicht durchbrochen haben.

In der That aber iſt dieſe Anſchauung vollkommen berechtigt. Die mit Ketzerei verbundene Zauberei hatte im 15. und 16. Jahrhundert eine ſchreckliche Verbreitung gefunden, und dieſen Gräueln entgegenzutreten, war Pflicht der Päpſte und Biſchöfe wie der Fürſten. Solche Verbrechen ſtraflos zu laſſen, hieße die ſociale wie religiöſe Ordnung der Zerſtörung preisgeben. Hierbei mußte eben ſo wohl die abergläubige und trügeriſche Vorſpiegelung einer angeblichen Verbindung mit den Dämonen verfolgt werden wie die wirkliche Verbindung. Und zwar erſtere umſomehr, da ſie zu letzterer den Anſtoß bot. Wenn wir in dieſer Hinſicht das Verhalten der kirchlichen Autorität als durchaus gerechtfertigt anerkennen müſſen, ſo werden wir dagegen ihr wohl zum Vorwurf machen dürfen, daß ſie die Art und Weiſe des Verfahrens der geiſtlichen und weltlichen Gerichte nicht beſſer zu regeln und dem Verfolgungs-Wahn des Volkes nicht energiſcher entgegenzutreten bemüht war.

Die Härte des Gerichtsverfahrens, welche im Gegenſatz zu dem früheren Mittelalter im 15. Jahrhundert ſich entwickelte und in allen Ländern, insbeſondere in Deutſchland durch die Carolina, ſanktionirt wurde, iſt nicht von der Kirche, ſondern im Widerſpruch mit dem kirchlichen Rechte ausgebildet worden. Die Tortur iſt nicht von der kirchlichen Gewalt eingeführt worden. Noch weniger kann die Hierarchie und die katholiſche Kirche für die wahnwitzige Hexenfurcht und Hexenſucht verantwortlich gemacht werden, welche von Habſucht, Haß und Lüge begleitet, alle Kreiſe der Bevölkerung ergriff.

Der Teufels-Spuk des 16. Jahrhunderts hat ſeinen Urſprung in den antichriſtlichen Strömungen der Renaiſſance und der Reformation.

Wohl aber dürfen wir der Geistlichkeit zum Vorwurf machen, daß sie diesen Uebelständen nicht mit gebührender Entschiedenheit entgegentrat und daß auch in geistlichen Staaten die Grausamkeit des Gerichtsverfahrens, der Tortur und der leichtfertigen Justiz Eingang fand. Mit Beschämung müssen wir gestehen, daß die Hierarchie des ausgehenden Mittelalters wie in anderer Beziehung so auch in dieser von dem Geist der entarteten Zeit nicht unberührt blieb. Mit den politischen Verhältnissen in der mannigfachsten Weise verwachsen, verlor sie in den Interessen der Welt die Freiheit des Blickes wie die Frische des Lebens.

Indirekt also dürfen wir allerdings die Geistlichkeit und die Hierarchie der katholischen Kirche für die Gräuel der Hexenprozesse verantwortlich machen. Hätten die Geistlichen ihre Pflicht in jeder Hinsicht gethan, so hätte das gräßliche Gerichtsverfahren und die Verfolgungssucht der aufgeregten Bevölkerung sich nicht an die Stelle der berechtigten, aber wohlgeordneten, kirchlichen Strafgewalt setzen können. Uebrigens fehlte es zu keiner Zeit an Geistlichen, welche dieser Pflicht sich bewußt waren; dies wird aus Folgendem sich ergeben.

VIII. Opposition gegen die Hexenprocesse, insbesondere Spee's cautio criminalis.

Nachdem wir im Vorstehenden zunächst die historische Entwickelung der Hexenprozesse den **Malleus Malificarum**, das Gerichtsverfahren bei diesem **delictum exceptum**, und die Geständnisse der Hexen, sodann im Zusammenhange mit den Folterqualen den Grund für die unglaublich große Anzahl von Hexen betrachtet haben, nachdem ferner die Stellung des Protestantismus und speziell Luthers, ebenso wie diejenige der Päpste, Bischöfe und Provinzialsynoden erörtert worden ist, erübrigt uns nun noch zum Schlusse zu zeigen, wer die hochherzigen Männer waren, die mit Hintansetzung persönlicher Sicherheit den Muth hatten, gegen diese am Marke der Völker saugende, geistige Epidemie offen und frei aufzutreten, und das Gegentheil davon zu behaupten und zu vertreten.

Wir führen die einzelnen Vorkämpfer der Gerechtigkeit in chronologischer Reihenfolge an. Daß ein Theil des katholischen Klerus den unsinnigen und abergläubischen Hexenprozessen von Anfang an entgegentrat, geht schon aus Folgendem hervor.

Indem die Kölner Theologen dem **Malleus Maleficarum** ihre Approbation ertheilten, beklagten sie, „daß mehrere Seelsorger und Prediger nicht fürchten, in ihren Predigten dem Volke zu versichern, daß es keine Hexen gebe, oder daß sie nicht schaden können, wodurch sie unklugerweise die weltliche Gewalt hindern, dieselben zu bestrafen." Nebst diesen unbekannten Gegnern der damaligen Hexenprozesse ist in erster Linie der Franziskaner Spina (**fortalitium fidei**) zu verzeichnen, welcher sich offen gegen den Aberglauben erklärte. Sodann der Rechtsgelehrte Vignato, ein Edelmann aus Lodi, in seinem Buche **de haeresi**.

Mit großer Kühnheit trat sodann Ulrich Molitor oder Müller aus Konstanz, Doktor der geistlichen Rechte zu Bologna, gegen die Hexenrichter auf; im Jahre 1489 richtete er ein Buch an den Herzog Sigmund von Tyrol, in welchem die abergläubische Furcht vor der Macht des Teufels zur Bewerkstelligung der angeblichen Zaubereien eine vernichtende Kritik erfährt. Die coursirenden Erzählungen hierüber verweist Molitor mit beißender Strenge in das Gebiet der Erdichtungen und erklärt sie für Erzeugnisse der Einbildungskraft. Diesem Urtheile fügt er jedoch die Bemerkung hinzu, daß diejenigen zu bestrafen seien, die „durch Armuth und Unglücksfälle vom Teufel versucht, sich wenigstens der Absicht nach seinem Dienste ergeben."

Im Anschluß an Molitor verdienen noch die in derselben Weise denkenden Männer genannt zu werden, wie der Rechtsgelehrte Ponzinibio von Piascenza*) Alciat**), Martin von Arles, ein spanischer Theologe***).

Weit energischer als alle bisher Genannten erhob nun der Leibarzt des Herzogs von Cleve, Johannes Weier (in seinen lateinischen Schriften **Wierus** auch **Piscinarius** genannt) seine Stimme gegen den herrschenden Hexenprozeß in den von ihm herausgegebenen sechs Büchern **de praestigiis daemonum**. Dieses Werk erschien im Jahre 1563. Der vollständige Titel dieses epochemachenden Buches lautet: „**De praestigiis daemonum et incantationibus ac veneficiis, libri VI. — Liber apologeticus, Pseudomonarchia daemonum — De Lamiis.** Basel." Ein Schüler Agrippa's von Nettesheim, sagt Soldan, dem er ohne

*) **De Lamiis et excellentia utriusque juris.**

) **De Lamiis pythonicis mulieribus. Colon. 1489. Auch der Frankfurter Ausgabe des Hexenhammers von 1580 angehängt.

***) **De superstitionibus.**

Zweifel manche hellere Ansicht verdankt, und dessen Andenken er mit rührender Pietät vertheidigt, mehr praktisch gewandter Kopf als gründlicher Philosoph, mehr scharfblickend im Einzelnen und Naheliegenden, als durchdringend zur Ergründung der ersten Quelle des Irrthums, voll Mitleid gegen die unterdrückte Hilflosigkeit, aber derb, schonungslos und bitter, wo es gegen Dummheit und Habsucht geht, — ist Weier der Erste gewesen, der mit offenem Visire einen Hauptangriff that, und zwar so entschieden, daß alle nachfolgenden Schriftsteller über diesen Gegenstand in ihm einen Bundesgenossen oder einen Gegner ersten Ranges erkannten. Mit kühner Hand enthüllte er den Trug, erklärte er auf natürliche Weise die als Wunder betrachteten Thatsachen, ging er den Kaiser an, das unschuldige Blut irregeführter Menschen zu schonen, und forderte er auf, sich von den die Menschen schändenden Ideen und Vorstellungen loszumachen.

Zwar hielt auch er an der Möglichkeit dämonischer Einwirkungen fest, indem er behauptete, „es gebe wohl Verblendungen des Teufels, aber wer ihnen unterliege, sei nicht dessen Genosse, sondern Opfer," — aber ihm gebührt das Verdienst, „die grobsinnlichen Vorstellungen von den sichtbaren Erscheinungen desselben und seinem persönlichen Verkehr mit den Menschen bekämpft und vieles aus natürlichen Gründen erklärt" zu haben, wo man bisher den Satan zu Hilfe genommen hatte. Dieses Buch wurde 1587 von Fuglinus ins Deutsche übersetzt (Frankfurt). Der Umstand, daß innerhalb 14 Jahren 5 Auflagen erschienen sind, dürfte maßgebend sein für die Beurtheilung des Aufsehens, welches das Buch dieses wackeren, protestantischen Arztes machte.

Es konnte nicht ausbleiben, daß ein solches Werk in jenen Zeiten viele Gegner fand, sowohl unter Katholiken wie Protestanten. Es sei von denselben nur König Jacob von England mit seiner Dämonologie, und Jean Bodin, der französische Philosoph und Günstling Heinrichs III. mit seiner Magorum Daemonomia genannt. Der Letztere, bekannt durch seine staatsphilosophischen Träumereien, stellt vierzehn Klagepunkte auf, kraft deren die Hexen zum Scheiterhaufen verdammt werden müßten. Sein Buch ist voll des krassesten Aberglaubens und der ungezügeltsten Verfolgungswuth.*)

*) Erste Ausgabe 1579. Die 1603 in Frankfurt erschienene Ausgabe hat folgenden Titel: De magorum daemonomania seu detestando lamiarum ac magorum cum Satana commercio libri IV. Accepit ejusdem opinionem Joannis Wieri Confutatio non minus docta quam pia.

In Joh. Georg Godelmann (De magis, veneficis et Lamiis) und Martin Biermann (de magicis actionibus) traten Bodin zwar zwei nicht zu verachtende Widersacher entgegen, allein ihre Worte verhallten in der Aufregung, welche das Erscheinen des Buches „Disquisitionum magicarum libri VI." (1. Ausgabe Lowan. 1499, letzte Ausgabe Colon. 1679.) verursachte. Der Verfasser desselben ist Martinus Del Rio, flämischer Jesuit. Was der Hexenhammer in, ich möchte fast sagen naiver Weise gelehrt hatte, trug Del Rio mit einer nicht zu unterschätzenden Gelehrsamkeit wiederum vor.

Der trierische Suffraganbischof Petrus Binsfeld glaubte auch den „gottlosen Freigeistereien", wie er die Ansichten Weier's nannte, in seinem 1580 erschienenen Tractate de confessionibus maleficarum et sagarum entgegentreten zu sollen. Nach zwei Jahren gab er das Buch, zum besonderen Gebrauch der bayerischen Gerichte, wo es Beifall gefunden hatte, neu bearbeitet heraus.

Der ebengenannte Binsfeld hat außer dem traurigen Ruhme, den er durch seine Blutschrift erlangt hat, auch noch den, „an dem Sturze zweier Ehrenmänner, die dem blutigen Treiben entgegentraten, mitgewirkt zu haben."

Der erste von diesen Männern ist Cornelius Loos, welcher, von den Protestanten vertrieben, nach Trier gekommen war, und daselbst seine Schrift de vera et falsa magia ausarbeitete. Hierin erklärt er die ganze Hexerei und ihre Wirkungen für Trug und Einbildung. Loos wurde, nachdem sein Buch confiscirt worden war, auf Befehl des päpstlichen Nuntius im Kloster St. Martin bei Trier eingekerkert und zu Widerruf gezwungen. Am Schlusse des von Binsfeld protocollirten Widerrufs „erkannte sich Loos, wenn er rückfällig werden sollte, jeder willkürlichen Bestrafung würdig und wurde sodann aus dem Lande gejagt."

Bald nachher trat Loos in Brüssel mit denselben Ansichten hervor und wurde in Folge dessen eingekerkert. Entlassen, drohte ihm eine dritte Anklage, als er durch den Tod der Verfolgung entzogen ward.

Das andere der Opfer Binsfelds war Doctor Flade, kurfürstlicher Rath und Schultheiß zu Trier. Derselbe suchte practisch in seinem Wirkungskreise dem Unwesen Einhalt zu thun, jedoch zog ihm dieses eine Anklage zu, nachdem Binsfeld in einem gelehrten Tractate die Ansichten Flades verworfen hatte,

er wurde verhaftet und 1589 mit mehreren Andern, Bürgermeistern, Rathsherrn, Schöffen und Priestern verbrannt.

Beinahe ein halbes Jahrhundert lang nahmen nun die Brände ihren Fortgang, ohne daß irgend Jemand es gewagt hätte, wider dieses entsetzliche Treiben seine Stimme zu erheben. Als ob Deutschland noch nicht genug gestraft sei, gesellte sich nun auch noch der furchtbare dreißigjährige Krieg hinzu.

Welche Wüste, welche Mördergrube war aus Deutschland geworden. Magdeburg war, von seinen Vertheidigern angezündet, in Flammen aufgegangen, ohne daß der wackere Tilly bei der Einnahme es hätte retten können. Tilly hinwiederum, der bis dahin Unbesiegte, war bei Breitenfeld in der entscheidensten Weise aufs Haupt geschlagen worden. An kriegerischen Thaten und Helden fehlte es nicht in jenen Tagen; „wo aber blieb der Held, der Einsicht, Macht und Muth gehabt hätte, mit offenem Visir den Aberglauben und den Eigennutz für die Humanität zu schlagen? Nur eine einzige Stimme erhob sich in jenen Tagen: zwar laut, deutlich und beredt, aber aus dem Asyle der Anonymität; zwar aus den innersten Tiefen eines bekümmerten Herzens hervorbringend, aber in ihren Wirkungen nicht glücklicher, als die Stimme des Predigers in der Wüste." Wir reden von der früher schon citirten Cautio Criminalis, welche 1631 zu Rinteln erschien.*) Der Verfasser war kein anderer als Friedrich Spee, aus der jetzt gräflichen Familie Spee von Langenfeld, geboren 1595 in der Pfalz. In diesem seinem Buche enthüllte er die volle Widersinnigkeit des Verfahrens mit einer solch' überraschenden Klarheit, daß sich auch der verblendetste Geist vor der Sicherheit der Argumentation, wenn anders er nur sehen wollte, beugen mußte. Die schrecklichen Gräuel, die raffinirte Ungesetzlichkeit und Unvernunft der Gerichte bei den

*) Vollständiger Titel: Cautio criminalis seu de processibus contra sagas liber ad magistratus Germaniae hoc tempore neceparius, tum autem consiliariis et confessariis principum, inquisitoribus, judicibus, advocatis, confessariis reorum, concionatoribus ceterisque lectu utilissimus. Auctore nicerto Theologo orthodoxo (Romano?). Rintelii typis exscripsit Petrus Lucius, typogr. Acad. MDCXXXI. — Die zweite Ausgabe erschien zu Frankfurt 1632. 3. Ausgabe, Sulzbach 1695. Ein deutscher Auszug aus dem Buche zu Bremen 1647. Vollständige Uebersetzung von Hermann Schmidt, Frankfurt 1649, desgleichen von Reiche in s. unterschiedl. Schriften vom Unfug des Hexenprozesses. Halle 1703. S. Hauber. Bibl. mag. Th. III. S. 1. ff.

Hexenprozessen wird auf eine auch juristisch ausgezeichnete Weise aufgedeckt.

Spee widmete in bitterer Ironie das Werk „den Obrigkeiten, die es nicht lesen würden" und „glücklicher pries er die Todten, als die Lebendigen, glücklicher als Beide die, welche nicht geboren und nicht Zeugen seien der Unthaten, die unter der Sonne sich zutragen." Die Aufnahme, welche die Schrift fand, ist eine kühle zu nennen, ebenso wie auch die Verbreitung dieses gründlichen Werkes eine verhältnißmäßig geringe war. Wie hätte sie auch in einem Jahrhundert entscheidend wirken sollen, von dem Horst mit Recht sagt, daß in demselben in den Burgen der Ritter, in den Palästen der Großen, in den Bibliotheken der Gelehrten, in den Kirchen, auf dem Rathhaus, in den Stuben der Rechtsgelehrten, in den Officinen der Aerzte und Naturlehrer, in dem Kuh- und Pferdestall, in der Schäferhütte, überall und überall der Teufel war, wo jedes Donnerwetter, jeder Hagel, jede Feuersbrunst, Dürre, Viehseuche u. s. w. dem Teufel und der Hexen Schuld gegeben wurden, wo jedes geschwächte Mädchen, jedes ehebrecherische Weib vom Teufel in Person verführt wurde, in einem Jahrhundert, das durch die Schrecken und die Noth des dreißigjährigen Krieges nur noch verwildert wurde?

Ueber die Autorschaft Spee's an der Cautio criminalis hat uns Leibnitz genaue Auskunft gegeben.*) „Dieser große Mann," sagt er von Spee, „verwaltete in Franken das Amt eines Beichtvaters, als im Bambergischen und Würzburgischen viele Personen wegen Zauberei verurtheilt und verbrannt wurden. Johann Philipp von Schönborn, später Bischof zu Würzburg und zuletzt Kurfürst von Mainz, lebte damals in Würzburg als junger Kanonikus und hatte mit Spee eine vertraute Freundschaft geschlossen. Als nun einst der junge Mann fragte, warum wohl der ehrwürdige Vater ein graueres Haupt habe, als seinem Alter gemäß sei, antwortete dieser: das rühre von den Hexen her, die er zum Scheiterhaufen begleitet habe.

Hierüber wunderte sich Schönborn, und Spee löste ihm das Räthsel folgendermaßen: Er habe durch alle Nachforschungen in seiner Stellung als Beichtvater bei keinem von denjenigen, die er zum Tode vorbereitet, etwas gefunden, woraus er sich hätte überzeugen können, daß ihnen das Verbrechen der Zauberei mit Recht wäre zur Last gelegt worden. Einfältige Leute hätten sich auf seine

*) Theodice, 1. Theil, § 96 und 97.

beichtväterlichen Fragen, aus Furcht vor wiederholter Tortur, anfänglich allerdings für Hexen ausgegeben, bald aber, als sie sich überzeugten, daß vom Beichtvater nichts zu besorgen sei, hätten sie Zutrauen gefaßt und aus ganz anderem Tone gesprochen. Unter Heulen und Schluchzen hätten Alle die Unwissenheit oder Bosheit der Richter und ihr eigenes Elend bejammert und noch in ihren letzten Augenblicken Gott zum Zeugen ihrer Unschuld angerufen. Die häufige Wiederholung solcher Jammerscenen habe einen sehr tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er vor der Zeit grau geworden. Als Schönborn mit Spee immer vertrauter geworden war, gestand ihm dieser, daß er der Verfasser der Cautio criminalis sei. In der Folge wurde Schönborn Bischof und Reichsfürst, und so oft eine Person der Zauberei bezichtigt wurde, zog er eingedenk der Worte des hochwürdigen Mannes, die Sache vor seine eigene Prüfung und fand die von jenem ausgesprochene Warnung nur allzu begründet. So hörten in jener Gegend die Menschenbrände auf.*)

Man darf aber nicht annehmen, Spee habe die Möglichkeit des Hexenwesens und dessen Strafwürdigkeit überhaupt verworfen; keineswegs. Vielmehr ist es nur die Praxis, die er bekämpft. Für ihn existirt die Hexerei in einem gewissen Umfange, auch hält er ein Verfahren gegen dieselben für nothwendig, jedoch in völlig anderer, den Angeklagten die nothwendigen Garantien bietenden Form. Hätte man nach Spee's Grundsätzen den Prozeßgang in Deutschland eingerichtet, kein Unschuldiger wäre wohl jemals in Deutschland wieder verurtheilt worden. Seine scharfe Kritik ergießt sich über den Aberglauben und die Gehässigkeit des Pöbels, die Habsucht, Unwissenheit und geistige Unselbstständigkeit der Richter, den Leichtsinn der Fürsten, die Beschränktheit und den Fanatismus der Geistlichen, die Trüglichkeit der sogenannten Indicien, die Ungewißheit und Fabelhaftigkeit der angeblichen, theils abgefolterten, theils überlieferten Thatsachen, die Grausamkeit der Tortur und überhaupt über die Unregelmäßigkeit und Nichtigkeit des ganzen Verfahrens.**)

Ueber dieses bedeutende Buch mehr zu sagen, ist hier nicht am Platze. Es sei noch hinzugefügt, daß sein Verfasser schon im Jahre 1635 im 40. Lebensjahre zu Trier an einem Lazarethfieber

*) Leibnitzii opera edit Dutens T. I. p. 187. Hauber Bibliotheca magica III. S. 15.

**) Soldan, Geschichte der Hexenprozesse, pag. 399.

starb, das er sich in Ausübung seines priesterlichen Berufes zugezogen hatte.

Ganz kurze Zeit vor Spee hatte ein anderer Jesuit, Adam Tanner († 1632), als Polemiker bei den protestantischen Theologen gehaßt und gefürchtet, in einem theologischen Werke Vorschläge zur Milderung des Verfahrens gemacht, wofür ihm von erbitterten Hexenrichtern, wenn sie seiner habhaft würden, die Tortur mit ihren Folgen zugedacht wurde.

XI. Bekämpfung der Hexenprocesse durch Protestanten.

Mehr als ein Jahrhundert schon war in katholischen Kreisen die Opposition gegen den Hexenprozeß wirksam, ehe in protestantischen eine solche sich erhob. Der Erste, welcher in dieser Hinsicht sich thätig zeigt, ist, außer dem bereits erwähnten Arzt Weier im 17. Jahrhundert, Balthasar Bekker, reformirter Pastor zu Amsterdam. Dieser behauptet vom Teufel, derselbe sei nur ein gefallener, zur Strafe in den Abgrund hinabgestoßener und dort des Gerichts harrender Geist, ohne Kenntniß des Verborgenen, unfähig, einen Leib anzunehmen, sinnlich wahrnehmbar zu erscheinen und auf das Leibliche einzuwirken. Seine untergeordneten Geister sind gleichfalls verdammt und so ohnmächtig als er selbst. Von seinem Buche „De betooverde weereld" erschienen die beiden ersten Theile 1691, die beiden letzten 1693. Eine deutsche Uebersetzung erschien schon 1693 zu Amsterdam.

Eine hervorragende Stelle unter den protestantischen Bekämpfern der Hexenprozesse nimmt (1655—1728) Christian Thomasius ein. Früher selbst in den herkömmlichen Anschauungen befangen, hatte er als Referent in einem Prozesse die Beschämung erfahren müssen, sein proponirtes Votum, welches auf dem Malleus, den Werken von Bodinus, Carpzow, Del Rio 2c. fußte, von der Mehrzahl seiner Kollegen verworfen zu sehen. Hierdurch auf das Studium des Gegenstandes hingeführt, hatte er die cautio criminalis, die Schriften Weier's, Bekker's 2c. kennen gelernt, und war durch die schlagende Argumentation dieser Männer gerade zur entgegengesetzten Ansicht gelangt. Rasch entschlossen gesellte er sich ihnen als Bundesgenosse bei. Von seinen Vorgängern „hatte Weier die Zauberei zugegeben, aber die Hexerei und das Teufelsbündniß, auf welche sich diese gründen soll, geleugnet; Spee hatte die Möglichkeit der Hexerei ein-

geräumt, aber durch seine prozessualen Beschränkungen einen Weg abzumarken gesucht, auf welchem man in den einzelnen Fällen niemals zur Verurtheilung eines Unschuldigen käme; Bekker hatte wo nicht den Teufel selbst, doch dessen Macht und Einfluß auf den Menschen in Frage gestellt. Thomasius schlug einen Mittelweg ein, indem er den Maßstab der historischen Kritik anlegte. „Ich aber," sagt er, „der ich der uralten Geisterphilosophie ergeben bin, glaube nicht allein, sondern verstehe auch einigermaßen, daß der Teufel der Herr der Finsterniß und der Fürst der Luft, d. i. ein geistliches (geistiges) oder unsichtbares Wesen sei, welches auf eine geistliche oder unsichtbare Weise vermittelst der Luft oder auch wässeriger und irdener Körperchen in den gottlosen Menschen seine Wirkung hat" (§ 7) „Ich leugne aber hinwiederum, daß Hexen und Zauberer gewisse Verträge mit dem Teufel aufrichten sollten, und bin vielmehr versichert, daß alles, was diesfalls geglaubet wird, nichts anderes als eine Fabel sei."

In seinen verschiedenen Schriften zeigt Thomasius den deutschen Juristen, welches der richtige Weg sei, den Zauberglauben zu entlarven. Was von Weier und Spee in tüchtiger Weise vorbereitet war, ist von Bekker und Thomasius, unterstützt „von der besseren Jurisprudenz, welche gegen das Ende des 17. Jahrhunderts in der Erwägung der Verdachtsgründe gegen die Hexen und in der Erkennung der Tortur umsichtiger und vorsichtiger geworden war," in sieghafter Weise durchgeführt worden, so daß wohl noch einzelne Stimmen den schwindenden Hexenglauben zu bannen suchten, im Großen und Ganzen jedoch das Volk sich der Aufklärung anschloß und, wie aus einem Traum erwachend, den Wahn allmälig abzuschütteln begann*). Die Fälle, daß Hexen verurtheilt wurden, kamen immer seltener vor, und um die Mitte des 18. Jahrhunderts hatten die Prozesse allgemein aufgehört.

---

*) Theses inaugurales de crimine magiae, quas in Academia regia Fridericiana praeside D. Ch. Thomasio — — — solemni eruditorum disquisitioni submittit Joannes Reiche, 12. d. Novembri 1701. Hallae-Magdeb. Die wahre Autorschaft dieser Thesen gebührt Thomasius, wie aus Folgendem ersichtlich. 1704 gab Reiche selbst in seinem „fernern Unfug der Zauberei eine deutsche Uebersetzung dieser Thesen unter dem Titel: „D. Ch. Thomasii kurze Lehrsätze von dem Laster der Zauberei, nach dem wahren Verstande des lateinischen Exemplars in's Teutsche übersetzt." Noch andere kleinere Schriften, confer. Hauber, Bibl. mag., Bd. II., S. 308 ff.

Die einzigen noch bemerkenswerthen Prozesse sind diejenigen von Würzburg, Quedlinburg und Glarus. In Würzburg wurde im Jahre 1749 die Subpriorin des Klosters zu Unterzell, Maria Renata, als Hexenmutter verbrannt. 1750 wurde in Quedlinburg eine Frau als Hexe ergriffen, erwürgt und dann verbrannt. Der letzte bekannte Fall einer Hinrichtung ist endlich im protestantischen Glarus vorgekommen 1783. Ein achtjähriges Kind gab, wie man sagt, Stecknadeln und eiserne Nägel von sich. Es behauptete, von der Magd behext zu sein. Das Gutachten der Sachverständigen ging dahin, daß der Teufel seine Hand dabei im Spiele habe. Demgemäß ward die Angeklagte gefoltert, schuldig befunden und durch das Schwert hingerichtet.

Schluß.

So sind wir denn an der Hand der Geschichte und der Kritik zu dem ewig denkwürdigen Jahr 1783 gelangt. Und Jeder, der diese Zeilen aufmerksam gelesen hat, wird sich staunend fragen, wie war so etwas möglich? Wie konnte durch Jahrhunderte hindurch die gesammte civilisirte Welt von einer geistigen Epidemie befallen sein, die Dörfer und Städte fast entvölkerte, die in ihren Folgen so unsägliches Elend und Unheil angerichtet hat!? Und dennoch brauchen wir uns nicht zu rühmen und zu freuen, daß solche geistige Epidemien ausgestorben sind, denn sie sind es noch nicht. Wie anders will man denn den Bluttaumel bezeichnen, in dem Frankreich sich während der ersten Revolution von 1789 befand? Leben wir nicht selbst in einer Zeit der gefährlichsten, geistigen Epidemien, in einer Zeit des Socialismus, Nihilismus, Irridentismus und Fenismus, und ganz besonders aber des in allen Ländern Europas und Amerikas so weit verbreiteten Spiritismus.

Der Aberglaube hat auch in unserem Jahrhundert seine fürchterliche Macht nicht verloren und er baut seine Hütten ganz besonders in den großen Städten, in welchen von hohen Akademien und Universitäten und anderen Schulen das Licht der Aufklärung massenhaft verbreitet wird. Die seltsamen und widersinnigen Vorstellungen, Geistererscheinungen, Fernwirkungen, Zukunftsenthüllungen, werden unter den Augen unserer aufgeklärten Zeit von Stadt zu Stadt gegeben. Die höchste Gesellschaft interessirt sich dafür eben so sehr wie der Pöbel. Wahrhaftig die Aufklärung soll sich nicht als Besiegerin des Hexenwahn's rühmen! Sie dürften eher als dessen ganze Quelle

bezeichnet werden. Je mehr die wahre Religion in den Geistern zerstört wird, um so leichter werden sie die Beute des Aberglaubens. Der Aberglaube aber ist wie der Unglaube allezeit geneigt zu Ungerechtigkeit, Grausamkeit und Verfolgungssucht.

Wenn die Verfolgungssucht der revolutionären und gegen das Christenthum verschworenen Parteien der Gegenwart sich nicht mehr der Tortur bedient und nicht mehr gegen einzelne Opfer Rad und Scheiterhaufen zur Anwendung bringt, so ist sie um so rücksichtloser gegen die Gesellschaft überhaupt.

Mit kaltem Blut gefährden die Nihilisten das Leben von Tausenden, um ihre Rachepläne auszuführen, und die Communisten zeigen bei jeder Gelegenheit, daß ihnen kein Mittel zu grausam ist, um ihre Zwecke zu erreichen.

Angesichts solcher Erscheinungen dürfte unsere Zeit wohl keinen Grund haben, allzu selbstgefällig auf die Zeiten zurückzublicken, in welchen die Gräuel der Hexenprozesse bestanden. Sie würde besser thun, die Mittel zu suchen, um ähnlichen Gefahren der Gegenwart zuvorzukommen. Diese aber sind keine anderen, als diejenigen, durch welche das Christenthum den Wahn und die Lasterhaftigkeit der heidnischen Welt überwunden: die Pflege des wahren Gottesglaubens und der christlichen Tugend durch die Gnadenmittel und die Sitten-Zucht der Kirche.

Das
Ignoramus und Ignorabimus
der neueren Naturforschung

von

Dr. Paul Haffner.

I.

Ein Wort des Philosophen Baco von Verulam. — Die höhere und niedere Naturforschung. — Die Natur-Wissenschaft des Alterthums. — Die neuere Natur-Wissenschaft. Der Empirismus, seine Consequenzen und Inconsequenzen. — Das ignoramus Virchow's und das ignorabimus Dubois-Reymond's.

„Es ist doch wahr", so bemerkt Baco von Verulam*), daß geringe Natur-Philosophie zum Atheismus sich neigt, höhere Wissenschaft aber zur Religion zurücktreibt. Denn der menschliche Verstand möchte wohl, so lange er die Secundär-Ursachen zerstreut betrachtet, bei diesen stehen bleiben und nicht weiter dringen; wenn er jedoch deren Kette, so wie sie unter sich verbunden und verknüpft sind, zu betrachten fortfährt, so ist er genöthigt, zu der Vorsehung und Gottheit seine Zuflucht zu nehmen."

Diese Bemerkung des berühmten englischen Philosophen ist sehr beachtenswerth. Indem sie den Atheismus als Product geringer und oberflächlicher Wissenschaft, die Erkenntniß Gottes dagegen als Forderung ernster und tiefer Naturforschung darstellt, bietet sie uns einen Höhemesser, einen Maaßstab und ein Criterium für die Beurtheilung der naturwissenschaftlichen Leistungen überhaupt.

Ob Baco sich der Tragweite dieses Criteriums in jeder Hinsicht voll bewußt war, mag immerhin fraglich erscheinen. Es ist gerade für diejenige Natur-Wissenschaft, welche an seinen Reform-Versuch anknüpft und die von ihm empfohlene empirisch-inductive

*) Serm. fidel. seu interiora rerum C. XVI. de Atheismo.

Methode sich aneignet, wenig günstig. Um so vortheilhaftere Anwendung findet es auf die ältere Naturforschung. Die Naturforscher des heidnischen und christlichen Alterthums wie des Mittelalters haben stets erkannt, daß es unmöglich sei, in Erklärung der Körperwelt bei den zerstreuten Secundär-Ursachen stehen zu bleiben, daß man dieselben nothwendig auf die göttliche Macht und Weisheit zurückführen müsse. Die alten Jonier, wie sehr sie auch in sinnlichen Vorstellungen verstrikt waren, suchten doch in der materiellen Welt ein ewiges und einheitliches Prinzip. Pythagoras, dessen mathematischer Geist alle Ordnung der Welt auf die Harmonie der Zahlen zurückführte, konnte sich den Bestand des Welt-Systemes nicht denken, ohne eine Gottheit, die er die Wächterin der Ordnung nannte. Anaxagoras, der Begründer der mechanischen und monadischen Naturerklärung, anerkannte, daß die Bildung der Körper aus den Homoiomerien (Grundelementen) nicht ohne zweckmäßige Ordnung sich vollziehe; Zweckmäßigkeit aber nur von einem ordnenden Geiste bewirkt werden könne. Xenophanes und Parmenides sahen sich genöthigt, die Vielheit der Dinge auf Ein göttliches Wesen zurückzuführen.

Wenn es diesen Philosophen nicht gelang, das göttliche Prinzip der Natur-Ordnung mit voller Klarheit zu erfassen und wenn andere Vorsocratiker wie Heraklit und Democrit ein solches sogar ganz zu bestreiten versuchten, so haben für dasselbe um so deutlicher und schärfer die attischen Meister sich ausgesprochen. Sokrates, dem es fest stund, daß nichts durch Zufall geschehe, lehrte, daß Gott in ähnlicher Weise die Welt bewege und ordne, wie die Seele den Leib. Plato der Göttliche erkannte, daß alle sinnlich wahrnehmbare Ordnung der Körper ein Nachbild einer übersinnlichen Welt-Ordnung sei, welche ihren letzten Grund in der göttlichen Güte habe; daß sie einer göttlichen Kraft den Ursprung verdanke und daß ein göttlicher Geist sie erfülle. Aristoteles erhob sich von der bewegten körperlichen Welt, die er im Einzelnen aufs genaueste empirisch erforschte, zu dem ersten und allgemeinen Prinzip der Bewegung und bewies, daß dieses selbst unbewegt, immateriell, rein geistig sein müsse.

Diese höhere Natur-Philosophie, zu welcher die Griechen namentlich in Aristoteles sich erhoben, ging ihnen in den späteren Jahrhunderten leider verloren. Die Stoiker kehrten zu dem Pantheismus Heraclit's und die Epicuräer zu dem Atomismus Democrit's zurück. Aber die wahre Natur-Philosophie erwachte zu neuer Kraft in den christlichen Schulen. Mit glänzendem Scharfsinn zeigten die

großen Lehrer der christlichen Philosophie: Clemens, Athanasius, Basilius, Gregorius, Augustinus, daß alle körperlichen Gestaltungen nur als Werke göttlicher Weisheit und Macht zu verstehen seien; daß Gottes ewiges Leben in dem Leben der Natur sich abbilde; daß Gottes belebende Kraft, der Ursprung alles Wirkens und Lebens sei und Gottes Vorsehung alle Dinge zu ihrem Ziele hinlenke. Noch schärfer, methodischer und systematischer wurde dieser Nachweis des göttlichen Wirkens in der körperlichen Natur durch die großen Lehrer der christlichen Scholastik geführt. Albertus, Thomas von Aquin, Bonaventura zeigten in unwiderleglicher Weise, daß die körperliche Welt mit allen ihren Stufen und Ordnungen ein Werk der ewigen und göttlichen Weisheit und Macht ist, und daß sie nur aus dieser erklärt werden kann. Niemals hat die höhere Natur-Wissenschaft herrlicher sich entfaltet, als in diesen Jahrhunderten, auf welche die moderne Zeit so vornehm herabschaut. Wohl fehlte es dem Mittelalter an den Detail-Kenntnissen, welche durch empirische Beobachtung der Natur gewonnen werden. Mannigfache Irrthümer herrschten in den astronomischen, physicalischen und chemischen Anschauungen; aber über die großen Grund-Probleme der höheren Natur-Philosophie waren die Naturforscher jener Zeit sich klar; sie erkannten mit untrüglicher Evidenz, daß Sein und Wesen, Ordnung und Bewegung, Ursprung und Erhaltung der materiellen Welt nur aus der Wirksamkeit einer immateriellen geistigen Kraft, eines göttlichen Wesens zu erklären sei.

Ein verhängnißvoller Umschwung sollte mit dem Beginn der neuen Zeit eintreten. Alte längst begrabene Theorien kommen wieder empor und lenken den Blick von den Wegen ab, auf welchen die Vernunft seit mehr als 2000 Jahren aus der niederen Natur-Wissenschaft zu der höheren, d. i. aus der Betrachtung der zerstreuten Secundär-Ursachen zu der Erkenntniß ihres gemeinsamen göttlichen Prinzips emporgestiegen war.

Dieser Umschwung vollzog sich freilich erst allmählig. Baco selbst war weit entfernt die Consequenzen des Empirismus, zu dem er Anregung gab, zu ahnen. Er bekannte, daß ohne Gott die Natur nicht erklärt werden könne. Auch Carteſius und Gaſſendi wollten, indem sie die Körperbildungen und selbst die physiologischen Prozesse rein mechanisch erklärten, die Existenz einer göttlichen Ursache nicht ausschließen; Hobbes und andere englische Meister sprachen wenigstens in unbestimmten Worten noch von einer ersten Ursache

der Welt. Newton bekannte, daß er bei seiner Gravitations-Theorie eines ersten Stoßes bedürfe, welcher die Mechanik des Himmels in Bewegung setzte.

In der That aber lag doch allen diesen Versuchen der mechanischen Natur-Erklärung, wie Voltaire bemerkt, die Tendenz zu Grunde, „das Geschäft der göttlichen Vorsehung zu vereinfachen" und sie wurden, wenn auch nicht von ihren Urhebern selbst, so doch von Anderen in diesem Sinne verstanden. Die neuere Philosophie geht darauf aus, die Welt aus sich selber ohne Voraussetzung eines göttlichen Prinzips zu erklären. Eine Ausnahme macht Leibnitz, welcher von Aristoteles und der Scholastik geleitet, offen und klar das Zeugniß der Natur für Gott ausführt und wenigstens die Schöpfung der Körperwelt mit voller Entschiedenheit lehrt. Aber Leibnitz ist trotz seiner Universalität ein einsamer Denker, an welchem die philosophische Bewegung der neueren Zeit vorübereilte, um mehr und mehr dem Atheismus und Materialismus zu verfallen, welcher auf französischem Boden durch die Encyclopädisten Diderot, de la Mettrie, Helvetius, Cabanis, Holbach-Lagrange u. A. zu voller Blüthe gelangte.

Wenn die rein materialistische Tendenz der französischen Naturphilosophie in den theils idealistischen, theils pantheistischen Richtungen der neueren deutschen Philosophie, insbesondere in den Systemen Kants, Schellings und Hegels einen scheinbar entschiedenen, aber in Wahrheit doch machtlosen Gegendruck fand, so kam sie, nach Ueberwindung dieses, mit nur um so größerer Gewalt zur Geltung. Heute ist in Deutschland wie in Frankreich die von Baco als höhere Naturwissenschaft bezeichnete Untersuchung der absoluten Prinzipien der Natur gänzlich verachtet und vergessen. Hinweg mit aller Metaphysik, so lautet der Ruf der Naturforscher. Nur das ist Gegenstand der Wissenschaft, was durch Beobachtung und Experiment zu erweisen ist.

Es ist dieses sicherlich ein enger und beschränkter Standpunkt; aber wir wollten den seltsamen Verzicht auf das Gebiet der höheren Wahrheit und Erkenntniß nicht stören, wofern er nur wenigstens consequent durchgeführt würde. Das geschieht leider nicht. Die rigorosen Empiriker, welche nichts für wahr halten, als das, was sich wägen und messen läßt, bedienen sich allezeit einer Reihe von Begriffen, Voraussetzungen und Gesetzen, welche ihrer exacten empirischen Forschung durchaus ferne liegen, welche durch dieselbe niemals als thatsächlich wahr zu erweisen, ja nicht einmal als denkbar zu

erklären sind. Da redet man von Stoffen, als ob man jemals solche durch Beobachtung constatirt hätte; von Gesetzen, als ob man durch Messen und Wägen überhaupt auf den Begriff des Gesetzes kommen könnte; von Kräften, als ob Kraft überhaupt etwas der sinnlichen Wahrnehmung Unterliegendes wäre; von allgemeinen Entwickelungsgesetzen, als ob die Entwickelung sich irgendwie durch reine Beobachtung erkennen ließe. Alle diese Begriffe sind ihrer Natur nach übersinnlicher Art, können nicht durch sinnliche Erfahrung gewonnen werden, lassen sich überhaupt gar nicht durch bloße Betrachtung der äußeren Erscheinungen der Körper feststellen.

Wollten unsere Empiriker consequent sein, so müßten sie auf diese Begriffe durchaus verzichten. Daß ihnen das schwer fallen wird, soll nicht verkannt werden; denn mit diesen Begriffen müßten sie auf vernünftige Erkenntniß überhaupt verzichten und eben darum auch auf den Vorzug exacter Wissenschaft.

Wollen sie dieses aber nicht, so müssen sie wohl etwas vorsichtiger und zurückhaltender sein und wenigstens nicht mit dem einen Athemzuge sich streng exacter empirischer Methode rühmen, mit dem anderen aber ganz unerwiesene Hypothesen als feststehende Theorien statuiren. Dieses Widerspruches macht sich unsere neuere Naturforschung insbesondere in dem sog. Darwinismus schuldig.

Einige Thatsachen werden gesammelt, aus welchen ganz particuläre Entwickelungsgesetze in engen Grenzen sich ergeben; Gesetze, deren allgemeine Anwendung auf die Natur-Entwickelung nicht einmal als möglich, geschweige denn als wirklich oder nothwendig zu erweisen ist. Mit einem gewaltigen Sprung werden aber solche Entwickelungsgesetze sofort als allgemein gültige und thatsächlich wirksame Naturgesetze behauptet und aus ihnen die gesammte Welt erklärt. Durch nichts bewiesene Hypothesen werden als Weltprincipien aufgestellt und rein subjective Postulate oder Desiderate unter dem Beifall der wissenschaftlichen Welt als sichere Resultate der Forschung eingeführt. Warum dies? Warum gestattet man der Natur-Wissenschaft, nachdem sie sich als rein empirische Forschung proklamirt und alle metaphysischen Fragen abgewiesen hat, nun doch über den allgemeinen und ersten Ursprung der Dinge Theorien aufzustellen, welche empirisch und inductiv absolut nicht erwiesen, noch zu erweisen sind?

Der Grund dieser Connivenz ist nicht schwer zu erkennen. Man liebt die empirische Forschung so lange, als es gilt, die Frage

nach Gott negativ abzuweisen; man liebt die dogmatische Hypothese, wenn sie diese Frage positiv zu beseitigen verspricht. Dieses Geheimniß hat uns schon Epicur verrathen, wenn er sagt: „Lasset uns das Studium der Physik betreiben, damit sie uns von der Furcht vor den Göttern befreie! Deutlicher redet David Strauß wenn er der Theorie Darwin's nachrühmt, „sie habe die Thüre geöffnet, durch welche eine glücklichere Nachwelt, das Wunder der Schöpfung auf Nimmerwiederkehren hinauswerfen wird.“*)

Was die glücklichere Nachwelt thut, ist abzuwarten. Vorerst scheint aber das Umgekehrte der Fall zu sein. Das „Wunder“ wird von der heutigen Naturwissenschaft nicht zur Thüre hinausgeworfen. Was die neueste Naturwissenschaft zur Thüre hinauswirft, das sind die Hypothesen und Theorien des Materialismus und Pantheismus. Eben damit eröffnet sie aufs neue den Ausblick auf das „Wunder“, welches auf der Schwelle der Thüre steht und sich eben nicht abweisen läßt.

Es geschieht dieses zunächst in negativer und indirecter Weise dadurch, daß die moderne Naturwissenschaft sich auf sich selbst besinnt und in Erwägung ihres Gegenstandes, wie ihrer Erkenntnißweise zu der Einsicht gelangt, daß sie als empirische Wissenschaft sich bescheiden müsse nur das als Lehre aufzustellen, was sie wirklich empirisch erweisen kann und erwiesen hat.

In dieser Richtung hat in den letzten Jahren**) Virchow wiederholt sich ausgesprochen, insbesondere aber auf der im verflossenen Herbste in Frankfurt tagenden Anthropologen-Versammlung. Indem Virchow hier die Frage beantwortete, welche Bedeutung Darwin für seine Zeit und für die Zukunft habe, geißelte er aufs schärfste die Ungebühr, rein logische Postulate und ideale Möglichkeiten als wirkliche Thatsachen und reell wirksame Gesetze in der Naturentwicklung geltend zu machen. Er zeigte insbesondere, mit welchem Leichtsinn man die durch nichts erwiesene Urzeugung als Möglichkeit und sogar als Wirklichkeit behauptete; auch zeigte er in einzelnen Beispielen, insbesondere der Platycnemie — den Säbelbeinen — wie überstürzt es sei, solche Erscheinungen ohne weiteres als niedere

*) Der alte und neue Glaube. S. 180. Wenn Strauß die Schöpfung als Wunder bezeichnet, so ist dieses nicht ganz richtig. Wunder ist eine Wirkung Gottes, welche von den Naturgesetzen abweicht. Die Schöpfung ist in diesem Sinne kein Wunder.

**) Die Freiheit der Wissenschaft. Rede gehalten am 22. Sept. 1877. Berlin 1877. S. 28.

Bildungsformen, als Zwischenstufen und Annäherungen an den Affen darzustellen, da die Affen solche Bildungen thatsächlich nicht zeigen, die Menschen aber durch ihre Beschäftigung leicht solche Mißbildungen hervorrufen können. Die Anthropologie, so bemerkte der gelehrte Physiologe, würde besser thun, statt sich mit der Urzeugung und der Entstehung des Menschen aus dem Affen zu beschäftigen, die Entstehung der verschiedenen Menschenrassen zu erklären. Hier habe sie mit Thatsachen zu thun, welche sich beobachten lassen und mit einem Problem, welches sie vollauf beschäftige.*)

Wenn Virchow sich darauf beschränkt die Naturforschung practisch zu ermahnen, die durch die empirische Methode ihre gesteckten Grenzen nicht zu überspringen, so hat ein anderer hervorragender Naturforscher der Gegenwart, Dubois-Reymond, Professor der Physiologie in Berlin, den Versuch gemacht, diese Grenzen durch eine erkenntniß-theoretische Betrachtung nachzuweisen. Er thut dies zunächst in einem Vortrag, den er 1872 in der Naturforscher-Versammlung zu Leipzig hielt, und später unter dem Titel: Ueber die Grenzen des Naturerkennens veröffentlichte. Im Jahre 1880 hielt derselbe Gelehrte bei der Leibniz-Feier der Berliner Akademie einen zweiten Vortrag, dem er den vielversprechenden Titel gab: Die sieben Welträthsel.**) In beiden zeigt er, daß die mechanische Naturforschung in bestimmten Grenzen sich bewegt, über welche hinaus sie nicht zu dringen vermöge; jenseits deren sich Principien und Thatsachen finden, welche ihr unerklärliche Räthsel sind und angesichts deren sie sich zu einem ignoramus und ignorabimus bekennen muß.

Daß dieses offene Bekenntniß einen tiefen Contrast zu den vor kurzem noch so übermüthigen Ansprüchen der Naturwissenschaft bildet, ist augenfällig. Indem die Naturforschung sich auf das ihr eigenthümliche Gebiet zurückzieht, wirft sie mit einem Schlag alle Theorien um, durch welche der materialistische Pantheismus und Atomismus, die Ewigkeit der Materie und die Entstehung ihrer Gebilde durch Transformismus zu erweisen sich anmaßte. Das Ignorabimus verschlingt gleich einem unerbittlichen Abgrund die Hypothesen unzähliger Naturphilosophen von Leucipp und Democrit bis zu Häckel und Darwin. Mit diesen freilich auch die höhere Naturphilosophie, und alle Beweise, welche die Existenz Gottes

*) Siehe Frankfurter Zeitung vom 15. Aug. 1882.

**) Beide Vorträge wurden mehrmals gedruckt, und sind auch in französischer und englischer Uebersetzung erschienen.

und die Thatsachen der Schöpfung zu erweisen versucht. Der Streit des Materialismus mit dem Theismus ist durch eine unerbittliche Scepsis beseitigt, welche dem einen wie dem andern für immer den Mund schließt.

So peinlich uns aber auch auf den ersten Blick diese zweischneidige Wirkung des ignorabimus der heutigen Naturwissenschaft erscheinen mag, es ist doch der Anmaßung vorzuziehen, mit welcher die nichtigen und windigen Hypothesen des Materialismus und Pantheismus als Resultate der Naturforschung sich breit machen. Diese Hypothesen machen jede Forschung unmöglich, indem sie den Geist mit Dünkel erfüllen. Vielleicht ist es aber möglich in den Abgrund des ignoramus und ignorabimus die Stufen der Erkenntniß Gottes zu bauen. Wiederholt hat in der Geschichte der Philosophie die Scepsis den Beruf des Todengräbers ausgeübt, um die Auferstehung eines neuen Lebens vorzubereiten. So in der Zeit des Socrates. Vor dem der Sophistik entlehnten, aber über diese selbst sich erhebenden Socratischen Nichtwissen brachen die Wolkengebilde der Physiker zusammen, um der ernsten Forschung Platos und Aristoteles Platz zu machen. Die Scepsis der späteren griechischen Philosophie, obgleich in sich selbst unfruchtbar und sich selbst verzehrend, hat doch in vielfacher Hinsicht den großen Systemen der christlichen Speculation vorgearbeitet, indem sie die Wahngebilde und Phantasien hinwegräumte, welche die Stoa und der Epicuräismus und mehr noch der Neuplatonismus aufstellte. Vielleicht hat die Scepsis auch für unsere Gegenwart einen solchen Beruf. Unter diesem Gesichtspunkt soll das ignoramus und ignorabimus Dubois-Reymond's in den folgenden Blättern eine Beleuchtung finden.

II.

Dubois-Reymonds Vortrag über die Grenzen des Natur-Erkennens. Protest der Naturforscher gegen das ignorabimus. Die Schrift über die sieben Welt-Räthsel.

„Natur-Erkennen", so sagt Dubois-Reymond S. 10 seiner oben erwähnten Schrift über die Grenzen des Natur-Erkennens, „genauer gesagt naturwissenschaftliches Erkennen oder Erkennen der Körperwelt mit Hülfe und im Sinne der theoretischen Naturwissenschaft — ist Zurückführen der Veränderungen in der Körperwelt auf Bewegungen von Atomen, die durch deren von der Zeit unabhängige Centralkräfte bewirkt werden, oder Auflösung der Natur-

Digitized by Google

vorgänge in Mechanik der Atome. Es ist psychologische Erfahrungsthatsache, daß, wo solche Auflösung gelingt, unser Causalitätsbedürfniß vorläufig sich befriedigt fühlt. Die Sätze der Mechanik sind mathematisch darstellbar, und tragen in sich dieselbe apodiktische Gewißheit, wie die Sätze der Mathematik. Indem die Veränderungen in der Körperwelt auf eine constante Summe von Spannkräften und lebendigen Kräften, oder von potentieller und kinetischer Energie zurückgeführt werden, welche einer constanten Menge von Materie anhaftet, bleibt in diesen Veränderungen selber nichts zu erklären übrig."

Wir haben in diesen Worten eine bündige Definition der sog. mechanischen Naturerklärung, welche, wie oben bemerkt wurde, von den jonischen Naturphilosophen angebahnt, in der Schule Epicurs fortgeführt im 17. Jahrhundert durch Hobbes und Gassendi u. A. erneuert wurde und in der Gegenwart fast allgemeine Anerkennung gefunden hat.

Um das Problem dieser Naturerklärung in seinem ganzen Umfang vorzuführen, stellt sich Dubois dasselbe als gelöst vor, indem er die Worte des großen Naturforschers Laplace sich aneignend bemerkt: „Ein Geist", sagt Laplace, „der für einen gegebenen Augenblick alle Kräfte kennte, welche die Natur beleben, und die gegenseitige Lage der Wesen, aus denen sie besteht, wenn sonst er umfassend genug wäre, um diese Angaben der Analyse zu unterwerfen, würde in derselben Formel die Bewegungen der größten Weltkörper und des leichtesten Atoms begreifen: nichts wäre ungewiß für ihn, und Zukunft wie Vergangenheit wäre seinem Blicke gegenwärtig. Der menschliche Verstand bietet in der Vollendung, die er der Astronomie zu geben gewußt hat, ein schwaches Abbild solchen Geistes dar."

Wenn der heutige Stand des Naturerkennens von der Höhe dieses Laplace'schen Geistes weit entfernt ist, so ist diese Entfernung nach Dubois' Ansicht doch nur eine graduelle. Die Unmöglichkeit, die Differentialgleichungen der Weltformel aufzustellen, zu integriren und das Ergebniß zu discutiren ist keine grundsätzliche, sondern beruht nur auf der Unmöglichkeit die nöthigen thatsächlichen Bestimmungen zu erlangen und auch wenn diese möglich wären, auf deren unermeßlichen Ausdehnung, Mannigfaltigkeit und Verwicklung. Die Naturerklärung des Laplace'schen Geistes stellt aber die höchst denkbare Stufe unseres eigenen Naturerkennens vor. Was sie nicht zu durchschauen vermögen, das wird vollends unserem in so viel engeren Schranken eingeschlossenem Geiste verborgen bleiben.

Zwei Stellen aber — so fährt Dubois (S. 18) fort — sind es, wo auch der Laplace'sche Geist vergeblich weiter vorzudringen trachten würde, wo wir vollends stehen zu bleiben gezwungen sind.

Die erste Stelle ist die Vorstellung, wonach die Welt aus stets dagewesenen, und unvergänglich kleinsten Theilen besteht, deren Centralkräfte alle Bewegungen erzeugen. Diese Vorstellung, auf welcher die ganze Weisheit des Laplace'schen Geistes als seiner ersten Voraussetzung ruht, ist nur Surrogat einer Erklärung und sie ist für den Zweck unserer physicalisch-mathematischen Ueberlegungen brauchbar, ja mitunter unentbehrlich, führt aber als Corpuscular-Philosophie in unlösliche Widersprüche. Dubois bemerkt weiter (S. 19) „das physicalische Atom, das die Vorstellung einer verschwindend kleinen aber immer noch theilbaren Masse, welcher Eigenschaften oder ein Bewegungszustand zugeschrieben werden, wodurch das Verhalten einer aus unzähligen solchen Atomen bestehenden Masse sich erklärt, ist eine an sich folgerichtige, und unter Umständen beispielsweise in der Chemie, der mechanischen Gastheorie äußerst nützliche Fiction . . . das philosophische Atom aber d. i. eine angeblich nicht weiter theilbare Masse, Träger wirkungsloser Substrate, von welchem durch den leeren Raum in der Ferne wirkende Kräfte ausgehen, ist ein Unding. Darum giebt diese ganze Vorstellung keine Erklärung dessen, was hier, wo Materie ist, im Raume spukt . . . Die alten Jonier standen davor nicht rathloser als wir . . . sogar der Laplace'sche, über den unseren so weit erhabene Geist, würde in diesem Punkt nicht klüger sein, als wir, und daran erkennen wir verzweifelnd, daß wir an der einen Grenze unseres Witzes stehen."

„Uebrigens böte" — so fährt Dubois (S. 22) fort — „die materielle Welt diesem Geiste noch ein unlösbares Räthsel. Träfe er die Welt vor unendlicher Zeit in unendlichen Räumen ruhend, so wüßte er nicht woher die ungleiche Vertheilung . . träfe er sie bewegt, so wüßte er nicht woher die Bewegung. Vielleicht ja wahrscheinlich ist diese Frage einerlei mit der nach dem Wesen der Materie und Kraft — aber zu lösen ist sie für den Laplace'schen Geist — d. i. für die mechanische Naturerklärung in ihrer höchsten Vollendung nicht".

Nehmen wir von diesem Geständniß das berühmte Physiologen Akt — es ist von erheblichem Werthe. Dieser Werth wird wohl etwas vermindert dadurch, daß er nach der anderen Seite hin d. i. wo es sich um eine Erklärung der verschiedenen Stufen der Körperwelt handelt, der mechanischen Naturerklärung eine Tragweite

zutraut, die sehr in Frage steht. Er glaubt nämlich an die Möglichkeit einer Erklärung der Lebensanfänge wie der Kryſtallbildung aus den mechaniſchen Bewegungen der Molecule. Wir können dieſe Möglichkeit nicht zugeben. Aber ſie ſoll an dieſer Stelle nicht unterſucht werden, da uns von Dubois gleichzeitig ein zweites Zugeſtändniß gemacht wird, welches von noch größerem Werthe iſt als das erſtere; die andere Grenze unſeres Witzes.

„Dies neue Unbegreifliche — ſo bemerkt Dubois S. 26 — iſt das Bewußtſein. Ich werde jetzt, wie ich glaube, in ſehr zwingender Weiſe darthun, daß nicht allein bei dem heutigen Stand unſerer Kenntniß das Bewußtſein aus ſeinen materiellen Bedingungen nicht erklärbar iſt, was (S. 27) wohl jeder zugiebt, ſondern, daß es auch der Natur der Dinge nach aus dieſen Bedingungen nie erklärbar ſein wird.“

Dieſen Beweis ausführlich hier wiederzugeben, geſtattet der Raum nicht. Dubois macht dabei einen, nicht ganz fehlerloſen Rückblick auf die verſchiedenen Erklärungsverſuche des Verhältniſſes zwiſchen Geiſt und Körper, in welchen die neue Philoſophie ſich erging — von Ariſtoteles und der Scholaſtik ſcheint er keine Kenntniß oder nur ganz verworrene Vorſtellungen zu haben. Auch beſpricht er die neueſten Verſuche der Pſychophyſik, die Funktionen der Nerven zu ergründen und erklärt als Ziel dieſer eine aſtronomiſche Kenntniß des Gehirns, d. i. „eine ſolche Kenntniß aller ſeiner Theile, ihrer gegenſeitigen Lage und ihrer Bewegung, daß ihre Lage und Bewegung zu irgend einer vergangenen und zukünftigen Zeit mit derſelben Sicherheit berechnet werden kann, wie Lage und Bewegung der Himmelskörper.“

Nachdem er in geiſtreicher Weiſe das Intereſſe einer ſolchen vollſtändigen Erkenntniß der Gehirnmechanik dargelegt hat, betont er (S. 34) aufs entſchiedenſte: „Was aber die geiſtigen Vorgänge ſelber betrifft, ſo zeigt ſich, daß ſie bei aſtronomiſcher Kenntniß des Seelenorgans uns ganz ebenſo unbegreiflich wären, wie jetzt. Im Beſitze dieſer Kenntniß ſtänden wir vor ihnen wie heute als vor einem völlig Unvermittelten. Die aſtronomiſche Kenntniß des Gehirnes, die höchſte, die wir davon erlangen können, enthüllt uns darin nichts als bewegte Materie. Durch keine zu erſinnende Anordnung oder Bewegung materieller Theilchen aber läßt ſich eine Brücke ins Reich des Bewußtſeins ſchlagen. . . .

„Welche denkbare Verbindung beſteht zwiſchen beſtimmten Be-

wegungen bestimmter Atome in meinem Gehirn einerseits, andererseits den für mich ursprünglichen, nicht weiter definirbaren, nicht wegzuleugnenden Thatsachen: „Ich fühle Schmerz, fühle Lust; ich schmecke Süßes, rieche Rosenduft, höre Orgelton, sehe Roth," und der ebenso unmittelbar daraus fließenden Gewißheit: „Also bin ich?" Es ist eben durchaus und für immer unbegreiflich, daß es einer Anzahl von Kohlenstoff-, Wasserstoff-, Stickstoff-, Sauerstoff- u. s. w. Atomen nicht sollte gleichgültig sein, wie sie liegen und sich bewegen, wie sie lagen und sich bewegten, wie sie liegen und sich bewegen werden. Es ist in keiner Weise einzusehen, wie aus ihrem Zusammenwirken Bewußtsein entstehen könne. Sollte ihre Lagerungs- und Bewegungsweise ihnen nicht gleichgültig sein, so müßte man sie sich nach Art der Monaden schon einzeln mit Bewußtsein ausgestattet denken. Weder wäre damit das Bewußtsein überhaupt erklärt, noch für die Erklärung des einheitlichen Bewußtseins des Individuums das Mindeste gewonnen."

„Es ist also grundsätzlich unmöglich, durch irgend eine me anische Combination zu erklären, warum ein Accord König'scher Stimmgabeln mir wohl-, und warum Berührung mit glühendem Eisen mir wehthut. Kein mathematisch überlegender Verstand könnte aus astronomischer Kenntniß des materiellen Geschehens in beiden Fällen a priori bestimmen, welcher der angenehme und welcher der schmerzhafte Vorgang sei. Daß es vollends unmöglich sei, und stets bleiben werde, höhere geistige Vorgänge aus der als bekannt vorausgesetzten Mechanik der Hirnatome zu verstehen, bedarf nicht der Ausführung. Doch ist, wie schon bemerkt, gar nicht nöthig, zu höheren Formen geistiger Thätigkeit zu greifen, um das Gewicht unserer Betrachtung zu vergrößern. Sie gewinnt gerade an Eindringlichkeit durch den Gegensatz zwischen der vollständigen Unwissenheit, in welcher astronomische Kenntniß des Gehirnes uns über das Zustandekommen auch der niedersten geistigen Vorgänge ließe, und der durch solche Kenntniß gewährten ebenso vollständigen Enträthselung der höchsten Probleme der Körperwelt."

„Damit ist die andere Grenze unseres Naturerkennens bezeichnet. Nicht minder als die erste ist sie eine unbedingte. Nicht mehr als im Verstehen von Kraft und Materie hat im Verstehen der Geistesthätigkeit aus materiellen Bedingungen die Menschheit seit zweitausend Jahren, trotz allen Entdeckungen der Naturwissenschaft, einen wesentlichen Fortschritt gemacht. Sie wird es nie.

Sogar der Laplace'sche Geist mit seiner Weltformel gliche in seinen Anstrengungen, über diese Schranke sich fortzuheben, einem nach dem Monde trachtenden Luftschiffer. In seiner aus bewegter Materie aufgebauten Welt regen sich zwar die Hirnatome wie in stummem Spiel. Er übersieht ihre Schaaren, er durchschaut ihre Verschränkungen, und Erfahrung lehrt ihn ihre Geberde dahin auslegen, daß sie diesem oder jenem geistigen Vorgang entspreche; aber warum sie dies thue, weiß er nicht. Zwischen bestimmter Lage und Bewegung gewisser Atome eigenschaftsloser Materie in der Sehsinnsubstanz und dem Sehen ist so wenig Beziehung wie zwischen einem ähnlichen Hergang in der Gehörsinnsubstanz und dem Hören, einem dritten in der Geruchsinnsubstanz und dem Riechen, u. s. w., und darum bleibt, wie wir vorhin sahen, die objective Welt des Laplace'schen Geistes eigenschaftslos."

Das ist der wesentliche Inhalt des Vortrages, den Dubois-Reymond vor 10 Jahren gehalten hat, und welcher mit dem geflügelten Worte schließt: ignorabimus.

Es ist von Interesse die Aufnahme zu verfolgen, welche dieses ungewohnte Bekenntniß in Deutschland gefunden hat. Anfänglich scheint es allgemein verblüfft zu haben. Die Naturforscher haben bisher kaum das Präsens ignoramus in ihrer Grammatik gehabt, nun will einer ihrer ersten Männer ihnen sogar das Futurum ignorabimus aufdringen. Das war doch wohl zu viel. Bald aber erhob sich eine lebhafte Discussion in engeren und weiteren Kreisen. Während Einzelne Dubois' Grenzbestimmungen als eine Kant'sche That priesen, rümpften andere sehr „die Nasen über den nach consistorialräthlicher Demuth schmeckenden Bekenntniß des ignorabimus, durch welchen das Nichtwissen in Permanenz erklärt werde". Am ungebärdigsten äußerte sich Häckel, indem er in seiner Anthropogenie 1874 mit wenig Witz aber viel Behagen schrieb: „dieses scheinbar demüthige, in der That aber vermessene ignorabimus ist das ignoratis des unfehlbaren Vaticans und der von ihm angeführten schwarzen Internationale, jener unheilbrütenden Schaar, mit welcher der moderne Culturstaat jetzt endlich, endlich den ernsten Culturkampf begonnen hat. In diesem Geisteskampf .. stehen auf der einen Seite unter dem lichten Banne der Wissenschaft Geistesfreiheit und Wahrheit . . . auf der anderen Seite unter der schwarzen Fahne der Hierarchie: Geistesknechtschaft und Lüge." Etwas schlimmeres konnte dem Berliner Physiologen wohl nicht

widerfahren, als in dieſe — in unſere — Geſellſchaft zu gerathen.

Dubois erwidert die Angriffe Häckels u. A. in ſeinem zweiten Vortrage über die ſieben Welträthſel mit der Bemerkung, „daß die durch ſeinen Vortrag hervorgebrachte Erregung die philoſophiſche Bildung der Nation, auf die wir gewohnt ſind, uns etwas zu Gute zu thun, in keinem günſtigen Lichte erſcheinen laſſe. Er habe ſich zu derſelben nicht verſehn, da er ſich nicht bewußt geweſen, etwas Neues zu ſagen, und nur durch die Neuheit der Beweisführung Theilnahme zu erwerben hoffte.“ Die Grenzmarken Dubois' haben in der That denjenigen, welche einige metaphyſiſche Bildung beſitzen, nichts Neues gebracht. Darum wurde auch ſein Vortrag in unſeren Kreiſen mit dem freundlichen Beifall aufgenommen, welcher in ſo wichtigen Fragen ſelbſt allbekannten Sätzen gezollt wird. Würde der Berliner Gelehrte die aus dieſen Kreiſen ſtammenden Arbeiten beachten wollen, ſo hätte er insbeſondere in der Beſprechung ſeines Vortrages durch H. v. Hertling im Katholik 1873 ſowie in deſſen bald darauf 1875 erſchienenen Schrift „Ueber die Grenzen der mechaniſchen Naturerklärung“ ſowie in vielen anderen Ausführungen die volle Anerkennung der von ihm neu dargeſtellten alten Wahrheit gefunden und zwar frei von jeder Verwirrung und Erregung.

Für uns hat es weder etwas ängſtlich noch freudig Erregendes, wenn ein Naturforſcher aus der in der Gegenwart ſo mächtigen mechaniſch-atomiſtiſchen Theorie der Körperwelt auftaucht, um zu bekennen, daß es Grenzen gebe, in welchen ſie ihren Anfang und ihr Ziel findet. Wir werden einem ſolchen hierzu nur Glück wünſchen und unter Umſtänden geneigt ſein ihm die ehrenvolle Bezeichnung zu geben, welche Ariſtoteles*) dem Anaxagoras gab, als er von ihm ſagte „er erſcheine als erſter Nüchterner der joniſchen Naturphiloſophen,“ weil er einſah, daß die mechaniſche Bewegung nicht ohne zweckmäßige Ordnung, dieſe aber nicht ohne einen ordnenden Geiſt zu verſtehen ſei.

Ganz ſoweit iſt freilich Dubois nicht gekommen. Er hat eingeſehen, daß die Bewegung und die zweckmäßige Ordnung einen Anfang haben müſſe und daß die Naturforſchung hier am Ende ihres Witzes ſei. Das iſt ſehr gut und dankenswerth — aber den Urheber dieſes Anfangs in dem göttlichen Geiſt zu ſuchen oder

*) Metaphyſ. I. 3. 21.

gar uns zu ihm zu führen, ist ihm nicht eingefallen. Darum ist er auch zu der Nüchternheit des Anaxagoras keineswegs gelangt. Er befindet sich in dem interessanten Zwischenzustand, in welchem lichte Augenblicke mit Bewußtlosigkeit sich mischen.

Der zweite Vortrag macht einen Fortschritt, indem an die Stelle der Grenzen des Naturerkennens sieben Welträthsel treten. Der Ausdruck Räthsel ist nicht glücklich. Räthsel sind künstliche Verhüllungen einer Wahrheit, welche an sich gleichgültig ist. Hier aber handelt es sich um ernste Probleme, die man lösen soll und muß, oder wie es am Schluß dieses Vortrags richtig heißt: um ein großes Weltproblem, welches kein Mensch ungelöst lassen kann.

Im Wesentlichen sind „die sieben Welträthsel" nur eine specielle Durchführung der früheren Grenzbestimmung. Als erste und zweite Grenze des Naturerkennens wird, wie schon im ersten Vortrag geschehen, der Begriff von Materie und Kraft und der Ursprung der Bewegung aufgeführt. Als dritte und vierte der Anfang des Lebens und „die anscheinend absichtsvolle zweckmäßige Einrichtung der Natur". Wie vor 9 Jahren erklärt aber Dubois auch hier, daß er diese beiden Schwierigkeiten nicht für unüberwindlich, oder wie sein eigenthümlicher Ausdruck lautet, nicht für transscendent halte. Auf alle Fälle, meint er, brauchten wir nur Einen Schöpfungstag, der bewegte Materie schüfe. Die darwinische Selectionstheorie erscheint ihm zwar nur als eine eben über Wasser tragende Planke, aber doch besser als rettungsloses Versinken. Mit voller Entschiedenheit aber hält er Häckel, Strauß u. A. gegenüber die früher als zweite Grenze unseres Witzes nun mehr als fünftes Welträthsel aufgeführten Unmöglichkeiten fest: die Unmöglichkeit nämlich, das Bewußtsein mechanisch zu erklären; und um so mehr dann die weitere Unmöglichkeit die Intelligenz und Freiheit auf diese Weise zu verstehen, worin das sechste und siebente Welträthsel besteht.

Was Dubois bei dieser Gelegenheit über die Untersuchungen des Problems der Freiheit in der früheren Philosophie und Theologie sagt, bekundet eine peinliche Unwissenheit und eine ebenso peinliche Animosität, welche der vorerwähnten Sprache Häckels leider nur allzu sehr nahe kömmt. Aber es soll ihm der theologische Excurs über die Form, in welcher „das Problem der Willensfreiheit dem durch heiligen Wahnsinn verfinsterten Menschengeiste sich darstellte" um so lieber verziehen sein, da er augenfällig in diesem Gebiete nicht zu Hause ist. Um so dankbarer sind wir ihm für die Ent-

ſchiedenheit, mit der er die ſubjective Gewißheit der menſchlichen Freiheit vertheidigt und die Verſuchung abweiſt, dieſelbe für Täuſchung zu halten, ſowie für die Unbefangenheit und Aufrichtigkeit, mit der er dieſe Thatſache als für die mechaniſche Naturerklärung abſolut unerklärliches Räthſel darſtellt.

„Man giebt leicht zu", bemerkt er S. 93, „daß man nicht frei, ſondern als Werkzeug verborgener Urſachen handelt, ſo lange die Handlung gleichgültig iſt. Ob Cäſar in Gedanken die rechte oder linke Caliga zuerſt anlegt, bleibt ſich gleich, in beiden Fällen tritt er geſtiefelt aus dem Zelt. Ob er den Rubicon überſchreitet oder nicht, davon hängt der Lauf der Weltgeſchichte ab. So wenig frei ſind wir in gewiſſen kleinen Entſchließungen, daß ein Kenner der menſchlichen Natur mit überraſchender Sicherheit vorherſagt, welche Karte von mehreren unter beſtimmten Bedingungen hingelegten wir aufnehmen werden. Aber auch der entſchloſſenſte Moniſt vermag den ernſteren Forderungen des practiſchen Lebens gegenüber die Vorſtellung nur ſchwer feſtzuhalten, daß das ganze menſchliche Daſein nichts ſei als eine Fable convenue, in welcher mechaniſche Nothwendigkeit dem Cajus die Rolle des Verbrechers, dem Sempronius die des Richters ertheile, und deshalb Cajus zum Richtplatz geführt werde, während Sempronius frühſtücken gehe. Wenn Hr. Stephan uns berichtet, daß auf hunderttauſend Briefe Jahr aus Jahr ein ſo und ſo viel entfallen, welche ohne Adreſſe in den Kaſten geworfen werden, denken wir uns nichts Beſonderes dabei. Aber daß nach Quetelet unter hunderttauſend Einwohnern einer Stadt Jahr aus Jahr ein naturnothwendig ſo und ſo viel Diebe, Mörder und Brandſtifter ſind, das empört unſer ſittliches Gefühl; denn es iſt peinlich denken zu müſſen, daß wir nur deshalb nicht Verbrecher wurden, weil Andere für uns die ſchwarzen Looſe zogen, die auch unſer Theil hätten werden können."

III.

Kritik des Pyrrhonismus in neuem Gewand. — Keine Natur-Wiſſenſchaft ohne Metaphyſik und Erkenntniß-Theorie. — Die Löſung der Welt-Räthſel in der Erkenntniß Gottes. — Die Scheu vor dem Supernaturalismus als pſychologiſches Räthſel.

Die Entſchiedenheit, mit welcher Dubois-Reymond in den angeführten Worten die menſchliche Intelligenz und Freiheit als ſubjectiv bezeugte Thatſachen anerkennt und die Offenheit, mit der er

dieſelbe als ein der Natur-Wiſſenſchaft transcendentes Problem darſtellt, läßt nichts zu wünſchen übrig. Der berühmte Phyſiologe ſtellt damit zwei Marksteine wieder her, welche die heutige Natur-Wiſſenſchaft nur zu lange ungeſtraft verletzt hat; er wirft einen Damm auf gegen die materialiſtiſche Strömung; einen Wall, welcher den heiligſten Thatſachen des menſchlichen Bewußtſeins Schutz verſpricht. Dafür ſoll ihm aufrichtig gedankt ſein.

Ehe wir aber dem neu aufgeworfenen Damm und Wall unſer volles Vertrauen ſchenken, wird es immerhin am Platze ſein, ſeine Conſtruction erſt näher zu prüfen. Eine vollſtändige Beruhigung wird er nur dann gewähren, wenn er ſich als feſte Grundlage jener höheren Naturphiloſophie darſtellt, welche nach Baco's Ausſpruch zu der Gottheit und Vorſehung zurückführt. Die Anerkennung der menſchlichen Intelligenz und Freiheit ſetzt dem Materialismus nur dann ein Ziel, wenn ſie mit Anerkennung der göttlichen Intelligenz ſich verbindet. Der Zuſammenhang dieſer Wahrheiten ſcheint uns augenfällig. Wenn es eine Intelligenz und Freiheit der Menſchen, alſo auch eine vernünftige und ſittliche Ordnung des Menſchenlebens gibt, dann muß es auch ein erſtes vernünftiges ſittliches Princip dieſer Ordnung geben. Wie ſollten intelligente und freie Menſchen aus materiellem, geiſtloſem und unfreiem Prinzip hervorgehen. Wer das Daſein des göttlichen Geiſtes beſtreitet oder in Frage ſtellt, kann vernünftiger Weiſe auch nicht die Thatſachen des menſchlichen Geiſtes-Lebens anerkennen. Sie wären nicht blos ein Räthſel, ſondern ein Widerſinn.

Zu unſerem nicht geringen Erſtaunen entzieht ſich aber der ſcharfſinnige Phyſiologe dieſer Conſequenz nach der einen wie nach der anderen Seite hin. Er anerkennt die Thatſachen des geiſtigen Lebens; aber es ſtehen ihm dieſe Thatſachen nur ſubjectiv feſt, als durch das Bewußtſein bezeugte Thätigkeiten; eine objective Erkenntniß derſelben hat er nicht und ſucht er nicht. Daß wir denken und wollen gibt er zu, was aber Denken und Wollen ſei, iſt ihm nicht theoretiſcher Lehrſatz, nicht einmal Problem, ſondern Räthſel, deſſen Löſung einen methodiſchen Verſuch nicht zuläßt und darum nicht bloß ungewiß, ſondern hoffnungslos iſt.

Wenn eine wiſſenſchaftliche Erforſchung der Intelligenz und Freiheit als unzuläſſig abgewieſen wird, ſo kann natürlich auch von einer Unterſuchung des Urſprungs, Urbildes und Zieles unſeres geiſtigen Lebens nicht die Rede ſein und bleibt ſomit die Frage nach

Gott nicht blos unbeantwortet, sondern sogar unaufgeworfen. Die Idee des göttlichen Geistes ist Dubois nicht einmal ein Räthsel, wie die Materie und Kraft, der Anfang der Bewegung, das menschliche Bewußtsein, Denken und Wollen. Sie liegt ganz außer Frage und wird höchstens als historische Reminiscenz möglichst ungünstig vorgeführt und mit vornehmer Kälte abgewiesen.

Pyrrhonismus in neuem Gewand nennt Dubois in der Vorrede S. 2 diesen Standpunkt. Ob er den Namen Pyrrho's in Anspruch zu nehmen berechtigt ist, soll später untersucht werden. Pyrrho selbst würde sich ohne Zweifel des neuen Gewandes nicht bedient und dessen Träger als Schüler nicht angenommen haben. Er liebte das Gewand überhaupt nicht und zog die pure Nacktheit jeder Umhüllung vor. Der ächte Scepticismus verwirft alle Erkenntniß und zwar die sinnliche zu allererst; er bestreitet jedem allgemeinen Gesetz die Gültigkeit, also auch der mechanischen Welt-Formel; für ihn gibt es ein wissenschaftliches Problem überhaupt nicht, am allerwenigsten ein Problem mechanischer Natur-Erklärung. Ja nicht einmal bestimmte Grenzen und Räthsel läßt der ächte Scepticismus zu; für ihn gibt es nur Ein Verhalten zu den Dingen: der Zweifel, die Rückhaltung des Urtheils, der Verzicht auf irgend welche Theorie.

Dubois-Reymond macht, obgleich er sich als Schüler Pyrrho's bekennt, von der Umhüllung eines Gewandes Gebrauch und schmeichelt sich, dasselbe als ein neues bezeichnen zu können. Und worin besteht dieses neue Gewand? Nun einfach in der eines ernsten und umsichtigen Denkers nicht ganz würdigen Inconsequenz, die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Natur-Erklärung innerhalb gewisser Gränzen zuzugestehen, eine wissenschaftliche Untersuchung der allgemeinen metaphysischen Grund-Begriffe, auf welchen diese Untersuchung beruht, aber abzuweisen; in der weiteren Inconsequenz, das Bewußtsein, die Intelligenz und Freiheit als eine die Vorgänge der materiellen Welt übersteigende, subjectiv bezeugte Thatsache festzuhalten, eine wissenschaftliche Erforschung dieser geistigen Vorgänge aber abzulehnen; endlich in der Inconsequenz die Befriedigung des Causalitäts-Bedürfnisses in Zurückführung aller körperlichen Prozesse auf allgemeine Gesetze zu suchen, aber auf vollkommene Befriedigung dieses Causalitäts-Bedürfnisses, welches nur in der Erkenntniß der ersten absoluten Ursache gegeben ist, zu verzichten. Diese Mischung von Wissen und Scepsis ist die Eigenthümlichkeit des Pyrrhonismus in neuem Gewande, zu welchem sich Dubois-Reymond

bekennt; eine willkürliche Mischung, welche ebenso wunderlich in ihren Wirkungen als seltsam in ihren Gründen ist. Wir wollen uns näher mit derselben beschäftigen.

Die erste Inconsequenz des Pyrrhonimus in neuem Gewand besteht darin, sagten wir, daß die mechanische Natur-Erklärung als einzig mögliche wirkliche Natur-Wissenschaft nicht blos, sondern als einzig mögliche Wissenschaft überhaupt festgehalten; eine wissenschaftliche Untersuchung und Feststellung der allgemeinen metaphysischen Begriffe, welche dieser Natur-Erklärung zu Grund liegen, aber als unmöglich und resultatlos abgewiesen wird.

Daß Dubois-Reymond in der mechanischen Natur-Erklärung sich versucht, daß er ihre Resultate feiert und zu deren Erweiterung ermuthigt, soll ihm wahrlich nicht bestritten werden. Kein vernünftiger Mensch wird leugnen, daß diese Natur-Erklärung ihre Berechtigung at, daß sie wesentlich zu den Erfolgen der neueren Physik, Chemie u. Physiologie beitrug und daß sie für die experimentale Wissensch[illegible] nicht blos von unvergleichlichem Nutzen, sondern geradezu unentbehr[illegible] ist.

Da aber dieser Versuch nicht blos als werthvoller Beitrag zur Natur-Erklärung, sondern als einzig mögliche und allein befriedigende Natur-Wissenschaft dargestellt wird, können wir nicht für begründet halten.

Der Versuch, die körperlichen Prozesse aus der Hypothese umwandelbarer Atome und ihrer mechanischen Bewegung zu erklären, kann für sich allein als vollständig abschließende, das Causalitäts-Bedürfniß befriedigende Erklärung nicht betrachtet werden. Er könnte als solcher nur unter drei Bedingungen gelten: wenn das Wesen des Atoms, seine innere Constitution und Individualität, die Art und Weise seiner Bewegung und namentlich sein Zustand in den verschiedenen chemischen Combinationen klar gestellt wäre; wenn es erwiesen wäre, daß auf diesem Wege alle körperliche Bildung, nicht blos die unorganische, welche mit dem Mineral schließt, sondern auch die pflanzliche und thierische hieraus erklärt sei oder wenigstens erklärt werden könne; wenn die teleologische Ordnung, nach welcher die verschiedenen Reiche der Körperwelt unter sich in Wechselwirkung stehen, aus den Gesetzen der mechanischen Bewegung vollständig begründet werden könnte.

So lange die mechanische Welt-Erklärung sich nicht als eine auf festen Prinzipien ruhende, für alle Körperstufen

gültige, für ihre Gesammtordnung genügende Erklärungs-Weise sich ausweist, kann sie nur als vorläufiger unfertiger Versuch, aber nicht als Natur-Erklärung oder Natur-Erkenntniß im vollen und wahren Sinne sich darstellen. Selbst der Laplace'sche Geist ist, so lange er die Welt nur als mechanisches Problem faßt, nur ein Fragment und seine Welt-Formel mit allen daraus fließenden Differential-Gleichungen verhält sich zu der vollen Natur-Erklärung höchstens wie ein Skelett zu dem wirklichen Körper. Wie klar und scharf er auch die einzelnen Ergebnisse der Bewegung durchschauen mag, das Ganze bleibt ihm ein Räthsel.

Diese Sätze werden von Dubois-Reymond selbst zugestanden und theilweise sehr eindringend ausgeführt. Daß die Atomenlehre nicht als solche erwiesen ist, sondern nur als nützliche Fiction Gültigkeit hat, sagt er ausdrücklich; die Erklärung des pflanzlichen Organismus durch Mechanik ist ihm, wenn auch möglich, so doch problematisch, während er die Erklärung des Thierlebens — dessen specifische Eigenschaft eben die Empfindung und Sinnen-Vorstellung ist, für transcendent erklärt. Auch die mechanische Begründung der teleologischen Ordnung ist ihm so sehr problematisch, daß er außer Darwin's Selections-Theorie keinen Rath weiß, und auch diese nur als eine Planke im Schiffbruch betrachtet.

Wenn das Alles, wie schon bemerkt, von Dubois selbst anerkannt wird, so müssen wir um so mehr erstaunen, daß der scharfsinnige Mann dennoch mit starrer Ausschließlichkeit an seiner mechanischen Natur-Erklärung festhält und nicht einmal die Frage aufwirft, was ihn berechtige, die Grenzen der mechanischen Natur-Erklärung als Grenzen der Natur-Erklärung überhaupt und sogar als Grenzen der Wissenschaft als solcher zu statuiren?

Hiezu ist er absolut nicht berechtigt. Es ist eben nur ein subjectives Belieben, das ihn antreibt, jede Klarstellung der Begriffe von Materie und Kraft als unmöglich abzuweisen, eine befriedigende Erklärung des Anfangs der Bewegung für aussichtslos zu erklären und jenseits der Grenzen der mechanischen Natur-Erkenntniß, nur Räthsel, nicht Probleme, und noch weniger Theorien zuzulassen. Dieses Belieben mag aus seiner mangelhaften Kenntniß der alten Metaphysik und der Befangenheit in den modernen philosophischen Theorien wohl erklärlich sein; aber sachlich begründet ist es nicht und Dubois-Reymond macht sich hierbei ganz derselben Ueberstürzung schuldig, die er seinen Gegnern Haekel u. A. mit Recht zum Vorwurf

macht. So wenig jene das Recht haben, auf Grund uuerwiesener Particular-Gesetze die Lösung metaphysischer Probleme für die Natur-Wissenschaft in Anspruch zu nehmen, so wenig hat *er* das Recht, die Unmöglichkeit einer solchen zu behaupten, weil die mechanischen Erklärungsversuche *seiner* Natur-Wissenschaft hiezu nicht genügen.

Wenn Dubois erkannte, daß es der Natur-Erklärung transcendente Probleme gebe, so mußte er die Frage stellen, ob denn nicht jenseits der Grenzen des Natur-Erkennens eine *andere* Erkenntniß sich finde, welche, wenn auch in anderer Weise, doch nicht minder zu exacter Wissenschaft gelangen könne, ob es dieser vielleicht möglich sein werde, über das Wesen der Materie, Kraft und Bewegung, eine des Causalität-Bedürfnisses befriedigende Erklärung zu geben? Prinzipien höherer Art zu finden, welche ohne die mechanische Bewegung zu beseitigen, das innere Wesen des pflanzlichen und thierischen Organismus erklären würde? eine Auffassung der Gesammt-Ordnung zu gewinnen, welche die Selections-Theorie und den Kampf ums Dasein unter ein höheres Gesetz stellt, unter ein Gesetz, das in ihm wirksam, doch ihm übergeordnet ist.

Eine solche Umschau nach einer die mechanische Naturwissenschaft ergänzenden höheren Wissenschaft wäre eines ernsten und scharfsinnigen Denkers ohne Zweifel würdiger, als der Pyrrhonismus in neuem Gewande, welcher mit einem hohen Ideal von Wissen sich einführt, um in einem unfertigen Fragment sich zu versuchen und dann mit der resignirten Hindeutung auf den begrenzenden Horizont der Räthsel zu enden.

Sollte aber bei einer solchen Untersuchung sich in der That die Unmöglichkeit einer metaphysischen Theorie, einer Klarstellung der Grundbegriffe unserer Natur-Erkenntniß und einer Lösung der hinter ihr ruhenden Räthsel sich ergeben: dann! nun dann würde es wohl an der Zeit sein, auch den wissenschaftlichen Charakter der mechanischen Natur-Erklärung selbst zu bezweifeln und zu gestehen, daß sie eben nichts sei als ein in der Luft stehender, in seinen wesentlichen Voraussetzungen unbegründeter, das Causalitäts-Bedürfniß absolut nicht befriedigender Versuch. Das wäre dann nakter Pyrrhonismus, vor dessen Consequenz auch die mechanische Natur-Wissenschaft mit aller ihrer Herrlichkeit dahin schwinden würde und selbst Dubois' unsterbliche Entdeckungen den Glanz der Wissenschaft verlieren müßten. Wer wollte dieses nicht schmerzlich beklagen. Aber consequent wäre ein solcher Pyrrhonismus und wir sollten glauben, auch Dubois-

Reymond ſollte nakte Conſequenz dem Gewande kläglicher Inconſequenz vorziehen.

Aber noch eine andere Inconſequenz müſſen wir dem gelehrten Phyſiologen vor Augen führen. Es gereicht Dubois, wie ſchon bemerkt, zum Verdienſt, daß er mit voller Beſtimmtheit die Intelligenz und Freiheit der Menſchen als ein der mechaniſchen Natur-Erklärung transcendentes Gebiet darſtellt und trotz ſeiner Segenswünſche für die Fortſchritte der Phyſiologie doch dieſer für immer das rein geiſtige Gebiet intellectueller Erkenntniß und Freiheit verwehrt. Aber erſtaunen muß es, daß er dieſe immaterielle Kraft der Intelligenz und Freiheit, die er als Thatſache anerkennt, zu erforſchen verſchmäht; daß er, weil ſie nicht aus dem Mechanismus der Atome erklärlich iſt, auf jede wiſſenſchaftliche Erforſchung derſelben verzichtet, ja ſolche ſogar mit verächtlicher Ungerechtigkeit gegen die frühere Arbeit der chriſtlichen Philoſophie für unmöglich erklärt.

Wir muthen Dubois, dem Naturforſcher, nicht zu, dieſe Forſchung ſelbſt zu übernehmen. Es fehlt ihm hiezu augenfällig an den nöthigen Vorkenntniſſen. Aber wir ſollten erwarten, daß er die Unfähigkeit der Naturwiſſenſchaft zur Löſung dieſer Aufgabe nicht auf alle Wiſſenſchaften ausdehne und ſeine perſönliche Unzulänglichkeit zu ſolchen Unterſuchungen nicht verallgemeinere. Zunächſt, wie ſchon bemerkt, ſpricht er nur als Naturforſcher; nur als ſolcher ſagt er **ignoramus, ignorabimus**. Indirect ſpricht er aber doch im Namen der menſchlichen Wiſſenſchaft überhaupt, da er eben außer der Naturwiſſenſchaft keine Wiſſenſchaft anerkennt. Gegen dieſe enge und beſchränkte Auffaſſung, welche ein Fragment zum Ganzen macht, müſſen wir entſchieden Proteſt einlegen. Uns iſt die Natur nicht das einzig Erkennbare; auch der menſchliche Geiſt iſt Gegenſtand des Wiſſens. Wir kennen ſeine Thätigkeiten, wir verſtehen die Geſetze und das Ziel ſeines Lebens. Wir geſtatten der mechaniſchen Naturforſchung nicht, die Unmöglichkeit der Erkenntniß des Geiſtes Namens der Wiſſenſchaft überhaupt zu erklären, blos deshalb, weil ihr ein ſolches Erkenntniß nicht möglich iſt.

Uebrigens müßte das Intereſſe der Naturwiſſenſchaft ſelbſt den berühmten Phyſiologen veranlaſſen, ſein **ignorabimus** in dieſem Punkte einer nochmaligen Reviſion zu unterziehen.

Wenn die Sinnes-Empfindung in der That in keiner Weiſe Gegenſtand der wiſſenſchaftlichen Unterſuchung wäre und ebenſo wenig die Intelligenz und Freiheit: dann würde die Naturwiſſen-

schaft selbst in Frage stehen, da sie ja ein Product der Sinneswahrnehmung und der Intelligenz ist. Ohne Erkenntniß-Theorie, welche das Natur-Erkennen kritisch betrachtet und practisch ordnet, steht die Naturwissenschaft in der Luft.

Nicht blos zur Vollendung des Natur-Erkennens müssen wir die Wissenschaft der Metaphysik, Psychologie und Noetik fordern; schon zu deren Begründung ist solche nothwendig, denn das Natur-Erkennen kann nur aus der Natur der Seele wie der Natur des Seins überhaupt begründet werden. Ohne eine solche psychologische und ontologische Begründung ist die Naturerkenntniß Wissenschaft im wahren Sinne nicht und selbst der Laplace-Geist wäre nur ein armseliges Gespenst, wenn er zwar die Welt aus seiner Formel ableiten, über sich selbst aber Rechenschaft zu geben nicht vermöchte.

Noch eine dritte Bemerkung muß uns der berühmte Physiologe gestatten und diese ist die wichtigste. Er hat uns 7 Welt-Räthsel aufgezählt mit dem Bemerken, daß man sie auch zu Einem Welt-Problem zusammenfassen könne. Wie dieses Eine Problem zu formuliren sei, sagt er nicht. Uns ist es nicht unbekannt. Dieses Eine Welt-Problem ist die Schöpfung Erhaltung und Regierung der Welt durch Gott. Gottes Dasein, Wesenheit und Wirksamkeit ist aller Räthsel Kern; der Punkt, auf welchen uns alle Grenzen des Natur-Erkennens zurückleiten; das Prinzip, aus welchem Materie, Kraft und Bewegung, wie Leben, Bewußtsein und Intelligenz und Freiheit allein erklärlich sind. Gott, dessen Bild und Gleichniß in den verschiedenen Stufen der Natur mit steigender Herrlichkeit sich entfaltet, und in dessen Verherrlichung alles Wachsen und Wirken der Körper und Geister ihr letztes absolutes Ziel hat: Gott ist das höchste Prinzip alles Naturerkennens und des menschlichen Wissens überhaupt. Zu unserem Erstaunen aber begegnet uns der Name Gottes in dem Vortrag Dubois nicht, außer höchstens in Verbindung mit einer verächtlichen Abweisung des Supernaturalismus. Ueber den Begriff des Supernaturalismus scheint sich der gelehrte Physiologe nicht ganz klar zu sein. Die Anerkennung der ewigen ungeschaffenen überweltlichen Natur und Wirksamkeit Gottes als Prinzip der Natur und Wirksamkeit der körperlichen und geistigen Welt ist nicht Supernaturalismus; oder wenigstens nicht solcher im eigentlichen Sinne. Unter Supernaturalismus versteht man die Leugnung der den endlichen Dingen durch die Schöpfung verliehenen eigenen selbständigen bleibenden Natur und Kraft und die Auffassung der Naturerschei-

nungen als unmittelbarer vorübergehender, wunderbarer Wirkungen Gottes.

Dieſen falſchen Supernaturalismus weiſen auch wir ab. Gott iſt nicht das nächſte und unmittelbare Prinzip der Naturerſcheinungen. Er iſt darum auch nicht direkt Gegenſtand der Naturwiſſenſchaft; die Naturforſchung im engeren Sinne betrachtet ihn nicht, und es iſt von der frivolen Deutung abgeſehen ganz berechtigt, wenn Laplace ſagt: ich habe Himmel und Erde durchforſcht und keinen Gott gefunden; wie es berechtigt iſt, wenn Vogt erklärt, es ſei ihm die Seele und Lebenskraft noch nie unter der Lupe begegnet. Auch Gottes ſchöpferiſches Wirken iſt nicht der nächſte unmittelbare Gegenſtand der Naturforſchung, ſondern das Wirken der von ihm geſchaffenen Secundär-Urſachen. Am allerwenigſten hat die Naturwiſſenſchaft es mit Wundern zu thun, welche Gott in den Geſchöpfen wirken kann. Sie hat die natürliche Ordnung der Körperwelt zu erklären, nach allgemein gültigen Geſetzen, aus allgemeinen nothwendigen Prinzipien.

Obgleich aber die Naturwiſſenſchaft Gott nicht zum directen Object ihrer Forſchung hat, ſo kann ſie doch ihre Aufgabe nicht löſen, ohne auf Gott ihren Blick zu werfen. Sie muß als *höhere* Naturwiſſenſchaft zu Gott dem Schöpfer, zu der göttlichen Vorſehung und ihrem geheimnißvollen Wirken ſich wenden. Nicht blos die Probleme, welche an den Grenzen des Natur-Erkennens ſtehen; auch die Naturgeſetze, welche der Laplace-Geiſt in ſeiner Formel zuſammenfaßt; vor Allem aber dieſer Geiſt ſelbſt führt unſer Denken ſo unwiderſtehlich zu Gott, daß es einer mehr als pyrrhoniſchen Selbſt-Verleugnung bedarf, ihn nicht zu nennen. Was der Apoſtel mit den Worten ſagt:*) „Das Unſichtbare Gottes wird durch die Erkenntniß des Sichtbaren erfaßt," kann kein Naturforſcher von ſich abweiſen, ohne ſeiner eigenen Vernunft Gewalt anzuthun. Die Vernunft ſucht mit Nothwendigkeit in dem Anfang der Materie, in Kraft und Bewegung einen erſten unbewegten Beweger. Sie ſucht nothwendig in der Stufenleiter der geſchöpflichen Vollkommenheit eine höhere abſolute Vollkommenheit, in welcher dieſe Scala ihr Ende hat. Sie kann ihr eigenes Wiſſen, ſei es als Fragment, ſei es als vollendetes Ideal, wie es der Geiſt Laplace's darſtellt, nicht denken, ohne einen unendlichen ewigen Geiſt anzunehmen, welcher die Weltformel

*) Röm. 1. 20.

von Ewigkeit in sich selbst denkt und dessen Blick alle Differential-Gleichungen umfaßt, welche aus dieser folgen. Wenn also die Naturwissenschaft mit innerer Nothwendigkeit zur Erkenntniß Gottes sich gezwungen sieht, warum hat der berühmte Physiologe, der so offen die Grenzen seines Witzes bekennt, nicht den Muth gehabt, dieses positive Bekenntniß auszusprechen.

Man wird vielleicht den Grund darin finden wollen, daß er als Methode der Naturforschung nur die mechanische Naturerklärung kennt. Es ist eine vielverbreitete Ansicht, daß die mechanische Naturerklärung zum Atheismus und Materialismus führe. Wir sind, wie bemerkt, von dieser Naturerklärung nicht befriedigt; aber diesen Vorwurf müssen wir von ihr ablehnen. Auch die mechanische Naturerklärung muß Gott suchen und finden. Ja diese erst recht, kann man sagen, da sie bei der Enge ihres Gesichtskreises wie bei der Strenge ihrer Forderung besonders dringend auf die Voraussetzungen aller materiellen Wesen hinweist, auf die Schöpfung der Materie und Kraft, wie auf den Anfang der Bewegung durch Gott.

Wenn Aristoteles und ihm folgend die Scholastik den ersten und klarsten Beweis für das Dasein Gottes in der Bewegung finden, welche einen unbewegten Beweger voraussetzt, so ist die Kraft dieses Beweises durch die mechanische Naturerklärung nicht gebrochen, sondern erhöht worden. Das Gesetz der Auswechselung der Kraft mit dem Zusatz, daß bei Auswechselung jeder Kraft die Spannung sich mindert, und endlich einem Gleichgewicht Platz macht, fordert abgesehen von der Endlichkeit der Zeit und des Raumes, die sie bezeugt, augenfällig eine über der Bewegung stehende Ursache, welche die Masse schafft, sie scheidet und ordnet. Was immer die Welt an Vorräthen haben mag, um das Sonnenfeuer zu nähren: es wird kommen ein Tag, da das heilige Ilium hinsinkt, d. i. da der Sonnenherd erlöscht, wie es einen Tag gegeben hat, da er zum ersten Male leuchtete. Darum muß es einen Wächter dieses Herdes geben. Das fordert der Geist Laplace's in Kraft der Weltformel, mit der ihn H. Dubois ausgestattet hat.

Helmholz*) bemerkt: „Wenn das Weltall ungestört dem Ablauf der physicalischen Prozesse überlassen wird, muß endlich aller Kraftvorrath in Wärme übergehen und alle Wärme in das Gleichgewicht der Temperatur kommen. Dann ist die weitere Aenderung erschöpft,

*) Populär-wissenschaftliche Vorträge 1871, S. 116.

dann muß vollständiger Stillstand aller Naturprozesse von jeder nur möglichen Art eintreten. Auch das Leben der Menschen, Pflanzen und Thiere kann natürlich dann nicht weiter bestehen, wenn die Sonne ihre höchste Temperatur und damit ihr Licht verloren hat, wenn sämmtliche Bestandtheile die chemischen Verbindungen geschlossen haben, welche ihre Verwandtschaftskräfte erfordern."

Auch die Planke, welche „vor dem Versinken bewahrt", der Darwinismus, ist nur geeignet, die Forderung eines Schöpfers zu verstärken. Mag auch Darwin selbst auf diese Forderung, welche er in der ersten Auflage gestellt hatte, später Verzicht leisten: wir können das nicht. Ist die Selections- und Entwickelungs-Theorie sammt der generatio aequivoca oder Heterogenie als erwiesen und allein gültig angenommen, so erscheint es erst recht nothwendig, daß die ganze Entwickelungsreihe als ewige Perspective im Geist Gottes stehe; daß sie dann in den ersten Stoffen, in der ursprünglichen Ordnung der Dinge niedergelegt und in allen Stufen erhalten werde. Auch die Planke des Darwinismus treibt somit an das Ufer der Ewigkeit und Unendlichkeit Gottes, wofern sie nicht vorher etwa als bloßer Strohhalm sich erweisen sollte.

Am allermeisten aber bedarf, wie schon bemerkt, der Geist des Laplace, d. i. das Ideal eines mechanischen Naturforschers der Vaterschaft eines unendlichen göttlichen Geistes. Er ist ja selbst erst allmählig groß geworden. Die Welt und ihre Formel ist ihm gegeben, er hat sie vorgefunden. Er steht mit seiner vollendeten Wissenschaft da, ohne sich selbst zu genügen. Er kann das Leben, das ihm die geistreiche Phantasie des Naturforschers angedichtet hat, nur dann in Wirklichkeit führen, wenn er, als Ebenbild des göttlichen Geistes, in diesem Ursprung und Endziel hat.

Warum hat Dubois, als er diesen Geist uns vorführte, davon keine Andeutung gegeben? Warum nennt er den Namen Gottes nicht, zu welchem die Schatten und Lichter dieses geheimnißvollen Laplace-Geistes ihn unwiderstehlich hindrängen; welcher der mechanischen Naturerklärung eben so nothwendig als Schluß und Endpunkt aller Fragen sich aufdrängt wie der teleologischen; ähnlich der Sonne, welche ebenso sicher dem Nordpolfahrer entgegentritt, als dem Schiffer, der ihr Licht im Süden sucht? Warum?

Diese Frage legt uns ein neuntes Welträthsel vor, welches freilich nicht eigentlich ein Welt- sondern ein Seelenräthsel ist, aber ein wichtiges und weit verbreitetes. Der gelehrte und scharf-

sinnige Naturforscher hat tiefe Scheu, Gott zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung zu machen, weil er damit in den Supernaturalismus zu verfallen fürchtet. „Der Pyrrhonismus in neuem Gewand, so gesteht er selber, sagt nicht Jedermann zu. Mögen sie es doch mit dem einzigen anderen Ausweg versuchen, dem des Supernaturalismus. Nur daß, wo Supernaturalismus anfängt, die Wissenschaft aufhört."

Das ist ein seltsames Bekenntniß. Im Grunde ist es uns keineswegs neu. Schon längst haben Naturforscher, wie Burmeister, Häckel, Büchner u. A. erinnert, daß, wer ihre Theorie nicht annehmen wolle den Supernaturalismus, d. i. die Schöpfung, also das Wunder*) annehmen müsse und sie haben nicht umsonst auf die seltsame Wunderscheu des Jahrhunderts speculirt. Um dem „Wunder der Schöpfung" zu entfliehen ist diesen Gelehrten keine Theorie zu kühn, keine Hypothese zu schwer, kein Widersinn zu groß. Da „mit dem Supernaturalismus die Wissenschaft aufhört", so fliehen die Gelehrten in banger Furcht und stürzen sich eher in den Abgrund des Zweifels als daß sie ihm auch nur einmal mit klarem Blick ins Angesicht zu sehen wagten. Auch der hervorragende Berliner Physiologe kränkelt an dieser „Hydrophobie in neuem Gewand". Er ist ein eminent scharfsinniger Forscher, so lange es sich um die Kette der Secundärursachen handelt. Er ist ein offener, muthiger und ehrenhafter Character, wenn es gilt die subjectiv gewissen Thatsachen des Bewußtseins, der Intelligenz und Freiheit anzuerkennen. Er hat das Verdienst, unserer alles usurpirenden Naturforschung mit Grenzmarken und Räthseln gegenüber zu treten. Aber der Scharfsinn, die Festigkeit und der Muth entschwindet ihm, wenn es gilt, Gott zu bekennen; Gott, dessen überweltliche Kraft an den Grenzen wie in der Mitte aller Naturprozesse ihm entgegentritt; dessen Intelligenz und Freiheit, das Urbild aller menschlichen Intelligenz und Freiheit ist und auf dessen Erkenntniß alle einzelnen Welträthsel und Weltprobleme zurückweisen.

*) Wir haben schon oben S. 6 und 23 darauf hingewiesen, daß es irrig ist die Entstehung der Welt aus Nichts, als Wunder und die Annahme einer Schöpfung der Welt durch Gott als Supernaturalismus zu bezeichnen. Wenn man die Schöpfung Wunder nennt, so kann dieses nur im uneigentlichen Sinne geschehen; Wunder ist eine Wirkung Gottes, welche zu der Schöpfung hinzukömmt, und durch welche an den Geschöpfen etwas hervorgebracht wird, was sie vermöge ihrer Natur in keiner Weise oder wenigstens nicht in dieser Weise bewirken oder werden können.

Er ist mit dem ihm eigenen Muth bis an die Grenzen des Witzes der mechanischen Naturforschung gegangen und hat den Räthseln jenseits dieser Grenzen fest ins Auge geschaut. Nur einen kleinen Schritt weiter müßte er dabei sich wagen; über die Grenzen und Räthsel hinaus — aber dieser Schritt würde ihn „zum Supernaturalismus," d. i. zu Anerkennung eines über der Natur stehenden göttlichen Geistes führen und „mit dem Supernaturalismus hört alle Wissenschaft auf."

Wie es sich mit dieser Wissenschaftsgefährlichkeit des Supernaturalismus verhält, hat der eracte Naturforscher wohl selbst niemals untersucht; er hat sie aus der Zeit geschöpft und wer ist nicht ein Kind der Zeit? Die Gelehrten vor allen Anderen.

Vielleicht dürfte aber gerade ihm und geistesverwandten Hydrophoben das Wort Baco's, das wir oben anführten, von Nutzen sein. Baco war der Ansicht, daß mit dem wahren Supernaturalismus d. i. mit der Anerkennung der über der Natur stehenden und über sie herrschenden göttlichen Princips die höhere Wissenschaft erst recht ihren Anfang nehme; und Baco's Ansicht wird durch die Geschichte ebenso sehr bestätigt als die entgegenstehende Meinung durch zwingende Gründe widerlegt wird. Wenn nicht alle Zeichen trügen, wird die Scheu vor dem Supernaturalismus am Ende doch ihren Zauber verlieren und Baco's Ansicht sich wieder bestätigen. Die Ernüchterung des ignorabimus, in welcher Dubois Reymond eine so hervorragende Stelle einnimmt, hat das Verdienst, die Krisis zu fördern. Der Abgrund des Nichtwissens hat die Hypothesen der Atheistischen Naturphilosophie verschlungen und uns den Pyrrhonismus in neuem Gewande dafür zurückgelassen. Aber das neue Gewand wird nicht lange seinen Reiz bewahren; die Naturwissenschaft wird zwischen dem nackten Pyrrhonismus und der Umkehr zu der höheren Naturphilosophie Baco's sich entscheiden müssen.

Die Mädchenerziehung in Penſionaten.

Von

B. Störmann.

I.

„Der Einfluß der Frauen auf alle Lebensverhältniſſe iſt ein ungewöhnlich großer, und wenn wir in der Geſchichte ſtudiren, ſo werden wir Männer bei gründlicher Durchſicht bekennen müſſen, daß die Frauen von Eva an bis auf unſere Zeit ſehr viel und ſehr oft einen größeren Einfluß auf den Gang der Weltgeſchichte gehabt haben, als wir ſtolzen Söhne Adams. . . . Wenn das ſo auf dem großen Gebiete richtig iſt, dann iſt es das noch mehr auf dem Gebiete des Hauſes, denn die Frauen ſind in demſelben die Hüterinnen frommer Sitte, wahrer Religiöſität. . . . Und wenn die Frau, berufen, die Hüterin der Religiöſität und der zarten Sitte zu ſein, dieſe Aufgabe recht würdig in Wort und Beiſpiel und im Hauſe vor Mann und Kind erfüllt, ſo hat ſie einen Segen verbreitet, wie er größer nicht gedacht werden kann. Was iſt mehr belehrend, mehr erſchütternd, mehr gewinnend, als eine betende Frau, und wenn die Damen mich oft fragen, wie ſie ſich wohl photographieren ließen, ſo möchte ich jeder Mutter ſagen: Laſſen Sie ſich photographieren in der Stellung, wie Sie Ihren Knaben den Katechismus abhören. Und wenn die unverheiratheten Damen mich fragen, wie ſie ſich photographieren laſſen könnten, dann ſage ich: Bis zu dem Momente, wo Sie den Schleier nehmen, entweder den des Kloſters oder den der Heirath, laſſen Sie ſich photographieren mit dem Roſenkranz in der Hand. . . .“ Wer erinnert ſich nicht noch dieſer Worte, die der allverehrte Führer des Centrums, Exc. Dr. Windthorſt, auf der Katholikenverſammlung zu Aachen, im September 1879, ſprach, und von allen Seiten mit rauſchendem Beifall begrüßt wurden?

Indeß ſoll die Frau dieſe ihre hohe Aufgabe erfüllen, dann muß ſie — außer der übernatürlichen Stärkung durch's Gebet und

die Gnadenmittel der Kirche — vor allem jene Tugend besitzen, die des Weibes ganze Lebensaufgabe in sich faßt: die Häuslichkeit. Das lehrt uns der heil. Geist selber in jenem goldenen Alphabet der Frauen, Sprüchw. 31, 10—31. Eine starke Frau (so heißt es da u. A.), ihr Werth geht hoch über Perlen. Sie versüßt dem Manne das Leben, mehrt seinen Gewinn und bringt ihm Ehre. Früh am Morgen steht sie auf und ist ununterbrochen thätig bis in die Nacht. Sie ißt ihr Brod nicht in Müßiggang, bearbeitet Wolle und Flachs nach der Kunstfertigkeit ihrer Hände, legt bei allem Hand an, und ihre Finger verschmähen nicht die Spindel. Sie gibt auf alles im Hause acht, sorgt für Kleidung und Nahrung, überwacht die Dienstboten, unterstützt die Armen und vermehrt durch ihren Fleiß den Besitzstand des Hauses. Ihren Mund öffnet sie zur Weisheit und Milde ist auf ihrer Zunge. Trügerisch ist Anmuth und Schönheit ist eitel, aber eine Frau, die den Herrn fürchtet, die verdient, daß sie gepriesen werde. — Also Häuslichkeit gründend in Gottesfurcht, das ist nach dem Zeugnisse des heil. Geistes nöthig, damit das Weib sei, wie es sein soll — und wie es sein muß, um seine Mission zu erfüllen.

Gott Dank! wir haben viele, recht viele solcher Hausfrauen in allen Gesellschaftskreisen; Frauen, die, entzündet von heil. Gottesliebe, still und ungesehen, in der Verborgenheit des Hauses, ein schweres aber heiliges Opferleben führen für das Wohlergehen der Familie, die Erhaltung der Religion und die Bewahrung christlicher Sitte. Und auf ihnen ruht zum großem Theil unsere Hoffnung im Kulturkampf. „Alle Versuche des Liberalismus (sagt der anfangs genannte Redner) die Jugend zu verderben, werden scheitern an der liebenden Sorgfalt deutscher Mütter."

Aber es gibt auch immer noch viele, und mehr als genug, die ihre hohe Aufgabe nicht zu kennen scheinen oder nicht zu schätzen wissen, — keine Hausfrauen, sondern Ausfrauen, die am liebsten draußen sind und denen für die Geschäfte des Hauses Lust und Verständniß fehlt; Frauen, die ein schalkhafter Poet leider nur zu treu gezeichnet hat mit folgenden Reimen, worin er Schillers bekannte Verse glaubte „zeitgemäß" umändern zu dürfen:

„Und drinnen waltet die modiſche Hausfrau,
Eine wahre Coquette,
Stets in Toilette,
Und lugt aus dem Erker,
Denn ihr iſt zum Kerker
Die Küche, der Keller, die Kammer, der Herd.
Sie herrſchet nicht weiſe
Im häuslichen Kreiſe;
Sie kennt nicht den Rocken,
Sie flickt keine Socken;
Um die ſchnurrende Spindel dreht ſich kein Faden,
Und Flitterzeug füllet die duftigen Laden.
Sie ſammelt im reinlich geglätteten Schrein
Nur ſchimmerndes Zeug, nicht ſchneeigen Lein.
In Küche und Keller ſchaltet die Magd;
Um Kinder und Kammer wird wenig gefragt.
Sie lieſt zum Vergnügen
Und liebt nur den Schimmer;
Sie putzt ſich zum Tanze —
Und das iſt das Ganze!“

Wo liegt nun die Schuld, wenn ſo manche Frauen ihre ſchöne Aufgabe nicht erfüllen? Einen großen Theil der Schuld trägt unſere moderne Töchtererziehung. Unſere moderne Töchtererziehung liegt im Argen, das iſt eine Klage, der man von allen Seiten begegnet. Es wird zu viel gelehrt und zu wenig erzogen, zu viel „Wiſſenſchaft und ſchöne Künſte“ getrieben und zu wenig auf Bildung des Herzens und Charakters geſehen. Daher Halbheit und Oberflächlichkeit, Einbildung ſtatt Gediegenheit, äußerer Schein ſtatt wirkliche Tüchtigkeit, kurz: Damen, die alles kennen und nichts können.*) „Die modernen Töchterſchulen (ſagt ein ſehr leſenswerther Artikel in der ‚Kath. Bew.‘, 1877), die wie Pilze aus der Erde ſchießen, ſind die Pflegſtätten der Afterweisheit, der Vielwiſſerei, der Halbheit und Hohlheit und geiſtigen Zerfahrenheit. Und wenn ſie noch nach

*) „Die Dame“, ſagt A. Stolz mit den Worten Schopenhauers, „iſt ein Weſen, welches gar nicht exiſtiren ſollte, ſondern Hausfrauen ſollte es geben, und Mädchen, welche es werden wollen und daher nicht zur Arroganz, ſondern zur Häuslichkeit und Unterwürfigkeit erzogen werden.“ — Als Pendant: „Wieviel Mädchen ſind hier anweſend?“, fragt eine Inſtitutsvorſteherin. Schweigen. Endlich erhebt ſich eine der jüngſten Backfiſche und antwortet: „Es ſind 18 junge Damen hier. Die „Mädchen“ ſind alle in der Küche.“ — Ein anderes Pendant: „Ueberhaupt“, ſo replizirte eine Zehnjährige, „was willſt Du denn eigentlich, Onkel? Da kannſt ja nicht einmal ordentlich Phyſik und Aſtronomie!“

confessionslosem Muster zugestutzt sind, so sind sie eine Pflegeschule der Religionslosigkeit und laufen Sturm gegen den Grundcharakter ächter Weiblichkeit, die nur in der Pflege positiver Religion einen sicheren Halt finden kann. . . . Die Zöglinge, welche sie besuchen, werden in eine Welt der Einbildung und der Träume eingeführt, sie lernen alles Mögliche, nur nicht das, was man im Leben so nothwendig braucht, arbeiten aus Liebe zur Thätigkeit. Sie werden äußerlich für eine feinere Lebensart vorbereitet; sie lernen ein buntes Allerlei, aber für die strengen Anforderungen des Lebens erhalten sie kein Verständniß und keine Ausdauer . . . . Die modern organisirten Töchterschulen, in denen mehr unterrichtet als erzogen wird, und die deshalb auch keine festen Lebensgrundsätze einflößen können, sind kein Mittel, um den Frauen jene Bildung zu geben, daß sie ihre sociale Stellung ganz zu erfüllen vermögen. Sie bilden nur Treibhauspflanzen, die jeder scharfe Luftzug im Gedeihen stört und die den Eindrücken der rauhen unerbittlichen Wirklichkeit machtlos gegenüberstehen." Und Herchenbach schreibt in seiner „an die deutschen Frauen und Jungfrauen" gerichteten Broschüre über: „Moderne Töchtererziehung": *) „Zum Schlusse wiederhole ich: die moderne Erziehung unserer Töchter verflacht dieselben und führt sie zu einem müßigen, genußsüchtigen und blasirten Leben. Sie sind nicht im Stande, ihre Kinder gut zu erziehen, sondern sie tragen hauptsächlich dazu bei, daß die Generationen mehr und mehr versumpfen und ihren höheren Zweck nicht erfüllen."

Damit man aber nicht etwa meine, das seien bloß reactionäre Aeußerungen ultramontaner Finsterlinge, so füge ich noch das Zeugniß von zwei Pädagogen bei, die ganz gewiß „im Lichte moderner Wissenschaft" marschiren, denn beide sind krasse Materialisten.

Prof. Fr. Körner schreibt (Aufgabe der Schule im deutschen Reiche): „Man schickt die Tochter in eine höhere Töchterschule, läßt sie mit dem leichten Firniß einer französischen Conversation überstreichen, um sie ball- und salonfähig zu machen, dressirt sie, um ein Klavierstück herunter zu klimpern, ein eingepauktes Lied in der Theegesellschaft vorzutragen, und — voilà tout! Die Mädchen ihrer Bestimmung und Natur gemäß auszubilden, um sie dahin zu bringen, durch eigene Arbeit sich eine ehrenvolle Existenz zu schaffen, so daß

*) Zeitgemäße Broschüren, 8. Bd., 4. Heft (Münster, Russel 1872). Die kleine Broschüre kann Müttern und Erzieherinnen nicht dringend genug zur Beherzigung empfohlen werden.

ſie nicht warten müſſen, bis ſie Jemand heirathet und ernährt, zu ſolcher humanen Aufgabe werden nur hier und da beſcheidene Verſuche gemacht. Will die höhere Töchterſchule ihre Aufgabe erfüllen, ſo hat ſie Unterricht und Erziehung der weiblichen Natur und der Beſtimmung des Weibes anzupaſſen, indem ſie die Tochter als Tochter des gebildeten Mittelſtandes für die in demſelben vorherrſchenden Ideen vorbereitet, ſie aber auch in den Stand ſetzt, als Hausfrau und Mutter ihre Pflichten erfüllen zu können. Die Lehrpläne wie ſie jetzt ſind, bedürfen daher einer Umänderung, indem man gewiſſe Lehrgegenſtände ausſchließt oder kürzt, andere dagegen in den Unterricht aufnimmt." —

Dr. Dittes äußert ſich (Grundriß der Erziehungs- und Unterrichtslehre) in folgender Weiſe: „Die geſammte feine Bildung unſerer Damenwelt iſt meiſtens nur ein klägliches Gemiſch von leeren Redensarten, conventionellen Manieren und verſchiedenartigen Abfällen etlicher Wiſſenſchaften, Sprachen und Künſte; ſie ſcheint vorzugsweiſe dazu beſtimmt zu ſein, allerlei Gebrechen des Leibes, die Oberflächlichkeit und Ueberſpanntheit des Geiſtes, das anſpruchsvolle und ſelbſtſüchtige Weſen, die Genußſucht und Neigung zum Luxus, den Eigenſinn und die Eitelkeit, die praktiſche Untüchtigkeit und Arbeitsſcheue, die Leere und den Unfrieden des Gemüthes zu verhüllen." Scharfes, aber treffendes Signalement moderner Töchterbildung!

Fügen wir noch bei, daß in den oberen Klaſſen der Unterricht meiſtens von männlichen Lehrperſonen ertheilt wird. Warum eigentlich? Doch wohl nur, weil der Unterricht da ſo weit geht, daß weibliche Lehrperſonen ſich nicht mehr dafür qualificiren. Aber iſt denn das nicht der deutlichſte Beweis, daß der Unterricht auch nicht mehr für die weibliche Natur paßt, alſo zu dem gehört, was „aus dem Augiasſtall der weiblichen Gelehrſamkeit (wie Herchenbach ſagt) müßte ausgefegt werden?"

Zu dieſer Ueberbürdung kommen noch andere Uebelſtände. Die Bildungszeit dauert zu lange. Die Mädchen ſitzen noch auf der Schulbank in den Jahren, wo ſie in die häuslichen Geſchäfte müßten eingeführt werden. Statt Kochlöffel und Kehrbeſen zu handhaben, ſchwärmen ſie in den höheren Regionen der Wiſſenſchaft und Poeſie, treiben allerhand gelehrte Sachen, die aufs Gymnaſium gehörten,*)

*) So theilte z. B. vor einiger Zeit die „Kath. Schulztg." Aufſatzthemate aus einer modernen Mädchenſchule mit, u. A.: „Der deutſchen Jungfrau ideale Stellung". „Die Macht der Künſte, verherrlicht in den deutſchen Balladen."

und sehen mit souverainer Geringschätzung auf die gewöhnlichen Hausarbeiten hernieder. „In manchen Pensionaten", sagt A. Stolz*) „werden die Zöglinge nicht nur verwahrlost für alle Brauchbarkeit in einer Familie und im Hauswesen, sondern es werden ihnen noch Possen in den Kopf gesetzt, als hätten sie einen idealen Beruf, den Beruf, für Kunst zu schwärmen und in Literatur zu schwätzen. Derartige Bildung taugt höchstens, um einen bornirten jungen Mann zu angeln und hinterher ihm das Leben zu verleiden."

Ferner wird die Religion vernachlässigt. Die religiöse Erziehung fehlt ganz, und wo noch ein paar Religionsstunden stattfinden, werden sie meistens auf die letzten Stunden, wo die Schülerinnen bereits erschöpft sind, zurückgedrängt. So erscheint das Wichtigste als Nebensache und die Himmelstochter wird zum Aschenbrödel erniedrigt.

Auch die Sittlichkeit ist manchen Gefahren ausgesetzt. Mädchen aus den verschiedensten Familien sitzen da beieinander, körperlich faulenzend, mit überspannten Nerven und schwärmerischem Geiste, kommen und gehen zusammen, ohne daß sie gehörig überwacht werden können; und das gerade in den Jahren, wo's im Herzen gährt und die Phantasie so leicht erregt ist, wo die Gespräche sich so gerne um Liebeleien drehen und die Wissenden nur zu geneigt sind, den vorwitzig Lauschenden auch über allerhand Anderes Aufklärung zu geben.

Selbst die Unterrichtsgegenstände bieten der Sinnlichkeit Nahrung, z. B. die Literatur, besonders wenn die Lehrperson selber unsittlich angehaucht ist.**) Und was soll man von der Mythologie

„Der edeln Kunst getreue Erlernung schmeidigt die Sitten und läßt sie fürder nicht wild." „Dem Tode entrinnt, wer ihn verachtet, doch den Verzagten holt er ein." „Außer dem Wesen, welches das Sein selbst ist und seine Wurzeln in sich hat, gibt es nichts Schöneres, als das, was nicht ist." In der Selecta: „Die deutsche Hausfrau, ein Kulturbild der Gegenwart." „Nur wessen Leben Blitz, dessen Wort wird Donner sein." „Die Pädagogik sei dir in's Herz geschrieben, Ihr Anfang und Ende ist nichts als Lieben." Ich könnte aus mir vorliegenden Jahresberichten höherer Töchterschulen noch Dutzende von Thematen anführen, die wohl für Realschüler wären, aber nicht für Backfische!

*) A. Stolz, Erziehungskunst; ich werde auf dieses Buch noch öfter zurückkommen.

**) Noch kürzlich z. B. wurde berichtet, wie den Schülerinnen einer höheren Töchterschule aufgegeben sei, die Namen sämmtlicher Geliebten Göthe's zu memoriren! Zügellosigkeiten, wie sie dann und wann aus einer höheren (confessionslosen) Töchterschule in die Oeffentlichkeit dringen, will ich hier nicht weiter erwähnen.

ſagen? Dieſe Perſonification der gemeinſten Leidenſchaften in den alten Göttergeſchichten, dann am Schluſſe des Handbuchs die Tafeln mit den nackten Figuren (wie ich das z. B. in einem ſolchen, ſpeziell für Töchterſchulen bearbeiteten Handbuche gefunden), ſollen wohl zur Pflege der weiblichen Züchtigkeit dienen! „Die Mythologie iſt ſo durchaus verderblich, daß die Lehrer und Lehrerinnen, welche ſie in ihren Studienplan (für Töchterſchulen) aufnehm, ſtrafbar ſind“ (Herchenbach). — Und dann gar das Turnen der Mädchen! Das iſt ſo vielſeitig verurtheilt und gebrandmarkt, daß ich darüber kein Wort verlieren brauche. „Mädchen zum Turnen anleiten“, ſchreibt A. Stolz, „heißt, das natürliche Gefühl für weiblichen Anſtand und jungfräuliche Haltung . . . . . zerſtören!“ Dieſes Urtheil iſt nicht zu ſcharf, beſonders wenn dieſes Anleiten, und gerade der größeren Mädchen in ihren beſonderen Turnkleidern, gar noch, wie ſo oft der Fall, von einem Turnlehrer geſchieht.*) Welchen Ausdruck aber ſollte man erſt gebrauchen für das Schauturnen und ſogar für das Schau- und Wettſchwimmen, wovon ſchon die Zeitungen zu berichten wußten!

Genug! Ich will mit dem Geſagten nicht alle höheren Töchterſchulen verwerfen. Wie die Verhältniſſe nun einmal liegen, iſt es gut, daß wir katholiſche Töchterſchulen haben, die das verderbliche Wirken der modernen Töchterſchulen ſo weit möglich paralyſiren. Wenn ſie es auch in der „wiſſenſchaftlichen“ Ausbildung jenen gleich thun müſſen, ſo können ſie doch auf die Zöglinge gut einwirken, die Sittlichkeit ſchützen, das religiöſe Leben fördern und namentlich die Erziehung handhaben, was um ſo nöthiger iſt, als die Erziehung des Hauſes oft ſo vieles zu wünſchen übrig läßt.

Aber die ganze moderne Richtung iſt eine verkehrte, und das iſt's, worüber mit Recht geklagt wird. „Nur ſchieben (ſo ſchrieb vor Jahren ein „evangeliſcher Pädagoge“ in der „Köln. Vztg.“) die Mütter die Schuld auf die Lehrer und die Schule ſchiebt die Schuld auf das Haus, während wir der Anſicht ſind, daß beide, Schule und Haus, ſich gleich ſchwer verſündigen.“ Das iſt richtig. Schule und Haus, beide ſind ſchuld daran,

*) In der „Kath. Schulztg.“ berichtete Jemand: „Neulich war eine Mutter aus einem ſehr guten Hauſe bei mir. Ihre 12jährige Tochter, ein ſehr braves, frommes und intelligentes Mädchen, kam einmal nach Hauſe und ſagte: „Mutter, der Lehrer lacht immer beim Turnen. Wenn die Mädchen von der Leiter herunterſteigen, ſo bleiben ihnen die Röcke vorne hängen. Wenn ich noch einmal hinaufſteigen muß, ſo werde ich mir die Röcke zuſammenbinden.“

und beide müssen dahin wirken, aber zusammen wirken, daß die Töchterbildung besser werde.

Darüber einiges in den folgenden 2 Abschnitten. Natürlich kann der Gegenstand in diesen wenigen Blättern nicht vollständig behandelt werden. Ich gebe nur kurze Andeutungen, die aus den Erfahrungen und Beobachtungen einer vieljährigen Thätigkeit hervorgegangen sind.

Ich habe dabei vorzugsweise die Töchter des begüterten Mittelstandes im Auge und die Ausbildung derselben in eigentlichen Pensionaten. Denn die Mädchen aus diesen Kreisen bilden die Mehrzahl der Pensionatszöglinge und bei ihnen kommt die Ueberbildung am leichtesten vor und ist die Verbildung am nachtheiligsten. Auch nehme ich einen Unterschied an zwischen Töchterschule und Pensionat, wenngleich beide oft confundirt werden. Die Töchterschule ruht auf der untern Klasse der Elementarschule, führt von da den Unterricht weiter fort und dehnt ihn auf ganz neue Gegenstände aus, ist vorzugsweise Lehranstalt, und wird von den Schülerinnen auf eine lange Reihe von Jahren besucht. Das Pensionat dagegen setzt den Elementarunterricht voraus und hat denselben zu vervollständigen und zweckmäßig zu erweitern; dasselbe ist vorzugsweise Erziehungsanstalt, worin die Zöglinge während eines oder einiger Jahre wohnen.

Denen, die gegen Pensionate für Mädchen aus den gewöhnlichen bürgerlichen Ständen sind, antworte ich kurz: Thatsächlich bestehen dieselben, und mit dieser Thatsache muß man rechnen. Auch sind sie schon an sich und noch mehr durch die heutigen Zeitanforderungen gerechtfertigt. Eine gute zweckmäßige Weiterbildung veredelt Geist und Herz, macht gewandter und umsichtiger, vermittelt manche im praktischen Leben zu verwerthende Kenntnisse und wird heute im geselligen Verkehre verlangt. Sodann sind die halbwüchsigen Mädchen in dieser so gefährlichen Zeit da weniger Gefahren ausgesetzt, als wenn sie zur Ausbildung in Wirthschaften und Gasthöfen geschickt werden; sie werden in der Religion befestigt, die genau geregelte Thätigkeit gewöhnt sie an Ordnung, Gehorsam und Arbeit und dient zur Entwickelung und Befestigung des Charakters. Endlich ist die allgemeine Bildung bedeutend gegen früher fortgeschritten; manche einfache Magd weiß heute aus der Schule mehr, als früher ein im Pensionate gebildetes Mädchen. Also muß auch die Bürgerstochter, die doch später im sozialen Leben über jener stehen soll, ihre Bildung und Kenntnisse entsprechend erweitern,

Digitized by Google

wenn ſie nachher Autorität haben einen guten Einfluß ausüben und überhaupt ihre Stellung in der Familie ſegensreich ausfüllen will.

II.

Fragen wir zunächſt: Was iſt Zweck und Aufgabe eines guten Penſionates?

Antwort: Die religiös ſittliche Erziehung, wiſſenſchaftliche Fortbildung und praktiſche Vorbildung der weiblichen Jugend für den ſpäteren Lebensberuf. — Die Thätigkeit des Penſionates iſt beides zuſammen, Erziehung und Unterricht, Fortbilden in den allgemeinen Kenntniſſen und Vorbilden für das kommende Leben. Aber dieſes alles muß ſich an die weibliche Natur anſchließen und die weibliche Beſtimmung im Auge halten.

Die Beſtimmung und Aufgabe, die Gott dem Weibe hier auf der Welt gegeben, iſt das Leben in der Abgeſchloſſenheit des Hauſes und für die Obliegenheiten des Hauſes. Dieſer Beſtimmung entſpricht die Natur des Weibes: ein reiches Gemüthsleben; dagegen iſt die Verſtandes- und Willenskraft ſchwächer; der Geſichtskreis iſt ein beſchränkter, die Aufmerkſamkeit mehr auf das Nahe und Kleine, auf die zahlreichen Vorkommniſſe und Bedürfniſſe des täglichen Lebens gerichtet. Dafür hat es offenen Blick und kluge Ueberlegung, warmes Intereſſe und unermüdliche Ausdauer, Hingebung und Opfermuth bis in den Tod. Die Ausbildung des Weibes kann alſo nicht darin beſtehen, ihm eine Maſſe gelehrter Kenntniſſe einzutrichtern und es mit der äußern Eleganz ſeiner Manieren zu überfirniſſen, ſondern ſie muß darnach trachten, die Geiſteskräfte harmoniſch zu bilden und zu üben, es mit nützlichen Kenntniſſen zu bereichern und für's praktiſche Leben zu befähigen.

Dieſe Aufgabe ſchließt namentlich Folgendes in ſich: *)

1. Hauptſache iſt die Religion, und zwar muß dieſelbe gründlich gelernt und praktiſch geübt werden.

Die Religion muß dem Weibe Halt geben für's Leben, Kraft

*) Man vergleiche hierzu u. A.: Dupanloup, die Mädchenerziehung; ein Buch, das, wenn auch nicht frei von franzöſiſchen Ueberſchwenglichkeiten, ſo doch reich iſt an tiefen Gedanken und praktiſchen Rathſchlägen. Lachemair, Praktiſcher Leitfaden für weibliche katholiſche Inſtitutszöglinge; ſehr empfehlenswerth. Mélanie van Biervliet, über weibliche Erziehung, bearbeitet von Frl. Ritter. Dupanloup, das Kind; eine Zuſammenſtellung der lehrreichſten Abſchnitte aus ſeinem größeren Werke: Die Erziehung.

zur treuen Erfüllung seiner schweren Pflichten, Ausdauer für sein mühevolles Opferleben. „Nimmt man ihm die Religion, dann nimmt man ihm auch die Moralität, und dann ist das Weib nichts anders, als ein übertünchtes Grab, darin Moder und Fäulniß wohnen (Lachemair). Es bedarf ferner ganz besonders der Religion zu der hohen Aufgabe, die es in der Familie hat, nämlich da die Religion zu pflegen, die Kinder darin zu unterrichten, so recht eigentlich die Priesterin am häuslichen Herd zu sein.

Darum muß im Pensionate ganz besonders Gewicht gelegt werden auf gediegene Frömmigkeit, und was dazu nothwendig ist, gute Religionskenntnisse. Aber man muß Religion und Frömmigkeit richtig verstehen. Es ist damit keine Gefühlsfrömmelei und eine Masse von allerlei Andachtsübungen gemeint. Die wahre Frömmigkeit, wozu die Zöglinge gebracht werden müssen, besteht darin, daß sie alles, was sie thun, als Gottesdienst auffassen nach der Weisung des Apostels: „Ihr möget essen oder trinken oder etwas Anderes thun, thut alles zur Ehre Gottes"; oder daß sie nach dem Grundsatze ihrer himmlichen Mutter: „Ich bin eine Magd des Herrn", sich in allem als Dienerinnen Gottes erkennen, als solche alles durch die Beziehung auf Gott heiligen und sich auch in den gewöhnlichsten und kleinsten Dingen treu und gewissenhaft erweisen. So muß, ohne daß von der Frömmigkeit viel Aufhebens gemacht wird, doch alles, jede Beschäftigung, jede Stunde, jeder Ort vom Hauche der Frömmigkeit durchdrungen sein.

Aber zu dieser Frömmigkeit gehört ein gründlicher, mit der ganzen Wärme eines gottliebenden Herzens vorgetragener Unterricht der Religion und die praktische Weckung des Gewissens. Sie sollen Gott und ihr Ziel recht erkennen, sich an den Erlöser und die heil. Kirche fest anschließen, das Gebet lieben, die kirchlichen Gnadenschätze werthschätzen und ihre Pflichten aus Liebe zu Gott treu erfüllen lernen. „Die Frömmigkeit", sagt Dupanloup, „muß auf dem Grunde eines echten, erleuchteten Glaubens und eines starken Gewissens ruhen; die gefühlvolle Frömmigkeit wird dem Mädchen schon genug von selbst kommen. . . Die echte, wahre Frömmigkeit, die Festigkeit des Glaubens und die Schärfung des Gewissens trägt am meisten zur Gediegenheit der Vernunft bei und gibt dem jungen Mädchen, der jungen Frau, wunderbare Kraft gegen jede Art von Versuchungen, Illusionen und Hirngespinsten."

Der Religionsunterricht muß auf dem Stundenplan eine be-

vorzugte Stelle einnehmen, und es dürfen dafür auch nicht zu wenig Stunden angeſetzt ſein. Der Unterricht ſoll kein gelehrter Vortrag ſein, ſondern ſich einfach an den Katechismus anſchließen, aber gediegen und praktiſch ſein.*) Zum Religionsunterricht gehört auch bibliſche Geſchichte, Kirchengeſchichte, Einführung ins Kirchenjahr und Erklärung der kirchlichen Ceremonien. Daß an Sonn- und Feiertagen Hochamt und Predigt ſtatthaben muß, verſteht ſich von ſelbſt; anderenfalls würden ja die Zöglinge leicht daran gewöhnt, ſich ſpäter Sonntags mit einer „Schnappmeſſe" zu begnügen.

Mit der Religion ſteht enge zuſammen und iſt von gleicher Wichtigkeit die ſittliche Erziehung für's Leben; es iſt das die praktiſche Religion und beſteht darin, daß die Zöglinge ſich durch Belehrung, Anleitung, Uebung und Gewöhnung im Guten befeſtigen. Sie ſollen auf den Ernſt des Lebens aufmerkſam gemacht werden und lernen, daß das Leben nicht Poeſie, ſondern Proſa, kein Ballſaal, ſondern ein Kreuzweg iſt. Vor allem muß ihr Charakter gebildet werden, indem ſie angehalten werden, nicht ſo ſehr aus äußeren Beweggründen, ſondern hauptſächlich aus Gewiſſenhaftigkeit, nicht bloß nach Luſt und Laune, ſondern beharrlich und treu ihre Pflichten zu erfüllen, auch wenn es ſchwer wird und Ueberwindung koſtet. Sie müſſen für die Obliegenheiten des Lebens vorbereitet werden durch Gewöhnung an häuslichen Sinn und geregelte Thätigkeit, und ſollen ſich beherrſchen, ſchweigen, dienen und dulden lernen. „Die wahre Bildung", ſagt Kellner in ſeinen Aphorismen, „welche ich von dem Weibe verlange, möge es ſein und ſtehen, wo es wolle, iſt keine andere, als daß es im Geiſte der Religion dienen lerne. In und mit der Religion wird dem Weibe das Dienen ein ſüßes Joch, denn es begreift, daß ja dieſes Dienen nicht eine ſclaviſche Vernichtung des eigenen Selbſt, ſondern eine freie Unterordnung, ein ſtilles Hingeben an die innere Seite des Menſchenlebens (die Familie), ein Wirken für andere zu

*) Man nehme namentlich auch die zwei letzten Sakramente eingehend durch, die Wichtigkeit des Prieſterthums, die Heiligkeit der Ehe, die Obliegenheiten des Weibes in der Ehe und dann einige Winke für den Umgang mit kleineren Kindern, alſo Erziehungsregeln. Ich bemerke dies, weil es ſo oft unterlaſſen wird; das eine hält man für unnöthig, das andere für zu heikel. Beides iſt verkehrt. Ich habe ſtets gefunden, daß der Unterricht über die Ehe, von den größeren Mädchen, kurz vor ihrem Fortgange ertheilt, mit großem Ernſte aufgenommen wurde. Freilich muß er mit Ernſt vorgetragen werden; Witze gehören ja überhaupt nicht in die Schule, am wenigſten in den Religionsunterricht.

ihrem zeitlichen und ewigen Heile ist. . . . Der Dienst des Weibes ist ein Dienst der Demuth und Entsagung, welcher gern auf jeden Ruhm verzichtet, der über die Schwelle des Hauses hinausreicht."

Das ist die wahre Bildung, die jedem Weibe, ob vornehm oder niedrig, nöthig ist, die zufriedene Töchter, treue Frauen, glückliche Familien macht. Auf diese Bildung muß das Pensionat das Hauptgewicht legen. Ohne diese Bildung ist jede andere nur Schminke, die in den Stürmen des Lebens nicht Stand hält. „Manch' Mägdlein (schreibt Businger in seinem Leben Jesu und Mariä) zählt sich zu den Gebildeten, wenn sie schlüpfrige Romane in der eignen oder gar in einer fremden Sprache zu lesen, süße Briefe zu schreiben, lieblich zu singen und allerhand feine Arbeiten zu verrichten weiß. O großer und schädlicher Irrthum! Eine Tochter mag das alles können und ist doch vielleicht im Grunde eine rohe, gemeine und niedrige Person. Verstand, Phantasie und kunstfertige Hände sind nicht die Hauptsache, sondern das Gemüth. Wenn das Gemüth nicht gebildet worden in den Tagen der Jugend; wenn die Tochter nicht gelernt hat, sich Jesu Christo in herzlicher Liebe anzuschließen, und aus Liebe zu ihm und aus Ehrfurcht vor seinem heil. Gesetze ihre bösen Neigungen zu überwinden; wenn sie nicht bemüht war, gleichzeitig mit den weltlichen Kenntnissen auch christliche Demuth, sanfte Nachgiebigkeit, herzliche Versöhnlichkeit, treue Thätigkeit, kindlichen Gehorsam und jungfräuliche Reinigkeit in ihre Seele aufzunehmen: dann ist alles andere nur ein schlechter Firniß, der bald wieder abfallen wird, wenn die Jugendjahre einmal vorüber sind und die Tochter Gattin und Mutter geworden ist. Dann wird man sie, die früher so schmachtende, so holdselige, so fein gebildete Jungfrau, dann wird man sie sehen, wie sie von Tag zu Tag gröber, eigensinniger, hartherziger, träger, mürrischer, gefallsüchtiger und untreuer wird und dann werden Eltern und Gatten diese falsche Bildung verwünschen, allein zu spät!" Möge doch jedes Pensionat sich vor Gott und vor den Menschen hüten, an solcher falschen Bildung schuld zu sein!

2. Was dann die intellectuelle Bildung betrifft, so darf diese natürlich nicht vernachlässigt, es muß dabei vielmehr in billiger Weise den Anforderungen der Zeit Rechnung getragen werden, aber auch den Standesverhältnissen der Zöglinge. Der Unterricht soll den Geist wecken, seine Kräfte bilden, ihn an selbsteigene geregelte Thätigkeit gewöhnen und ihn mit nützlichen Kenntnissen bereichern, aber nicht, wie so oft geschieht, das

Kind dreſſiren und zur Parade abrichten. Dreſſur iſt nicht Bildung. Die ganze geiſtige Bildung muß Werth haben für's Leben, ſei es für die allgemeine Geiſtesbildung, oder für den beſonderen weiblichen Beruf. Der Unterricht muß ſich in dem weiblichen Geſichts- und Berufskreiſe bewegen und nicht abſtract, ſondern concret ſein, d. h. „man ſoll die Mädchen in die Welt der Wirklichkeit einführen und ſie mit Syſtemen und Theorien verſchonen.“*) Darin wird oft gefehlt. „Penſionate“, ſchreibt A. Stolz, „können recht vortheilhaft wirken. . . . Aber in manchen Penſionaten werden Dinge gelehrt, welche für den weiblichen Beruf werthlos ſind und nur als Luxus und Zeitvertreib betrachtet werden können, während der eigentliche Lebensbedarf weiblicher Perſonen nicht berückſichtigt wird. Die gedeihlichſten Anſtalten für junge Mädchen ſind eben die, wo ſie für das praktiſche Leben, für ihren weiblichen Beruf eingeübt und eingewöhnt werden. Es ſollte jede das lernen, was ſie in den Stand ſetzt, im Nothfall auch ohne Magd eine Haushaltung zu führen, Kranke zu pflegen und Kinder zu beſorgen. Darum wären hier auch geeignete Gegenſtände: Geſundheitslehre und chriſtliche Erziehungslehre, nicht aber Mythologie und Literaturgeſchichte. Letzteres bildet den Kopf und das Herz nicht, ſondern richtet nur ab zu eitlem Geſchwätz, das geiſtig und moraliſch, wo nicht ſchädlich, doch ſo wenig Werth hat, als das Geſchnatter der Gänſe auf einer Herbſtwieſe.“

Was ſoll im Einzelnen gelehrt werden? Ich antworte kurz Folgendes (für weiteres auf Herchenbach's Broſchüre, Lachemair's Leitfaden u. a. verweiſend):

Vor allem praktiſches Rechnen (keine gelehrten Operationen) und gründlicher Unterricht in der deutſchen Sprache. Die Zöglinge ſollen richtig und mit Verſtändniß leſen, gefällig ſchreiben, ihre Gedanken richtig und klar ausdrücken und niederſchreiben lernen und die im gewöhnlichen Leben vorkommenden Schreibereien gut und exact auszuführen verſtehen. Kleine, dem Geſichtskreiſe der Mädchen entnommene Aufſätze ſind ſehr wichtig, aber nicht, wie ſo oft geſchieht, bogenlanges Geſchreibſel über abſtract didaktiſche Gegenſtände. Dieſe paſſen nicht für die weibliche Natur; die Schülerin verfällt daher in moraliſirendes Gewäſch und ſucht die Armuth ihrer Gedanken durch Schwulſt und Ueberſchwenglichkeit zu verbergen.

*) Roſſus, Real-Encyklopädie, s. v. Töchterſchulen.

Auch mit den Erzeugnissen der vaterländischen Literatur sollen die Zöglinge nicht unbekannt bleiben. Jedoch „möchte ich „die Literaturgeschichte" ganz von den Lectionsplänen unserer höheren Töchterschulen gestrichen sehen. Hochmuth und Mangel an pädagogischer Einsicht haben sie auf diese Stelle gesetzt. . . . Mit der Literaturgeschichte will ich keineswegs auch die Poesie aus unseren Schulen verbannt wissen; gerade sie soll in die Schulen rein und unverfälscht verpflanzt werden. . . . Es genügt für eine wahre, unverfälschte Bildung des weiblichen Geschlechts, wenn eine Reihe chronologisch geordneter Dichtungen gelesen, erklärt und zum sinnigen Verständniß gebracht, hienach aber einzelne memorirt werden. An diese Poesieen mögen sich dann einzelne sachliche und formelle Erklärungen, historische und biographische Notizen, Belehrungen über die Gattungen und Arten der Dichtungen, über Metrik und Reim anschließen, alles gelegentlich ohne Zwang und Ueberfluß. . . ."*) Dieses alles geschehe an der Hand eines guten Lesebuches; zu empfehlen sind z. B. die Bücher von Kellner, Sommer u. A.; für weiteren Unterricht Reuter's Literaturstunden und Hülskamp's „Meisterwerke unserer Dichter."

Daß auch die Realien berücksichtigt werden müssen, ist selbstverständlich. Der Unterricht biete aber nur solches, was Nutzen hat für die allgemeine Geistesbildung oder für's praktische Leben. Er lehne sich an's Lesebuch an und sei anschaulich und concret; keine Theorieen und Systeme,**) nicht todte Gerippe, spanische Dörfer und chinesische Heimathskunde. Es soll auch nur aus der Geographie, Geschichte, Naturlehre und Naturgeschichte Zweckmäßiges gelehrt werden; das Andere, z. B. Chemie, Astronomie, Mythologie u. drgl. falle fort. Ueberhaupt gebrauche man für die Unterrichtsgegenstände nicht die fremden, gelehrt klingenden Namen; es steckt ja doch nicht viel dahinter, dient aber dazu, die kleinen Köpfchen zu verdrehen, daß sie sich für Wunder von Gelehrsamkeit halten.

Fremde Sprachen mögen und sollen geübt werden, wo und soweit es einen praktischen Zweck für's Leben hat; wo nicht, pflege

*) Kellner, Gedanken über den Unterricht in der Literaturgeschichte, im Bonner Literaturblatt 1867.

**) „Unsere Mädchen", sagt Herchenbach, „studiren Botanik und wissen Klassen und Ordnungen herzusagen, aber sie können oft den Roggen nicht vom Weizen und den Apfelbaum nicht vom Birnbaum unterscheiden."

man dafür lieber mehr die Mutterſprache, die oft ſo ſtiefmütterlich behandelt wird. Das gilt namentlich auch in Betreff der franzöſiſchen Converſation.

Im Penſionate finden auch manche kleinere Künſte freundliche Pflege, als Geſang, Zeichnen, Malen und feinere Handarbeiten. Dieſelben haben ihre Berechtigung und ihren Werth. Sie dienen zur Bildung des äſthetiſchen Gefühls, das ja im weiblichen Leben eine ſo große Rolle ſpielt, und helfen oft ſpäter eine müßige Stunde edel und nützlich zu verbringen. Nur müſſen ſie nebenſächlich betrieben werden, ſo daß nützlichere Lehrgegenſtände nicht darunter leiden, und darf ihnen in gewöhnlichen Penſionaten nicht die Aufmerkſamkeit und Zeit gewidmet werden, wie in höheren; ein Unterſchied, der manchmal vergeſſen wird.

Das Klavierſpiel iſt offenbar nur bei ſolchen Kindern nützlich und bildend, die dafür Talent, Zeit und Ausdauer haben; das iſt aber nur bei den wenigſten der Fall, und doch ſollen gewöhnlich alle es lernen. „Ich liebe das Klavier", ſagt M. v. Biervliet, „wenn das Spiel unſerer jungen Künſtlerinnen ein ſeelenvolles iſt. . . . Aber es thut mir wehe, wenn ich ſehe, daß kleine Mädchen ohne muſikaliſches Talent die köſtlichſten Stunden ihrer Kindheit damit hinbringen, die Taſten zu ſchlagen, die falſch unter ihren ungeſchickten Fingern klingen. Bedauert mit mir dieſe armen Kleinen, die ihr Unvermögen ſo gut fühlen, aber ſich dem Willen ihrer blinden Eltern opfern müſſen." Und nicht blos kleine; manchmal ſind es ſchon große Mädchen, die noch damit anfangen ſollen. Man verſchone doch dieſe und überhaupt alle damit, die kein Talent dafür haben, die nie ſpielen lernen, ſondern ewig am Klimpern bleiben; und das ſind die Meiſten.

Auch der äußere Anſtand darf nicht vernachläſſigt werden; jedoch muß dieſer Unterricht über Haltung und Benehmen nicht bloße Politur und Complimentenmacherei bezwecken, ſondern ebenfalls in der Religion gründen, nämlich in der religiöſen Achtung, die der Menſch ſeinem Körper, ſeinen leiblichen und geiſtigen Fähigkeiten und jedem Nebenmenſchen ſchuldig iſt.

Dagegen bin ich durchaus gegen eigentlichen Tanz- und Turnunterricht. Weder die Ausbildung des äußeren Anſtandes noch die Conſervirung der Geſundheit fordern dieſes. Die Turnwuth gehört zu den modernen Schulkrankheiten. Man gönne den Zöglingen nur eine gehörige Erholung, laſſe ſie aber in den Erholungsſtunden nicht ſpazieren ſchländern, oder hinter dem Ofen hocken, ſondern die Er-

zieherin halte sie an und helfe mit, daß sie sich dann tüchtig körperlich bewegen durch muntere Spiele und gymnastische Uebungen; das erhält den Körper gesund, bewahrt den Geist frisch, macht die Glieder gelenkig, und damit ist Turnen überflüssig. Auch der Tanzunterricht gehört nicht ins Pensionat. Der ganze Jugendunterricht ist eine ernste Sache und hat einen sittlichen Zweck; das gilt also auch von jedem Theilchen dieses Unterrichtes. Was keinen sittlichen Zweck hat, soll auch nicht Unterrichtsgegenstand sein. Nun wüßte ich nicht, welchen sittlichen Zweck das Tanzen hätte; also gehört's nicht dahin. Der sittigende Nutzen, den es gewähren soll, läßt sich einfach durch praktischen Anstandsunterricht erreichen. Wenn zudem Tanzstunde und Religionsstunde auf demselben Lehrplane zusammenstehen, dann erhält das Tanzen dadurch in den Augen der Mädchen eine gewisse Sanction; und wenngleich ich nicht alles Tanzen verurtheile, so halte ich es doch nicht für so harmlos, daß es durch stundenplanmäßigen Unterricht gebilligt und eben dadurch thatsächlich empfohlen werden dürfte. Man führt freilich an, daß das Tanzenlernen im Pensionat mit weniger Gefahr verbunden sei, als in der Welt. Indeß durch diesen bloßen Nützlichkeitsgrund kann ein prinzipielles Bedenken nicht entkräftigt werden. Dann lassen sich auch die vorgeschützten Gefahren in der Welt bedeutend vermindern, wenn die Eltern fordern, daß der Unterricht am hellen Tage stattfinde und sie ihre Kinder gehörig überwachen. Auch lasse man sie, wo es nun sein muß, das Tanzen nicht zu spät lernen; schon vor der Pension.

3. Endlich muß bei der ganzen Pensionatserziehung die Ausbildung für's Haus im Auge gehalten werden. „Es sollen (wie kürzlich das Westf. Vbl. schrieb) die Mädchen vor allem das lernen, wofür sie da sind: Hauswesen und Kochen. Französisch und Englisch ist oft überflüssig; Musik, Literatur und Geschichte sind angenehme Beigaben; aber Küche und Hauswesen sind unbedingt nothwendig, auch wenn die Mitgift noch so groß ist. Man mache aus ihnen keine Modepuppen, sondern tüchtige Hausfrauen. Vorerst die Küchenschürze, Kochtopf, Kehrbesen, dann, aber erst dann, mag sie auch die Musikmappe in die Hand nehmen. Worauf kommt's denn beim Weibe an? Was rühmt der Mann an seiner Frau etwa in der Gesellschaft? Vielleicht: Meine Frau singt, spielt, malt, kann sogar Französisch? Nein! aber er ist stolz darauf, wenn er in der Gesellschaft sagen kann: Ich habe eine tüchtige Hausfrau, die ver-

ſteht das Kochen und das Hausweſen.“ Darauf muß alſo in Erziehung und Unterricht gebührend Rückſicht genommen werden.

Damit iſt aber nicht geſagt, daß die bürgerlichen Penſionate ausſchließlich Haushaltungspenſionate ſein ſollen. Man begegnet dieſer Richtung jetzt viel; es iſt das der natürliche Rückſchlag unſerer unnatürlichen Töchterbildung. Gewiß ſind Haushaltungspenſionate, wo größere Mädchen die hauswirthſchaftlichen Geſchäfte praktiſch erlernen, ſehr gut; namentlich für ſolche Mädchen, die in einfachen Verhältniſſen leben und ſich bei gutem Talente einer gediegenen Schulbildung erfreuten, oder die ſchon anderswo, etwa auf einer Töchterſchule, die erforderliche weitere Ausbildung genoſſen haben. Aber es iſt einſeitig, ihnen ausſchließlich das Wort zu reden. Man kann den Eltern kein Unrecht geben, wenn ſie es vorziehen, die Tochter in den häuslichen Arbeiten ſelber zu unterrichten, oder ſie dafür bei einer befreundeten Familie eine zeitlang unterzubringen; dagegen aber für dieſelbe im Penſionat das wünſchen, was ſie ihr nicht ſo bieten können und worin von der Schule her vielleicht noch manche Lücken ſind, nämlich eine gründliche theoretiſche Durchbildung in den allgemein nützlichen Kenntniſſen.

Wohl aber ſollen die Zöglinge im Penſionat einigen hauswirthſchaftlichen Unterricht erhalten, namentlich praktiſche Winke über Haushaltungskunde, Geſundheits- und Krankenpflege. Auch auf die Erlernung der weiblichen Handarbeiten muß gebührende Sorgfalt verwandt werden, und zwar müſſen die nützlicheren, alltäglichen, vor den feineren den Vorzug haben. Das verdient wohl bemerkt zu werden, weil die Fräuleins gewöhnlich lieber ſticken als flicken; leider huldigen auch manchmal die Eltern dieſer unhäuslichen Richtung.

III.

Was haben die Eltern zu beachten, damit das Penſionat ihrem Kinde nutzbringend werde? Das iſt die andere und die wichtigſte Frage; denn von den Eltern hängt das meiſte ab. Sie können der modernen Verbildung wirkſam entgegen arbeiten, wenn ſie eine natur- und zweckentſprechende Ausbildung für ihre Töchter fordern und ſie nur ſolchen Anſtalten anvertrauen, die dieſen Anforderungen entſprechen. Ohne ſie können die Penſionate es nicht. Dieſe müſſen vielmehr, von zwei Uebeln das geringſte wählend, in manchen Punkten nachgeben und mit dem Strome ſchwimmen. Und ſie thun gut daran, daß ſie ſich auf dieſe Weiſe halten; beſſer als

wenn, wo sie nicht nachgeben, die Töchter in akatholische oder confessionslose Anstalten geschickt werden.

Was die Eltern bei der Ausbildung ihrer Töchter besonders zu berücksichtigen haben, läßt sich unter die 3 Punkte bringen: Pensionat; Zeit; Kind.

Erstens, in Betreff des Pensionates, wohin sie die Tochter zur Ausbildung bringen wollen, möchte ich hauptsächlich Folgendes hervorheben:

1. Die Anstalt sei ein eigentliches Pensionat, d. h. ein Internat, wo das Kind zu seiner Erziehung ein oder ein paar Jahre weilt und wohnt. Auch das Pensionat kann Externe haben; aber sie bilden die Ausnahme. Zur gedeihlichen Erziehung ist nöthig, daß das Kind auf einige Zeit ganz unter fremden Augen, unter steter Aufsicht der Erzieherinnen und im steten Verkehre mit den Gespielinnen sei. Da treten die Fehler hervor, die abzuschleifen sind; da bieten sich täglich die verschiedensten Anlässe, es zu erziehen, zu belehren und an die im Leben nöthigen Tugenden zu gewöhnen; da lernt es, auf seinen Nebenmenschen Rücksicht nehmen und sich gegenseitig ertragen. Da ist es auch den für die Erziehung so nachtheiligen Einflüssen, die im Hause leider oft vorkommen, entzogen.

2. Ein katholisches Pensionat. Das folgt aus dem vorhin Gesagten. Die Religion muß die Atmosphäre sein, worin die Zöglinge leben, und welche die ganze Erziehungsthätigkeit und jede einzelne Unterrichtsstunde durchdringt. Darum sind auch im allgemeinen klösterliche Institute vorzuziehen, wie denn auch meistens die Pensionate von Ordenspersonen geleitet werden. Ich sage: im allgemeinen; denn es gibt da Ausnahmen auf beiden Seiten.

Katholische Eltern laden eine schwere Verantwortung auf sich, wenn sie ihr Kind in eine protestantische oder confessionslose Anstalt schicken. Die Ausrede: „da lernt es mehr", trifft nicht zu; oder was es etwa mehr lernt, ist solches, was für's Leben keinen Werth hat. Und mag es da auch noch so viel lernen, die religiöse Bildung leidet Schaden, und das kann durch keinen Vortheil aufgewogen werden.*) Man sage

*) In einer sonst katholischen Familie wurde einem mir befreundeten Geistlichen offen erklärt: „Die katholischen Pensionate ständen zu tief, und darum habe man die Tochter in ein protestantisches Pensionat geschickt, das mehr auf der Höhe der Zeit stehe"!! Und so denken und handeln Manche. — Auch das ist nicht selten, daß katholische Eltern ihre Töchter deshalb nicht in ein klösterliches Institut schicken, „weil sie da zu fromm erzogen würden"!!!

nicht: „Es wird da ja auch katholiſcher Religionsunterricht ertheilt. Ich will das zugeben. Ich will auch zugeben, daß weder von Seite der Lehrerinnen noch der Schülerinnen, weder offen noch verdeckt irgend etwas wider den Glauben der katholiſchen Zöglinge geſchieht. Aber auch dann noch antworte ich mit A. Stolz: „Wenn auch ein junger geiſtlicher Herr wöchentlich einen Vortrag haltet, ſo wird dies religiös ungefähr ſo viel wirken, als wenn man ein Zimmer dadurch wärmen wollte, daß eine Lampe in den Ofen geſtellt wird.“ Nicht Religionsſtunden allein thun es, ſondern Religion muß da ſein.*) Anſtalten, die nicht von religiös chriſtlichem Geiſte durchdrungen ſind, trifft das harte aber nicht ungerechte Urtheil, was Stöckl in ſeiner Pädagogik fällt: „Wenn der chriſtlich-religiöſe Geiſt vernachläſſigt wird, ſo hat die höhere und feinere Bildung, die die Töchter in den Penſionaten genießen, gewöhnlich zur Folge, daß die fehlerhaften Neigungen des Weibes bei den Zöglingen in weit höherem Grade hervortreten, als wenn ſie außer einem Penſionate lebten. Eitelkeit, Modeſucht, Coquetterie und Männerſucht erſcheinen unter der gedachten Vorausſetzung nur zu häufig als Früchte der Penſionats-Erziehung. Dazu geſellt ſich dann nicht ſelten ein vornehmes Gelehrtthun, welches das Weib um ſo unerträglicher macht, je weniger es in die Atmoſphäre ſeiner Wirkſamkeit paßt, oder aber eine verſchrobene Sentimentalität, wodurch das Weib für das praktiſche Leben und für die Familienleitung ganz untauglich wird. Wehe dem Manne, der eine ſolche „Inſtituts-Dame“ zur Frau haben muß!“

3. Ein ſtandesgemäßes Penſionat. „Bei der Erziehung eines Mädchens“, ſagt Fénélon in ſeiner Töchtererziehung, „muß man ſeinen Stand berückſichtigen, den Ort, an dem es einſt leben und die Beſchäftigung, die ihm wahrſcheinlich obliegen wird.“ Es muß nothwendig in den Penſionaten Rang, Unterſchied und Abſtufung geben, je nach den Ständen: Penſionate für den Adel, Penſionate für die höheren Kreiſe der bürgerlichen Geſellſchaft und Penſionate für die verſchiedenen Kreiſe des begüterten Mittelſtandes aus Stadt und Land. Die Zeit des Aufenthaltes, die Unterrichtsgegenſtände und das Maß der Kenntniſſe, die ganze Erziehung, Ausbildung und

*) Was derſelbe Schriftſteller ſo unvergleichlich ſchön von der Mutter ſagt: „Eine Mutter ohne Religion wirkt unter Kindern, wie ein Eisblock im Blumenbeet“, — das gilt auch an zweiter Stelle von der, welche zeitweilig die Mutter erſetzen ſoll, von der Erziehungsanſtalt.

Anleitung fürs Leben muß offenbar verschieden sein, je nach den verschiedenen Lebenskreisen, aus denen die Kinder kommen und in welchen sie voraussichtlich später leben werden. Darum ist es ganz besonders für die Eltern des Mittelstandes wichtig, daß sie ihre Töchter in den für sie passenden, einfach bürgerlichen Pensionaten erziehen lassen.

Aber da gehts nun leider ähnlich, wie mit der Mode. Die Mode soll den Standesunterschied ausdrücken und die Nachahmung der Mode geht aus dem Bestreben hervor, die Standesunterschiede zu verwischen; die mittleren Stände wollen es den höheren und die niederen den mittleren gleichthun. So wollen auch manche Eltern bei der Ausbildung ihrer Töchter zu hoch hinaus. Ein passendes, einfaches, bürgerliches Pensionat ist ihnen nicht fein genug; das Töchterchen muß in ein vornehmeres Institut. Dort wird es nun, weil es nicht dahin gehört, über seine Lebensverhältnisse hinaus gehoben. Es lernt nicht, was es später brauchen muß. Der Umgang, der Unterricht, die ganze Einrichtung verdrehen ihm das Köpfchen. Es kommt nach Hause zurück und findet sich nicht mehr zurecht und ist mit seinen Verhältnissen unzufrieden. Durch ihre unsinnige Liebe haben die Eltern das Kind fürs Leben unglücklich gemacht, und zum Dank für die Opfer, die sie gebracht, macht es ihnen Verdruß, mag nicht arbeiten, schämt sich ihrer sogar! Dann klagt man über Verbildung durch das Pensionat! Nein, Eltern! dann klagt über Euch! es ist das Werk und die Strafe Eurer Kurzsichtigkeit, wenn nicht gar (verzeiht!) Eurer Eitelkeit.*)

4. Wo ein geistlicher Rector ist und gilt. Die von Gott angeordnete Erziehung ist die Erziehung in der Familie. Da wirken 2 Factoren zusammen: die eigentliche Erziehung der jüngeren Kinder und der Mädchen überhaupt besorgt die Mutter, aber der Vater überwacht dieselbe und greift, wo es nöthig ist, ein. Man weiß im Pensionate recht wohl aus Erfahrung, daß die Erziehung

*) Das Streben, über die bestehenden Standesverhältnisse hinaus zu schreiten, ist eine gefährliche Krankheit unserer Zeit nicht bloß in den untern Schichten, sondern auch gerade in den mittleren Ständen. Daher das Studiren so vieler Knaben ohne Beruf und Talent; daher unsere vielen Gouvernanten und Schulamtscandidatinnen; daher die vielen stellesuchenden Commis, Schreiber, Postgehülfen u. s. w. Aus den verkommenen und darbenden Halbgebildeten, die als Handwerker vergnügt leben würden, rekrutiren sich zum großen Theil die Führer und Schürer des Communismus, dessen Ziel ja auch die Aufhebung der Standesunterschiede ist.

jener Mädchen, wo der väterliche Einfluß ganz fehlte, gewöhnlich mangelhaft iſt. Nun ſoll das Penſionat die Familie in der Erziehung unterſtützen, ja im gewiſſen Sinne erſetzen; folglich müſſen auch hier nach dem Vorbilde der Familie die 2 Factoren zuſammenwirken.

Der Unterricht und die eigentliche Erziehung der weiblichen Jugend ſoll freilich, und kann auch wahrhaft gedeihlich nur vom Weibe geſchehen. Aber ein Mann und zwar (das liegt in der Natur der Verhältniſſe) der Geiſtliche, der, von der kirchlichen Behörde dafür geeignet gehalten, in die Anſtalt geſtellt iſt, muß Unterricht und Erziehung überwachen, leiten, und wo es nöthig iſt, eingreifen können. Dem Weibe, das leicht den Gefühlen folgt und auf Kleinigkeiten hält, fehlt oft bei der Erziehung die nöthige Umſicht, bei der Leitung die erforderliche Conſequenz, bei der Beurtheilung einzelner Fälle der richtige Maßſtab.

Ferner muß die Religion, wie früher dargethan, das Ganze durchdringen; die religiöſe Leitung iſt aber Sache des Prieſters und nicht das Weibes, das ſelber dieſer Leitung bedarf. Er hat dafür eine beſondere Gnade durch die Weihe und die nöthigen Kenntniſſe durch theologiſche Studien und ſeelſorgliche Praxis; die Erzieherin, und ſei ſie auch Ordensperſon, ſoll da nicht eigenmächtig vorgehen. Sodann iſt es, und beſonders in jetziger Zeit des Kampfes gegen die Kirche, außerordentlich wichtig, daß den Mädchen für ihre ſpätere Aufgabe in der Familie ein inniger Anſchluß an, und ein kindlicher Gehorſam gegen die Kirche tief eingeprägt werde; das wird aber nur erreicht, wenn ſie das Beiſpiel davon lebendig vor Augen haben, wenn ſie ſehen, wie in der Anſtalt thatſächlich der Prieſter als Vertreter der Kirche geachtet, mit ihm berathen, auf ihn gehört wird, und ſie bei der ganzen Erziehung ſeine Thätigkeit gewahr werden. Endlich iſt nicht zu überſehen, daß der Prieſter mitten im wirklichen Leben ſteht, was bei Ordensſchweſtern nicht der Fall iſt, weßhalb ſie leicht Gefahr laufen, unpraktiſche Rathſchläge und verfehlte Lebensanweiſungen zu geben.

Man denke nicht, in einem klöſterlichen Penſionate, wo eben alles religiös iſt, ſei der Prieſter weniger nöthig. Nein; je mehr das religiöſe Leben gepflegt wird, um ſo nothwendiger iſt die Leitung durch die Kirche und deren einzigen Vertreter, den Prieſter; ſonſt iſt die Gefahr um ſo größer, auf allerhand Abwege zu gerathen. Die prieſterliche Wirkſamkeit im Penſionate iſt demnach eine ſehr wichtige; beſſer ein weltliches Penſionat mit dem gebührenden Einfluſſe eines Prieſters, als ein klöſterliches Inſtitut ohne dieſes.

5. Ein deutsches Pensionat. Die ausländischen Pensionate haben selbstverständlich ihre nationalen Eigenthümlichkeiten, die das deutsche Mädchen, zumal bei dem Hange nach Fremdländischem, nur zu leicht annimmt. Die Liebe und das Interesse für das eigene Vaterland leiden darunter und verkümmern. In manchen französischen und belgischen Pensionaten herrscht zu viel Aeußerlichkeit, Ziererei, und Sentimentalität. Die Ausbildung in solchen Anstalten trägt mit dazu bei, daß manche gute deutsche Sitten und Trachten schwinden und fremdländische Erzeugnisse der Kunst und Industrie dem Einheimischen vorgezogen werden. Dann ist namentlich in vielen belgischen, Instituten (die dortigen deutschen Niederlassungen meine ich nicht) die religiöse Bildung zu mangelhaft. Höchstens ertheilt ein Geistlicher wöchentlich eine halbe oder eine ganze Stunde Religionsunterricht. Alles andere besorgt eine Schwester und besteht bloß im Abhören des Katechismus, gewöhnlich ohne jegliche Erklärung (was noch ein Glück ist). Von biblischer Geschichte und Kirchengeschichte ist keine Rede. Hochamt und Predigt an den Sonn- und Feiertagen finden nicht statt, und werden so die Zöglinge leicht auch für später dem feierlichen Gottesdienste und der Predigt entwöhnt. Selbst in das Gewissensgebiet der Kinder greift man ein und scheut sich nicht, sogar den Sakramentenempfang zu bestimmen, ein Unfug (um kein härteres Wort zu gebrauchen) der auch wohl hie und da in einem deutschen Pensionate vorkommt. Einen geistlichen Rector haben sie nicht und wollen sie natürlich auch nicht. So fehlt, trotz frommer Uebungen, Medaillen und Rosenkränzlein, woran gewöhnlich kein Mangel, doch die eigentliche Religion, die Einführung in die Religion und das Leben aus der Religion, wie u. A. Dupanloup es so nachdrücklich fordert.

Zweitens, was die Zeit der Ausbildung betrifft, so gelte dafür die Regel: Nicht zu früh hin, — nicht zu lange drin! Die Kinder dürfen nicht zu früh und nicht zu lange dem häuslichen Leben entzogen werden. Wenn viele gegen das Pensionat als Internat sind, so kommt es eben daher, daß man oft rücksichtlich dieser beiden Punkte Pensionat und Töchterschule verwechselt.

1. Nicht zu früh ins Pensionat. Das Pensionat setzt, wie früher dargethan, den eigentlichen Elementarunterricht voraus und legt das Hauptgewicht auf die sittlich-praktische Erziehung für den weiblichen Lebensberuf. Das kann aber nicht erreicht werden, wenn das Kind zu früh hinkommt, wenn es noch zu sehr kindisch und flatterhaft ist. Erst um das Ende der Schulzeit wird das

Mädchen körperlich geſetzter und geiſtig ruhiger, ernſter, verſtändiger, nachdenkender, und damit empfänglich für das, was das Penſionat bieten ſoll; dann alſo ſchicke man es ins Penſionat, nicht früher. Es iſt eine Unſitte, das Kind, ſei es aus Gemächlichkeit, um mit der Erziehung keine Laſt zu haben, ſei es aus Profitlichkeit, um es bald im Hauſe gebrauchen zu können, zu früh ins Penſionat zu bringen. Es können Fälle vorkommen, die eine Ausnahme zulaſſen oder ſogar räthlich machen; aber im Allgemeinen gehören Schulkinder nicht ins Penſionat, Kleine erſt recht nicht. In Belgien und Frankreich iſt das freilich Sitte; jedoch muß dieſe nach den dortigen Verhältniſſen beurtheilt und auch vielfach entſchuldigt werden. Aber deutſche Eltern ſollen das nicht nachahmen. Wo kein beſonderer Grund vorliegt, ſollen die Kleinen in der Familie aufwachſen; das iſt nach Gottes Anordnung die Atmoſphäre, worin ſie am beſten gedeihen. Zu früh daraus entfernt, werden ſie nur zu leicht Treibhauspflanzen.

Jedoch werde die Tochter auch nicht zu ſpät ins Penſionat gebracht, nachdem ſie bereits die Welt genoſſen und alle Kindlichkeit abgeſtreift hat. Ein Weltkind paßt nicht mehr ins Penſionat, hat dort für ſich keinen Nutzen, iſt für die Erzieherinnen eine Plage, und wird für andere eine Gefahr. — Kurz, das Mädchen ſei nicht mehr ganz kindiſch, aber doch noch recht kindlich; dann profitirt es am meiſten in der Anſtalt.

2. Nicht zu lange im Penſionat. Ein vieljähriger Aufenthalt taugt im Allgemeinen nicht. Die Regel mag anderthalb bis zwei Jahre ſein; bei einfacheren Verhältniſſen genügt ſchon ein Jahr. Uebrigens richtet ſich dies im Einzelnen nach dem Alter und den Lebensverhältniſſen des Kindes, nach ſeiner ſittlichen Entwicklung und geiſtigen Befähigung. Oft iſt einem Kinde, das ſchon mehrere Semeſter in der Anſtalt war, ein weiteres Halbjahr von größerem Nutzen, als die ganze vorhergehende Zeit, und würde ohne dieſes die Erziehung unvollendet bleiben und bald alles wieder verwiſcht ſein. Verſtändige Eltern werden über dieſen wichtigen Punkt mit den Erzieherinnen berathen und nicht bloß auf die ortsübliche Mode oder den Kalender Rückſicht nehmen. Es muß eben in der ganzen Ausbildung des Kindes eine gewiſſe Reife und Feſtigkeit erreicht ſein (ſo weit das zu erreichen iſt); ſonſt iſt's nur halbes Werk, und halbes Werk taugt nirgends, am wenigſten in der Erziehung.

Drittens endlich, in Betreff des Kindes ſelbſt und ſeiner Ausbildung, dürfen Eltern nie vergeſſen, daß gerade ſie

mit dem Kindersegen zunächst auch die eigentliche Erziehungspflicht und dafür eine besondere Erziehungsgnade haben. Diese Pflicht können sie nie ganz von sich abwälzen und von dieser Gnade sollen sie einen ergiebigen Gebrauch machen.

Die Eltern müssen zur Erziehung des Kindes das meiste thun; sie müssen damit anfangen lange vor der Pension des Kindes, müssen positiv mitwirken während der Pension und die Erziehung fortsetzen nach der Pension. — Gerade hier erwachsen den Erzieherinnen bei all' ihrem Streben und Mühen die meisten Dornen und Hindernisse; man gestatte mir daher, wenigstens auf einiges hinzuweisen.

1. Vor der Pension. Das Pensionat kann nur dann mit gutem Erfolge erziehen, wenn die häusliche Erziehung bereits einen guten Grund gelegt hat. Wo dieser fehlt, ist gewöhnlich das Wirken im Pensionate fruchtlos, und was noch erreicht wird, ist meistens nur ein Bau auf Sand; der geringste Sturm nachher fegt es wieder weg. Aber gerade an dieser so nothwendigen häuslichen Vorerziehung fehlt es oft so sehr und das ist in den letzten Decennien nicht besser geworden; Bequemlichkeit und Weichlichkeit, Kurzsichtigkeit und Unverstand wirken da zusammen. Man läßt das Kind in all' seinen Launen aufwachsen, es bekommt immer seinen Willen, wird nie gestraft, nur gelobt und geherzt, bis es von der Schule ins Pensionat kommt. Da soll nun alles nachgeholt und gut gemacht werden; aus dem verwöhnten Liebling soll, dazu noch in kürzester Zeit, ein Musterbild aller Artigkeit werden! Unmöglich! Das Pensionat ist keine Besserungsanstalt für verwahrloste Kinder; und verwahrlost nenne ich auch die, welche, wenngleich noch so üppig gepflegt, doch in der moralischen Erziehung vernachlässigt sind. — Wollten doch die Eltern besser vorerziehen, mit mehr Ernst und weniger Weichlichkeit!

2. Während der Pension. Auch da müssen die Eltern zur Erziehung des Kindes behülflich sein.

Zunächst sollen sie nicht die Thätigkeit der Anstalt hindern durch allerhand ängstliche Vorschriften, die sie (ohne wirklichen Grund) beim Bringen des Kindes geben. Das kommt so oft vor. Das arme Kind ist so zart gebaut, so schwach, so reizbar, hat so leicht Kopfschmerzen oder Krämpfe; man wolle ihm doch ja kein hartes Wort sagen, nicht seinem Willen entgegen handeln, es nicht zuviel anstrengen; es darf sich nicht aufregen, muß viel Erholung, besondere Speisen und Getränke haben; der Herr Doktor hat das auch

gesagt u. s. w. Aber, verehrte Frau Mama, was soll denn das Töchterchen eigentlich im Pensionat? Kostdame oder Schülerin? Ueberlassen Sie die Sorge für das körperliche Wohlsein ruhig den Erzieherinnen; die werden schon wissen, was ihm gut und nachtheilig ist, und werden gewissenhaft dafür sorgen; seien Sie deß' sicher. — Aber, bitte, theilen Sie lieber beim Bringen den Erzieherinnen die geistigen Mängel und Gebrechen mit und wollen Sie diese nicht verhehlen. Auch das geschieht so oft aus falscher Schonung, die zudem ganz unnütz ist. Denn die Erzieherinnen erwarten durchaus nicht, daß das Kind ein Engel sei, und seine Fehler werden schwerlich auf die Dauer verborgen bleiben. Aber für die Erziehung ist es von großem Vortheil, wenn sie sofort seine Schwächen kennen um es gleich demgemäß zu behandeln.

Zu dem Mithelfen gehört ferner, daß die Eltern viel für das Kind beten. Denn Gottes Gnade ist zur Erziehung nöthig und der Eltern Gebet um diese Gnade wird Gott besonders reichlich lohnen. Es wäre besser, wenn manche Eltern ihr Gebet für das Kind mehr zum Himmel schickten, statt Woche auf Woche demselben in süßlichen Briefen „ganze Säckchen voll Küsse" zu schicken.

Sodann muß die Anstalt bei der Erziehung selbst an den Eltern einen festen Rückhalt haben. Sie sollen das erziehliche Wirken und die dafür nöthigen Anordnungen und Bestimmungen durch ihre Autorität unterstützen und, wo es sein muß, auch mit eingreifen. Das energische Wort eines verständigen und religiösen Vaters, der aber auch seinen Worten Nachdruck zu geben weiß, wirkt oft mehr, als alles sonstige Mahnen und Strafen; gerade da zeigt sich wieder die den Eltern verliehene Erziehungsgnade. Wenn aber statt dessen die Eltern den unzufriedenen Aeußerungen des verwöhnten Kindes ein williges Ohr leihen und ihm alles, was es gerne will, gewähren; wenn sie die Klagen der Erzieherinnen über das Kind nicht hören mögen, es entschuldigen, ihm recht geben, oder es gar durch Liebkosungen in seinen Verkehrtheiten bestärken; wenn sie bitten und versprechen, wo sie ernstlich befehlen sollten, und falls sie eine ernste Miene machen, sich durch das Thränenwasser, woran das Töchterchen, besonders ein „lieb' Engelchen" stets großen Vorrath hat, alsbald erweichen lassen; wenn sie Strafe drohen und Zuckerbrod geben: dann wird alles Wirken der Anstalt lahm gelegt, und „süß' Herzchen" kehrt als ungezogenes Fräulein heim. Die Schuld davon wird dann gewöhnlich wieder dem Pensionat zugeschoben.

3. Nach der Pension. Beim Scheiden der Zöglinge aus der Anstalt ändert sich für dieselben alles. Die Zucht und Leitung des Pensionats ist nun vorüber, ein neues Leben winkt ihnen rosig schön. Sie schreiten von der harmlosen Kindheit in die goldigen Jugendjahre, von der Gebundenheit in die Freiheit. Freiheit! welch' verführerischen Zauber übt doch dieses Wort auf das jugendliche Gemüth! Frei?! Ja wohl, frei wie das Schiff, wenn es aus ruhigem Hafen hinaussteuert ins brandende Meer und auf schaukelnden Wogen tanzend dahin gleitet, Klippen und Stürmen entgegen. — Da hängt nun viel, oft alles davon ab, daß die Tochter zu Hause kundige Führung und kräftige Stütze finde. Denn das Pensionat leitet seine Zöglinge wohl zum Guten an, aber es bildet keine vollendete Mustermädchen, die ganz von selbst den Weg der Tugend und Pflicht wandeln; dafür müßte es besseren Boden finden und längere Zeit haben. Vielmehr, wie A. Stolz bemerkt, „je sorgsamer die Jugend vor Bekanntschaft mit dem Bösen in der Welt bewahrt, je genauer in Allem strenger Gehorsam begehrt worden ist, desto gefährlicher wird der Eintritt in die Welt und in den Zustand der Unabhängigkeit, wenn dieses ohne allen vorbereitenden Uebergang statt findet."

Diesen Uebergang müssen die Eltern dem Kinde anbahnen. Sie dürfen die Tochter nun nicht mehr als unmündiges Kind behandeln und am Gängelbande leiten wollen, aber sie auch nicht gänzlich sich selber überlassen, sondern sie nun, sanft aber fest, zu einem frommen, gesitteten, häuslichen Lebenswandel anhalten.

Man hört zuweilen die Klage, daß die Mädchen im Pensionate das Arbeiten verlernen. In einem guten, standesgemäßen Pensionate ist das nicht der Fall. Aber wohl kommt ihnen, wenn sie heimkehren, die Arbeit erst ungewohnt an, die Fingerchen sind zart und sie werden leicht müde. In den ersten Tagen schweifen, wenn sie gern in der Anstalt waren, ihre Gedanken leicht dahin zurück, sie sind unaufmerksam bei der Arbeit, still und weinen vielleicht. Nun Eltern, da seid erst wohl nachsichtig aber nicht nachgiebig. Jene anfängliche Ungewohntheit und diesem kleinen Anflug von Heimweh übersehet ruhig; es wird sich schon bald verlieren. Nur laßt die Tochter nicht das Fräulein spielen, träumen, tändeln, müßiggehen u. drgl. Uebertraget ihr vielmehr gleich einige häusliche Arbeiten und von Tag zu Tag mehr und auch die gewöhnlichen und gröbern, die vorkommen; dann wird sie schon nach einigen Tagen frisch angreifen und sich gar bald in Haus und Hof und Garten wieder heimisch fühlen. Zieht

sie aber auch allmählich in die häuslichen Sorgen und Angelegenheiten mit herein; zeiget ihr Vertrauen, nehmet mit ihr Rücksprache, laßt sie ihre Meinung äußern, geht darauf ein, oder belehrt sie über das, was falsch ist. So leitet sie nun an zur Selbstständigkeit und Thätigkeit.

Dahingegen zügelt ihre Lust nach Putz und Vergnügen und führet sie nicht zu früh in die Welt ein. Man klagt zuweilen auch darüber, daß Pensionärinnen nachher oft sehr eitel und vergnügungssüchtig seien. Mag sein; aber diese Neigung regt sich in ihnen nicht, weil sie im Pensionat gewesen sind (wenn dasselbe ein gutes, standesgemäßes war), sondern das bringen Alter und Verhältnisse mit sich. Sie sind eben Mädchen, und welchem Mädchen wäre die Eitelkeit nicht angeboren! Sie treten nun in die eigentliche Jugendzeit ein, und die Jugendzeit ist so lüstern nach Vergnügen. Sie treten in die Welt ein, und möchten nun auch gerne die Welt genießen und in der Welt glänzen. Dazu kommt, daß dies gerade die Jahre sind, wo die Jungfrau, wenngleich oft unbewußt, sich so gerne durch Putz bemerklich zu machen und zu gefallen sucht, und daß sie rings um sich die lockenden Beispiele so mancher Jugendgenossinnen vor Augen hat, hinter denen sie nicht zurück bleiben möchte. Wenn da die Tochter an den Eltern keinen Halt findet, ist es dann zu verwundern, wenn leider nur zu oft Versuchung und Beispiel über die besten Vorsätze siegen!

Aber wie oft ist man da wieder zu nachgiebig und gewährt der zärtlich geliebten und klug schmeichelnden Tochter alles, was sie nur wünscht zur Befriedigung ihrer Eitelkeit. Und das nicht allein; gibt es nicht manche thöritche Eltern, die diese Neigungen ihres Kindes gradezu nähren? Es macht ihrer Eitelkeit Freude, wenn die Tochter sich nach den neuesten Moden ziert und auf Bällen und Visiten sich vor Andern durch feine Complimente und üppigen Putz hervor thut. Oder es geht sogar ihr einziges Sinnen und Sorgen dahin, sie nur möglichst bald vortheilhaft zu Stande zu bringen, weshalb sie dieselbe in Gold und Seide geschmückt zu allen Weltfesten hinführen und dort zur Schau stellen. So werden aus gutangeleiteten und wohlgesinnten Mädchen nachher oft arbeitsscheue, putzliebende und vergnügungssüchtige Modepuppen und Weltdamen. Aber wo liegt die Schuld, und wer trägt die Verantwortung? „Wenn das fromm erzogene Mädchen alsbald nach der Rückkehr aus dem Pensionate in alle Ueppigkeiten der Welt eingetaucht wird, dann wird das gewonnene Gute wieder abgekratzt, bevor es trocken geworden ist" (A. Stolz).

Ich schließe. Wolle man die wenigen hier gebotenen Andeutungen wohlwollend aufnehmen und berücksichtigen. Sie sind lediglich durch den aufrichtigen Wunsch veranlaßt, dadurch zu einer guten, naturgemäßen und zweckentsprechenden Mädchenerziehung, woran es so viel fehlt, und die doch so außerordentlich wichtig ist, ein Scherflein beizutragen. Wohl sind wunde Stellen berührt und das mag schmerzen; aber es geschah mit Schonung und um zu heilen.

Mißerfolge und Mißgriffe gibt es freilich seit dem Fluche Gottes im Paradiese bei jeder Cultur, sowohl des Bodens wie des Geistes; sie werden auch bei der Jugenderziehung nie ganz ausbleiben.

Auch hat die beste Pensionatsbildung immer noch ihre Mängel; ist ja nichts Menschliches auf der Welt vollkommen. Unter der genauen Hausordnung und steter Beaufsichtigung entwickeln sich die Zöglinge weniger frei als zu Hause; manche erfüllen ihre Pflichten, Gebete, Arbeiten mehr gewohnheitsgemäß und aus äußerm, statt aus eigenem Antriebe; sie kommen mit der Welt nicht in Berührung und sind dadurch manchen Versuchungen und Kämpfen überhoben. Da kann es dann wohl kommen, daß sie später, frei geworden, sich leichter gehen lassen und den Lüsten und Lockungen der Welt weniger Widerstand leisten. Auch geht im Pensionat alles sehr glatt ab, das Leben fließt sorglos dahin, ohne Unbequemlichkeit, ohne ein rauhes Wort, selbst nöthige Rügen werden in schonender Form ertheilt. So geht's daheim nicht immer, und da kommt ihnen dann wohl erst manches hart vor und ungewohnt, sie werden leicht ungeduldig, und können kein rauhes Wort haben. Indeß lassen sich diese und ähnliche Mängel schon im Pensionat bei einer verständigen Erziehung sehr reduziren, und was noch bleibt, wird zu Hause bald ausgeglichen, wenn in der angegebenen Weise verfahren wird.

Immerhin werden die Pensionate für die Töchter des Mittelstandes, wie sie nun einmal ihre Berechtigung haben, so auch ihrem Zwecke entsprechen und guten Nutzen bringen, wenn sie ihre Aufgabe richtig erfassen, dieselbe zu erfüllen suchen, und die Eltern ihnen dazu hülfreiche Hand bieten. Dann werden aus denselben gut gebildete, wohl gesittete, gottesfürchtige Jungfrauen hervorgehen, die im Stande sind, die Stelle, welche ihnen Gott später anweisen wird, zum Heil und Segen für sich und andere gut auszufüllen — mag es nun sein in der friedlichen Stille des Klosters, um dort dem Herrn den hl. Engeldienst zu leisten, oder im sorgenreichen Kreise der Familie, als Hüterinnen frommer Sitte und wahrer Religiosität.

Grabstein im Dome zu Erfurt.

Die Doppelehe eines Grafen von Gleichen.

Von

Franz Schauerte.

Es ist eine durch ganz Deutschland verbreitete Sage, daß einst in Thüringen ein Graf von Gleichen*) gelebt, der mit päpstlicher Erlaubniß zwei Frauen gleichzeitig zur Ehe gehabt habe. Dieser Graf, so wird erzählt, sei in einem Kreuzzuge in den Orient gezogen, dort in einem Treffen gefangen genommen worden und als Sklave in die Gewalt eines Sultans oder sonstigen sarazenischen oder türkischen Fürsten gerathen. Eines Tages habe ihn die Tochter des Sultans kennen gelernt, ihn liebgewonnen und ihm die Freiheit versprochen, wenn er ihr eidlich erkläre, daß er sie zur Frau nehmen wolle. Auf sein Einreden, er sei bereits verheirathet, habe sie ihm geantwortet, dies könne kein Hinderniß sein, da alle türkischen Männer mehrere Ehefrauen hätten. Der Graf habe ihr darauf die Treue zugesagt und mit seiner Retterin die Reise nach Rom angetreten, um vom Papste die Erlaubniß zu der gewünschten neuen Verbindung zu erbitten. Diese sei huldvollst gegeben worden und die Sarazenin zum christlichen Glauben übergetreten. Darauf seien beide nach Thüringen gezogen und von der ersten, deutschen Gemahlin freundlichst aufgenommen worden. Der Graf habe noch lange mit beiden Frauen in Glück und Frieden gelebt und sei nach seinem Tode in dasselbe Grab gelegt worden, in dem schon vorher seine beiden Gemahlinnen eine Ruhestätte gefunden hätten.

Diese Sage des doppeltbeweibten Grafen von Gleichen spielt eine wichtige Rolle in unserer Literatur und wird von Unzähligen für wahr gehalten.**) Noch täglich besuchen Touristen den Dom zu

*) Gleichen, Mühlberg, Wachsenburg sind drei verfallene Bergschlösser zwischen Gotha und Arnstadt.

**) Döllinger, Papstfabeln S. 34.

Erfurt und betrachten mit gespannter Neugierde den Gleichen'schen Grabstein als Zeugen einer „merkwürdigen Vergangenheit" und als Beweis für die Wahrheit dieser „hervorragendsten Sage deutscher Lande." Namentlich hat aber die kirchenfeindliche Presse dieses Märchen wiederholt als Beleg dafür angeführt, daß die Päpste in einzelnen Fällen die Doppelehe gestattet oder die Erlaubniß derselben für Geld verkauft hätten.*)

Um solchen Anschuldigungen ein für alle Mal zu begegnen und zugleich in die bekannte und dunkle Sage mehr Licht zu bringen, wollen wir uns folgende vier Fragen beantworten:

1. Welches sind die ältesten schriftlichen Nachrichten über die Gleichensage?

2. Ist die Gleichensage historisch begründet?

3. Wie ist ihre Entstehung zu erklären?

4. Auf wen bezieht sich das Grabdenkmal im Dome zu Erfurt?

I.

Nach den neuesten Forschungen finden wir die erste schriftliche Nachricht über die Doppelehe eines Grafen von Gleichen im „Memorial, was Herr M. Bucerus bei Dr. M. Luthern und M. Philipp Melanchthon ausrichten soll, und im Falle, da sie es für gut ansehen, danach weiter an Churfürsten von Sachsen zu bringen. Datum Melsungen Sonntag post Catharinae 1539." Landgraf Philipp von Hessen, der mit einer Tochter des Herzogs Georg des Bärtigen von Sachsen vermählt war, sah sich nämlich aus „Gewissensängsten" veranlaßt, neben dieser noch lebenden Frau die Fräulein Margaretha von der Sale zu heirathen. Um die beiden Häupter der „Reformation" für diese Doppelehe zu gewinnen, schickte er Bucer, seinen schlauesten und gewandtesten Vertrauten mit einer Instruction gen Wittenberg und ließ vorstellen, daß es in der heil. Schrift nicht verboten sei, mehrere Ehefrauen gleichzeitig zu haben. Der Graf berief sich in diesem Memorial zunächst auf Beispiele aus dem alten Testament, auf Abraham, Jacob, David, Lamech, Salomon und andere, sodann auf die Schriften des Apostels Paulus, ferner auf einige im Orient vorgekommene Fälle, wo Christen mehr als ein Eheweib gehabt, weiter auf den Kaiser Valentinian, der in einer Doppelehe

*) Freiburger kathol. Kirchenblatt 1865 No. 45.

gelebt habe und fährt dann fort: „Item, wiewohl Seine fürſtlichen Gnaden auf dies folgende nicht hoch achtet, ſo hat der Papſt ſelbſt einem Grafen von Gleichen, welcher zum heil. Grabe geweſen und in Erfahrung kommen, ſein Weib ſolle todt ſein, derwegen er eine andere nahm, zugelaſſen, daß er ſie alle beide mochte behalten.“ *) Schließlich weiſt der Landgraf darauf hin, daß Luther und Melanchthon dem Könige von England hinſichtlich ſeines Ehehandels den Rath ertheilt, daß er zu ſeiner rechtmäßigen Frau noch eine zweite nehmen ſolle.

Aus dem Wortlaute der landgräflichen Inſtruction geht hervor, daß die Gleichenſage im Jahre 1539 zwar ſchon bekannt, aber in ihren Einzelheiten dunkel und unbeſtimmt war; andernfalls würde wohl Philipp in einer für ihn ſo wichtigen Staatsſchrift den betreffenden Grafen von Gleichen und den Papſt mit ihren Namen genannt, oder doch die Zeit des Ereigniſſes näher angegeben haben. Statt deſſen aber weiß der Landgraf nur die unbeſtimmte Behauptung aufzuſtellen, daß mal ein Papſt einem Grafen von Gleichen die Doppelehe geſtattet habe, indem er zugleich den „Reformatoren“ ſchmeichelnd zu verſtehen gibt, eine ſolche Dispenſation habe allerdings für ihn keinen Werth. Denn die Worte: „Wiewohl ſeine fürſtl. Gnaden auf dies folgende nicht hoch achtet“, beziehen ſich nicht, wie man geglaubt hat, auf den Inhalt ſeiner Mittheilung, ſondern nur auf die Dispenſation des Papſtes, den Philipp nicht als Geſetzgeber in Eheſachen anerkennen will. Dies beweiſt noch deutlicher eine andere Stelle derſelben Inſtruction, wo er ſagt: Sollte er bei Luther und Melanchthon wider Erwarten keine Hülfe finden, ſo werde er ſich an den Kaiſer wenden. Dieſer werde freilich die geſuchte Erlaubniß ohne Dispenſation vom Papſte nicht ertheilen, allein, ſo fährt er fort: dieſe letztere achte er ſelber für nichts.

Daß die Gleichenſage in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts noch wenig bekannt war, oder doch als bedeutungslos angeſehen wurde, zeigt auch eine Schrift, welche 1541 unter dem Titel erſchien: „Neobulus, Huldr., Dialogus, das iſt, ein freundlich Geſprech Zweyer perſonen, da von, Ob es Gottlichem, Naturlichem, Keyſerlichem, und Geyſtlichem Rechte gemeſſe oder entgegen ſei, mehr dann eyn Eeweib zugleich zu haben.“ Der Bigamie eines Grafen

*) Corp. Reformator. T. III. No. 1888 p. 854.

von Gleichen wird darin nicht gedacht, obgleich die Schrift den Zweck hatte, die Doppelehe Philipp's zu rechtfertigen.*) Jedenfalls wäre aber ein Hinweis auf die mit „päpstlicher Erlaubniß geschlossene Doppelehe" eines Grafen von Gleichen von großer Beweiskraft gewesen. Dagegen fand sich in der Uffenbach'schen Bibliothek**) eine Handschrift mit dem Titel: Historia de comite quodam Gleichensi recitata a M. Vito Winshemio a. 1546. Ueber den Inhalt jener Abhandlung ist nichts näheres bekannt und es läßt sich nur vermuthen, daß die Geschichte des doppeltbeweibten Grafen darin behandelt war. Ist dieses der Fall gewesen, so hat man auch damals noch nicht den Vornamen des Grafen gekannt, da es sonst nicht hieße: de comite quodam.

Indessen tritt die Sage doch bald klarer und bestimmter auf und es ist zu verwundern, wie so viele sich bemühen, etwas zur Vergrößerung und Unterstützung ihrer Glaubwürdigkeit beizutragen. Fast kein Dezennium vergeht, in dem der Comes bigamus nicht in dem einen oder anderen Werke ausführlicher erwähnt und die Sage mit neuen Zusätzen ausgeschmückt würde. Welche Absicht man dabei gehabt hat, ist nicht schwer zu errathen. J. H. von Falckenstein***) hat vielleicht nicht Unrecht, wenn er sagt, man hätte mit dieser Sage die Bigamie des Landgrafen Philipp v. Hessen in ein milderes Licht stellen und den leichtgläubigen Lesern beibringen wollen, daß dasjenige, was mit diesem Reichsfürsten geschehen, nicht neu und unerhört, sondern früher schon mit päpstlicher Erlaubniß vorgekommen sei.

Der erste, welcher die Gleichensage mit vielen Details und mit poetischer Ausschmückung erzählt, ist Joh. Manlius.†) Nach seiner Angabe wurde der Graf, dessen Namen nicht genannt wird, in einem Türkenkriege gefangen genommen und vom Sultan längere Zeit in Haft gehalten. Als dessen Tochter ihn kennen lernte, machte sie ihm den Vorschlag, sie wolle ihn befreien und mit ihm entfliehen, wenn er sie zu heirathen verspreche. Der Graf nahm dieses Anerbieten an und begab sich nach Venedig. Hier erfuhr er von einem Diener, der ihn suchte, daß seine Gemahlin mit den Kindern wohlauf wäre. Er reiste daher nach Rom, trug dem Papste den ganzen Verlauf

*) Baumgarten, Nachrichten V. 503.

**) Bibliothecae Uffechianae unbaniversalis T. III. Frankf. a. M. 1730

***) Analecta Thuringo-Nordgraviensia, zehende Nachlese. S. 312.

†) Locorum communium collectanea, anno 1563.

der Sache vor und erhielt Absolution und ein diesbezügliches Schreiben. Den Heimgekehrten nahm die erste Gattin mit Freuden auf, ohne sich durch dessen Verhältniß zur türkischen Fürstin verletzt zu fühlen, vielmehr war sie letzterer in inniger Liebe zugethan. Die deutsche Gemahlin hatte reichen Kindersegen, während die Sarazenin kinderlos blieb. Das Denkmal derselben, sagt er weiter, befindet sich noch heute in Erfurt; auf demselben stehen die Frauen auf beiden Seiten des Grafen, die Fürstin mit einer marmornen Krone geschmückt, die Gräfin mit unbedecktem Haupte und mit Kindern zu ihren Füßen. So weit Manlius.*) Er theilt die Sage in einem Reise-Sammelwerke mit und zwar im Abschnitte: „Keuschheit und eheliche Liebe", indem er in der Erzählung ein Beispiel musterhaften Benehmens der ersten Gattin gegen den Grafen erblickte. Manlius hatte die Sage bei seiner Anwesenheit in Erfurt kennen gelernt und erzählt sie so, wie er sie gehört hat. Daß er keine weiteren Nachforschungen über den Sachverhalt angestellt, zeigt seine oberflächliche Bemerkung über den Grabstein, auf dem sich niemals Darstellungen von Kindern befunden haben. Was Manlius unter „Absolution" versteht, die der Papst dem Grafen ertheilt, erklärt Sam. Meigerus (1598), der im wesentlichen sich nach Manlius gerichtet hat, mit folgenden Worten: „Der Graf zog allererst mit ihr nach Rom, umb **indulgens** vom Bapste zu erlangen, diese beneben seiner vorigen ehelichen Hausfrauen zu behalten . . . solches erlanget er beim Bapste."

Etwa zwanzig Jahre später als Manlius, erzählt Matth. Dresser die Gleichensage in zwei nach einander von ihm verfaßten Schriften: in seiner **Rhetorica** von 1585 und in seiner **Isagoge historica** von 1589. Dresser war ein geborener Erfurter und hatte die Hälfte seines Lebens in Erfurt zugebracht. Er konnte also die Gleichensage, wie sie damals im Munde des Volkes lebte, gründlich kennen und hielt sie selbst, so dunkel sie in mancher Beziehung war, nach dem Wortlaute seiner Erzählung für wahr. Bei Dresser finden wir mehrere Angaben, die Manlius nicht hat. Zu seiner Zeit (1550—1590) wurde die Gleichensage als aus den Jahren der Kreuzzüge herrührend angenommen und zwar wurde sie mit dem Kreuzzuge vom Jahre 1227 in Verbindung gebracht. Wie man gerade auf diesen Kreuzzug kam, erklärt wohl folgender Umstand: Der Geschichtsschreiber Jovius († 1633) fand nämlich an dem Gleichen'schen

*) Aehnlich erzählen Hondorf 1577, Küsel 1598, Melander 1603 u. A

Grabdenkmal die Zahl 1227, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieselbe auch schon zu Dresser's Zeiten bekannt war. Da nun in das Jahr, welches die Zahl bezeichnet, einer der bedeutendsten Kreuzzüge fiel, und es nahe lag, die Geschichte des Bigamus mit einem Kreuzzuge in Verbindung zu bringen, so erscheint es natürlich, daß von Dresser oder dessen Zeitgenossen die der angeblichen Doppelehe eines Grafen von Gleichen vorangehenden Ereignisse in das Jahr 1227 verlegt wurden. Auch Dresser kannte weder den Namen des Grafen, noch den der Türkin. In Bezug auf das Verhältniß, in dem letztere zum Grafen stand, ist Dresser im Gegensatze zu Manlius der Ansicht, daß zwischen beiden eine wirkliche Ehe geschlossen sei, und daß der Papst, da die Türkin zur christlichen Religion übergetreten, die Doppelehe gebilligt habe. Schließlich ist Dresser der erste, welcher die Bettstelle erwähnt, in welcher der Graf mit seinen beiden Frauen geruht haben soll.

So weit hatte sich die Sage entwickelt, als dieselbe von Nicolaus Roth für 21 Personen dramatisch bearbeitet und im Jahre 1591 zur Nachfeier der Vermählung Herzogs Friedrich Wilhelm von Sachsen mit Anna Maria, Pfalzgräfin bei Rhein aufgeführt ward.*) Durch diese Darstellung wurde die Gleichensage in ihrer Entwicklung bedeutend weiter geführt und im Volksmunde von neuem belebt und aufgefrischt, da ohne Zweifel bei der Aufführung des Stückes in Weimar viel thüringischer Adel und wohl selbst die damals dem Weimar'schen Hofe nahestehenden Grafen von Gleichen und ihre Angehörigen zugegen waren. Denn die romanhaften Details, welche die auf diese Zeit folgenden Schriftsteller mittheilen, lassen sich nur dadurch erklären, daß sie bei ihrer Bearbeitung der Gleichensage die oben genannte Komödie benutzt haben. So nennt Feuerberg**), der in dem nahen Ohrdruf wohnte und die Roth'sche Bearbeitung gewiß kannte, den Comes bigamus mit dem Namen Ludwig, wie er auch in der Komödie benannt war. Außerdem gibt er ohne jede historische Begründung an, der Graf sei mit dem heil. Ludwig, Landgraf von Thüringen, gegen die Türken gezogen, zu Ptolemais auf einem Spaziergange vom türkischen Sultan Namens

*) Eine andere dramatische Bearbeitung der fraglichen Erzählung erschien 1625 unter dem Titel: Comes bigamus von Fr. Herm. Flayder in Tübingen.

**) Chronologia und Stammbaum der wohlgeborenen Grafen von Gleichen a. 1595.

Melechsala gefangen genommen, nach Cairo in die Sklaverei gebracht und nach zwölfjähriger Gefangenschaft in seine Heimath zurückgekehrt.

Ein späterer Schriftsteller, Namens Peckenstein*) ist so unsicher über die Gleichensage, daß er drei verschiedene Versionen mittheilt. In der ersten gibt er ohne alle Begründung und Quelle an, die deutsche Gemahlin des Bigamus sei zuerst gestorben, dann der Graf und zuletzt im Jahre 1259 die Sarazenin. Nach der zweiten Version soll „diese Historie Anno 1196 unter Kayser Heinrichen dem Sechsten und Landgraff Hermann aus Düringen mit Graf Eberwein oder Ernsten sich zugetragen haben." Die dritte Version, in der weder Name noch Jahreszahl angegeben sind, soll vom Abte Trithemius herstammen, in dessen Werken jedoch nichts davon zu finden ist. Die Bettstelle erwähnt weder Feuerberg noch Peckenstein.

Michael Sax († 1618), Hofprediger zu Tonna, erwähnt zuerst den Türkenweg an der Burg Gleichen, den die Türkin aus Erbarmen habe machen lassen, weil sie gesehen, wie sich die Leute in dem tiefen gefährlichen Wege gemartert hätten; zugleich gedenkt er eines Teppichs, der die Geschichte der Türkin dargestellt haben soll. Die deutsche Frau nennt er eine geborene Gräfin von Kefernburg.

Romanhafter ausgesponnen erscheint die Sage bei Jovius († 1633), dem Specialchronisten des Gleichengeschlechtes. Er erzählt die Sage selbst nicht, verweist aber auf andere, „welche der Länge nach diese Geschichte beschrieben." Jovius hält die Erzählung für begründet und stellt die Meinung auf, Ernst III. sei der Comes bigamus gewesen. Einen Grund für diese Ansicht hat er nicht beigebracht; er nahm wahrscheinlich mit Dresser an, daß die Geschichte um das Jahr 1227 gespielt, daß aber damals kein Graf Ludwig, wohl aber ein Ernst III. gelebt habe. Ebenso unbegründet ist die Aussage, daß die eine Gemahlin Ernst III. eine geborene Gräfin von Orlamünde, die andere eine Sarazenin von dem Geblüte des türkischen Sultans gewesen sei. Ferner ist Jovius der erste und auch der einzige, der auf dem Gleichensteine die Jahreszahl 1227 gesehen haben will. Außerdem spricht er von der Bettstelle als Augenzeuge, erwähnt einen Türkenbund im Archiv zu Tonna, den die Gräfin nach Türkensitte zu tragen pflegte, und ein Kreuz, das sie mit nach

*) Theatr. saxon. a. 1608.

Thüringen gebracht habe. Schließlich führt er den sogenannten Türkenweg an und bezeichnet die Stelle vor dem Schlosse unter der Linde, wo die Sarazenin bei ihrer Ankunft in Thüringen von dem vorausgeeilten Grafen und der ersten Gemahlin freundlich empfangen worden sei.

Sagittar († 1694) läßt in seiner Historie der Grafschaft Gleichen es zwar zweifelhaft, ob der Graf von Gleichen mit dem Landgrafen Ludwig zum heil. Lande gezogen sei, hält aber fest an der Wahrheit der Doppelehe und glaubt namentlich, „daß bei einem solchen seltenen Fall die Dispensation wirklich erfolgt sei." Als neue Beweisstücke führt er einen Ring an, der von der Türkin herstammen solle und einen Teppich, der die auf die Gleichensage bezüglichen Ereignisse darstelle. Auch ist er der erste, der behauptet, daß das Thal am Fuße der Burg Gleichen, wo die Gräfin ihren Gemahl empfing, davon den Namen „Freudenthal" erhalten habe, und daß in der herzoglichen Kunstkammer zu Gotha ein Bild von der Sarazenin aufbewahrt werde. Ihren Abschluß erhielt die Sage endlich in romanhaften Bearbeitungen, in denen auch der Name der Türkin mitgetheilt wird. Musaeus († 1787) legte ihr in seinen Volksmärchen den Namen Melechsala*) bei, wie in dem Fragmente von Olearius (1599) der Vater der Türkin genannt wird. Vorher hatte schon Spener (opus heraldicum 1680) sie Todega genannt, während man sie im Anfange dieses Jahrhunderts unter dem Namen Selina und Angelica aufführte.

II.

Obschon das Gesagte zeigt, daß die Gleichensage in ihrem jetzigen Gewande die Frucht der spielenden Phantasie ist, so ist die Frage doch nicht überflüssig, ob denn nicht der Kern der Erzählung auf Wahrheit beruhe. Zunächst ist es für die historische Wahrheit der Sage sehr bedenklich, daß sich dafür weder archivische Urkunden, noch auch ältere glaubwürdige Zeugnisse anführen lassen. Die Erzählung der Gleichensage in der Chronik des Nicolaus von Sighen, der 1494 als Mönch auf dem Petersberge bei Erfurt starb, ist von ihm selbst

*) Melechsala ist kein weiblicher Name, wie schon der erste Theil: Melech (hebr.) König beweist, der andere Theil also vermuthlich auch hebr. für Schelach Geschoß, Pfeil, Schwert; das Ganze dann König des Schwertes. Das ebenso gebildete Wort Methusalah heißt Mann des Schwertes.

nicht verfaßt. Nicolaus von Sighen hatte die Gewohnheit, in der Originalhandschrift seines Werkes bei jeder Periode leeren Raum zu lassen, um Nachträge hinzufügen zu können. An einer solchen Stelle ist die Geschichte des doppeltbeweibten Grafen von Gleichen von einer neueren Hand bei dem achten Jahrhundert eingeschoben worden.*)

Auch kein anderer Chronist aus früherer Zeit, obgleich es deren nicht wenige, namentlich auch speciell für Thüringen gegeben, macht irgend eine Andeutung von einem Grafen von Gleichen, der mit päpstlicher Erlaubniß zu gleicher Zeit zwei Frauen gehabt habe. Mit Trautmann**) anzunehmen, die geistlichen Chronikschreiber, besonders Nicolaus von Sighen hätten mit Rücksicht auf die Kirche die Geschichte des Comes bigamus verschwiegen, dafür liegt nicht der geringste Grund vor; es wäre da viel zweckmäßiger gewesen, den Grabstein zu entfernen auf dem der Graf mit seinen beiden Frauen dargestellt war. Mit Recht haben daher Pl. Muth, letzter Abt im Peterskloster und Werneburg***) die Erzählung ganz und gar ins Reich der Fabel verwiesen. Können also keine Urkunden für die Realität der Gleichensage angeführt werden, so ist auch den Beweisstücken, deren man siebzehn für die Begründung der Geschichte anführt, jegliche Beweiskraft abzusprechen. Es ist überhaupt schon sehr auffallend, daß außer dem Grabstein und der Bettstelle alle übrigen Wahrzeichen erst nach dem Jahre 1591, d. i. nachdem die Sage zu einer Komödie verarbeitet war, bekannt geworden, resp. in Schriften erwähnt worden sind.

Der älteste und interessanteste Gegenstand, der zur Gleichensage in Beziehung steht, ist das Grabmonument im Dome zu Erfurt, welches einen Grafen von Gleichen mit seinen beiden Frauen darstellt. Daß dasselbe aber einem Manne angehört, der in wirklicher Bigamie gelebt hat, wird Niemand beweisen können. Mit Recht sagt der scharfsinnige Bayle: †) „Das Monument in Erfurt beweist nichts. Beweist eine männliche Figur zwischen zwei weiblichen eine Polygamie (Bigamie)? Kann es unter andern nicht auch zwei nach einander

*) Pl. Muth, disquisitio critica in bigamiam etc. p. 7—9.

**) Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde von Erfurt, Heft II. 56.

***) Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde von Erfurt, Heft VI.

†) Dictionaire hist. et crit. Tom. II. Artikel Gleichen.

folgende Vermählungen bedeuten? Wie viele lächerliche Märchen gibt es doch, die man mit steinernen Monumenten zu beweisen sich bemüht!" Uebrigens gibt es in demselben Dome, wo das oben genannte Ectypon — erhaben gearbeitet — sich befindet, wie auch in der nahe liegenden Severi-Kirche, zwei andere Grabsteine, die ebenfalls einen Mann und zwei Frauen darstellen. Fehlten auch hier wie beim Gleichen'schen Grabsteine die Inschriften, so könnte man mit gleichem Rechte an eine Doppelehe denken.

Betrachten wir indessen zunächst die Geschichte und Form des Gleichendenkmals. Nach den vorhandenen Nachrichten hatten die Grafen von Gleichen schon vor dem Jahre 1257 *) mitten in der Kirche des Petersklosters zu Erfurt hinter dem Altare der heil. Barbara ein Erbbegräbniß, das seinen Platz so lange behauptet, als das Kloster bestanden hat. „Zu unterst auf dem Grabstein", welcher das Erbbegräbniß deckte, fand Jovius die Zahl 1227, die das Sterbejahr des Grafen Lambert II. bezeichnet. Gudenus, von dem wir nach Jovius die erste Bemerkung über das Denkmal haben, mag jene Zahl, die auf der vertikalen Randseite stand, unbemerkt gelassen haben; zu Sagittar's Zeiten aber war das Erbbegräbniß mit einer Bretterbekleidung umgeben und seit 1678 hatte man die zwei bis drei Fuß hohe Aufmauerung (Tombe), auf welcher das Ectypon lag, entfernt und das Monument in den Erdboden gesenkt, so daß auch Pl. Muth die Zahl nicht sehen konnte. Man hat die Jahreszahl 1227 für ein späteres Machwerk erklärt, weil die arabischen Zahlen erst im 14. Jahrhundert auf Denkmälern gebraucht würden, allein auch abgesehen davon, daß auch schon im 13. Jahrhundert arabische Zahlen auf Denksteinen vorkommen,**) so schadet es dem Werthe jener Zahl nichts, wenn sie auch wirklich erst später angebracht ist; es kann dies ja immerhin von einer mit den Verhältnissen der Familie der Grafen von Gleichen vertrauten Person geschehn sein.***) Das Denkmal ist noch das ursprüngliche; an eine Zerstörung, etwa im Schwedenkriege, wo das Kloster geplündert

*) Nic. v. Sighen p. 362 sagt von dem Grafen Heinrich v. Gleichen, der 1257 starb, er sei im Petersкloster in **sepulchro suorum progenitorum** beigesetzt worden.

**) Schon Gerbert oder Papst Silvester II. († 1003) brachte von Cordova die arabischen Zahlen nach Deutschland. vergl. Stöckel, Geschichte der Pädagogik S. 131.

***) **Werneburg** l. c. p. 86.

wurde, ist nicht zu denken und noch weniger anzunehmen, daß die Mönche einen neuen Stein, und noch dazu von solcher Beschaffenheit, wie der jetzt noch vorhandene, hätten machen lassen zu einer Zeit, wo sie vollauf mit der Wiederherstellung ihres Klosters zu thun hatten und das Geschlecht der Grafen von Gleichen ausgestorben war. Auch hätten die Petersmönche, die das Erbbegräbniß ihrer besonderen Wohlthäter stets in Ehren hielten und den Grabstein öfters restauriren ließen, eine solche Erneuerung sicherlich der Nachwelt schriftlich oder mündlich mitgetheilt, zumal schon aus jener Zeit so viele Nachrichten über das Peterskloster auf uns gekommen sind. Die Mittheilung, welche Manlius 1563 über die Kinder macht, die unten auf dem Stein zu sehen gewesen, beruht auf Irrthum und Unwahrheit. Im übrigen wurden in diesem Erbbegräbniß wahrscheinlich nur die Senioren der regierenden Familie oder solche Grafen resp. deren Frauen beerdigt, die sich um die Kirche und das Kloster verdient gemacht hatten. Für die hier Beerdigten konnten weiter keine Grabsteine gesetzt werden und es scheint deßhalb die Sitte bestanden zu haben, daß zum Gedächtniß derselben Bilder oder Wappenschilde in der Nähe angebracht wurden. Es spricht für diese Behauptung sehr deutlich der Umstand, daß von den Grafen, deren Bestattung im Erbbegräbniß feststeht, dergleichen Bilder und Schilde vorhanden gewesen sind.

Der Grabstein selbst steht seit 1813 aufrecht in der südlichen Wand des Domes zu Erfurt. Er ist noch gut erhalten und hat durch Betreten nicht gelitten, da er seit seiner Niederlegung auf den Erdboden im Jahre 1678 eine schützende Holzbedeckung gehabt hat. „Er ist $8^1/_4$ rh. Fuß hoch, $5^2/_3$ Fuß breit und $1^1/_2$ Fuß dick. Die bekannten drei Figuren darauf sind bis zu sechs Zoll hoch aus dem Stein herausgearbeitet. Die Einfassung bildet ein schmuckloser, $5^1/_2$ Zoll breiter, schraffirter Rand ohne Schrift, ähnlich einem Bilderrahmen. Alle Figuren stehen auf niedrigen, schmucklosen, viereckigen Konsolen; sie zeigen bis ins einzelne genau die Tracht, wie sie im 12. und 13. Jahrhundert bei vornehmen Leuten Mode war, ebenso der Schmuck, die Bewaffnung und das Wappenschild. Ein sehr ähnliches charakteristisches Monument ist das in der Thüringia sacra dargestellte, das in erhabener Steinarbeit den „getreuen" Eckhardt († 1046) und eine weibliche Figur zeigt. Die Figur des Grafen auf dem Gleichendenkmal zeigt das unbedeckte Haupt bartlos, wie es seit Anfang des 12. Jahrhunderts bei den Rittern Sitte war, wäh-

rend Bürger und Fürsten Bärte trugen. Auf der Brust hat er eine ziemlich große, aber wenig kunstreiche Agraffe, auch ganz so, wie sie damals üblich waren. Aehnlichen Schmuck zeigen die Frauenfiguren, die außerdem als Kopfzierde das metallene „Schapel" mit ihrem Stande entsprechenden Zierrathen und das charakteristische Kopftuch, sowie das gescheitelte Haar tragen. Die Frau an der rechten Seite des Grafen trägt ein Gebetbuch in der rechten Hand, die Frau zur linken (die angebliche Sarazenin) einen Theil des aufgenommenen Mantels in der linken Hand. Ihr „Schapel" ist etwas reicher, kronenartig verziert. Sie hat nichts an sich, was auf eine türkische Abkunft hindeuten könnte. Beide Frauen zeigen ziemlich jugendliche Gesichter, der Graf hat das Aussehen eines etwa fünfzigjährigen Mannes, keineswegs das eines Greises. Das ganze Monument muß als ein ziemlich rohes Kunstproduct bezeichnet werden."

„Keine der drei Figuren hat die Hände wie zum Gebet gefaltet, wie das auf Grabsteinen aus späterer Zeit fast regelmäßig der Fall ist." *)

Aus Gesagtem geht hervor, daß der auffallend große und eigenthümliche Stein kein gewöhnlicher Grabstein ist und nicht aus dem 15. Jahrhundert, sondern aus der Zeit von 1150 bis 1250 stammt. So sprechen sich alle unparteiischen Kenner aus, welche das Ectypon oder dessen Abbildung gesehn haben. **)

Als zweites Beweisstück für die Realität der Gleichensage wird die Bettstelle auf Schloß Gleichen genannt, in welcher der Graf mit seinen beiden Frauen geruht haben soll. Außer Schloß Gleichen machen aber auch Pyrmont und Ohrdruf auf die Ehre Anspruch, das Bett des Comes bigamus in Besitz zu haben, ein Umstand, der den Werth dieses Beweisstückes sehr entkräftet. Die erste Erwähnung dieser „berüchtigten Bettspende", wie Hellbach sie nennt, finden wir bei Dresser und Sagittar; letzterer sagt: „Die Sponde und Schlafbette, dessen sich diese drei gräflichen Eheleute bedienet, ist auf dem Hause Gleichen, in der Junkerkammer, in ziemlicher Größe, von dicken und starken Stollen, rundem gewölbtem Himmel oder Decke, grün angestrichen, in alter Manier, wiewohl itzo ziemlich baufällig, noch zu sehen, und ist mir solche daselbst im August Anno 1677 gezeigt worden." Weiter berichtet Gleichmann aus dem Jahre 1725,

*) Werneburg l. c. p. 88 seq.

**) Crousa-Chebre, Archiv für Geschichte ꝛc. No. 4. S. 290.

die Gleichenbettstelle messe $4^3/_8$ Ellen in der Länge und 3 Ellen in der Breite und sei mit vielen hundert Namen derer beschrieben, welche dieses Möbel gesehen. Nach allem, was über diese Bettlade mitgetheilt wird, stammte sie aus dem 15. Jahrhundert und war wahrscheinlich eine Pagenbettstelle, die als werthloses Möbel auf der Burg stehen geblieben war, als diese aufhörte, der Wohnsitz der Grafen von Gleichen zu sein. Als nun die Sage erwachte und man nach Beweisstücken suchte, war es nicht schwer, dieser Bettsponde eine derartige Bestimmung anzudichten. Daß aber eine Bettstelle, die nur 3 Ellen (gleich 6 leipz. Fuß) breit ist, nicht für 3 Personen Raum bietet, übersah man in unbegreiflicher Leichtfertigkeit. Es unterliegt keinem Zweifel, daß es sich mit dieser Bettlade verhält, wie mit jener auf der Wartburg, in der Dr. Martin Luther geschlafen haben soll. Dieselbe stand früher in Rudolstadt und wurde Schaulustigen gezeigt, mit der Deutung, daß Dr. Martin Luther darin geruht, als er dort übernachtet habe. Man schrieb den abgeschnittenen Spänen Heilkraft gegen Zahnschmerzen zu, wie man dieselbe Wirkung nebst Linderung der Eifersucht auch dem Gleichenbette beilegt. Und doch fehlt es gänzlich an Nachrichten, daß Luther jemals in Rudolstadt gewesen.*) Die Gleichenbettstelle stand bis zum Jahre 1814 auf dem Schlosse Gleichen. Seitdem war sie verschwunden, und fanden sich die vier Eckpfosten derselben im Jahre 1831 an einem Webstuhle in Apfelstädt wieder. Der damalige Besitzer von Gleichen, Generalfeldmarschall Freiherr von Müffling, kaufte diese „ehrwürdigen Reste" wieder auf, ließ daraus von neuem eine Bettstelle herrichten und in die Junkerkammer stellen. Aber schon fünf Jahre später war sie wieder in Gefahr, den Blicken für immer entzogen zu werden; noch rechtzeitig wurde sie den Dieben, welche sie wahrscheinlich für den Ofen bestimmt hatten, wieder abgenommen und nach Ringhofen gebracht.

Um die vermeinte Wahrheit der Gleichensage gegen alle Angriffe noch siegreicher zu vertheidigen, berufen sich ihre Freunde und Gönner noch auf andere Beweisstücke und Thatsachen. Dahin gehört zunächst der Türkenweg. In der Literatur wird er zunächst von Jovius erwähnt, der sich auf ein verloren gegangenes Manuscript des gräflichen Gleichen'schen Hofpredigers Sax († 1618) beruft. Letzterer hat, wie Sagittarius (S. 54) berichtet, etwa um das Jahr 1600 geschrieben: „Es sei die allgemeine Sage, daß die türkische

*) Hesse, Archiv für sächs. Geschichte I. S. 278.

Königin den gedachten Weg habe machen lassen, aus Erbarmen, weil sie gesehn, wie übel und elend die armen Leute in demselben bösen, tiefen, gefährlichen Wege sich gemartert hätten." Was Michael Sax als sagenhaft hinstellt, nimmt 30 Jahre später Jovius als eine bestimmte Thatsache an, indem er sagt: „Zudem wird auch die Fahrt oder der Weg, durch welchen man zu dem Hause Gleichen den Berg hinauffährt oder kömmt, welchen die Sarazenica entweder erstmals räumen, ausführen oder auspflastern lassen, noch diese Stunde der Türkenweg genannt." Der Hofprediger Sax wie auch Sagittarius sind in diesem Punkte ganz unzuverlässig; wollte man der Benennung „Türkenweg" ein Zeugniß [für die Geschichte entlehnen, so müßte sie in echten Urkunden aus jener Zeit angetroffen werden. Und ist es nicht auch höchst unwahrscheinlich, daß der einzige Weg den die reichen und mächtigen Grafen nach ihrem Schlosse hatten, so schlecht und unfahrbar gewesen ist, daß eine Türkin kommen mußte, um ihn gehörig in Stand zu setzen?

Zu erwähnen ist ferner das „Freudenthal" an der östlichen Seite des Schloßberges Gleichen, welches Sagittar zuerst mit der Gleichensage in Verbindung bringt, indem er sagt: „Der Ort unter dem Schloß Gleichen, woselbst die Gräfin zuerst ihren Gemahl empfangen, soll deßwegen das „Freudenthal" genannt worden sein." Indessen läßt sich bei der Burg Gleichen die Bezeichnung „Freudenthal" sehr leicht ohne Doppelehe und Türkin erklären. Das „Freudenthal" liegt an der Seite des Schloßberges, an welcher der Burgweg hinansteigt; ist es da nicht ganz natürlich, daß die Burgbewohner dorthin den Heimkehrenden entgegengeeilt sind und sie mit Freuden begrüßt haben? Grafen und Ritter unternahmen wiederholt Wallfahrten zum heil. Lande, so Graf Lamprecht I. im Jahre 1148 Graf Heinrich im Jahre 1345 und Graf Ludwig im Jahre 1461. „Ihre glückliche Zurückkunft", sagt Pl. Muth, „war eine allgemeine Jubelfeier, da man als heil. Büßer unter tausend Gefahren und nach vollzogenem Gelübde die nächsten Ansprüche zum Himmel errungen hatte. Der heil. Büßer kam aus dem Lande der Türken. Familie und Unterthanen zogen ihm freudig entgegen. Im Thale des Schlosses wurden Feste, vielleicht Jahrgedächtnisse gefeiert und so entstanden die Benennungen „Freudenthal" und „Türkenweg". Außerdem könnte der Namen „Freudenthal" auch daher rühren, daß die Bewohner von Schloß Gleichen gerade dieses Thal zu ihren ländlichen Vergnügungen wählten, wozu der Burghof nicht Raum genug

bot. Uebrigens gibt es der Orte, welche den Namen „Freudenthal" führen, in Deutschland mehrere, so ein Dorf und Schloß bei Besigheim in Schwaben; eine Mühle im Freudenthale am Bache Seltentreu, westlich vom Städtchen Tennstedt in Thüringen; die im Jahre 1255 gestiftete Karthause im Freudenthale (vallis jocosa) im Herzogthum Crain. Ein adliger Hof im ehemaligen Herzogthum Bremen bei Velum gelegen, heißt Freudenthal und mehrere andere.*) Sie verdanken alle ihren Ursprung dem keltischen Frydan, einer sehr gewöhnlichen Bezeichnung für Wasser.

Als weitere Belege für die Gleichensage werden zwei Teppiche und eine Tapete angeführt. Letztere stammt aus späterer Zeit und stellt in acht Feldern Scenen aus der Gleichensage dar; zuletzt, wie der Graf auf dem Sterbebette liegt und seine erste Gemahlin neben ihm steht. Das widerspricht aber der Sage, da ja beide Frauen vor dem Grafen gestorben sein sollen. Ebenso können wir den von Sax erwähnten Teppich mit Stillschweigen übergehen, da er schon zu Sax Zeiten nicht mehr vorhanden war. Daß aber auch der Teppich, den Sagittar im Jahre 1677 auf dem ehemaligen burggräflich kirchbergischen Schlosse Farnroda sah, ein Phantasiestück späterer Zeit sei, ergibt sich aus den darauf dargestellten Gegenständen, unter denen sich auch Feuermörser befanden, die doch kein Merkmal eines hohen Alterthums sein können.

Außerdem sagt Sagittar,**) der die ersten authentischen Nachrichten über den Teppich gibt: „Weil aber die Farben dieses Teppichs mir etwas sauber vorkamen, halte ich gänzlich davor, daß er in diesem saeculo (17. Jahrhundert) renovirt worden." Liegt hier der Gedanke nicht ebenso nahe, daß kurz vor Sagittar's Zeiten der Teppich sogar erst neu angefertigt worden ist? Lag es doch in der Natur der Sache, daß die Grafen von Gleichen ein solches außerordentliches Ereigniß, von dessen Wahrheit sie sich als Protestanten***) leicht überreden konnten, durch bildliche Darstellungen auch der Nachwelt zu überliefern suchten und mit denselben ihre Burgen zierten. Ja, sie mußten sich sogar geschmeichelt fühlen, daß einer der ihrigen sich mit der Tochter des Sultans vermählt und diese zum Christenthum bekehrt habe. Auf vielen Schlössern Deutschlands gewahrte man sonst

*) Crousa-Chebre l. c. p. 305.

**) l. c. p. 55.

***) Seit 1527 waren die Grafen von Gleichen protestantisch, vergleiche Mittheilungen des Vereins für Geschichte von Erfurt, Heft X, S. 262.

prächtig verzierte Stammbäume, welche das Geschlecht der Bewohner in die früheſten Zeiten und ſelbſt bis zum römiſchen Ahnherrn hinaufführten und den Beſchauer ſogleich bei ſeinem Eintritte mit ehrfurchtsvollem Staunen erfüllen ſollten. Zu gleichem Zwecke und der Erinnerung an ein ſo abenteuerliches Ereigniß huldigend, konnte man die bildende Kunſt auch hier in Anſpruch genommen haben, um einen Teppich anzufertigen, der in 8 Bildern die Geſchichte des Comes bigamus darſtellte.

Daſſelbe läßt ſich auch von den Bildern der Sarazenin ſagen, dergleichen ſich zu Tonna, Wandersleben, Ohrdruf, Jena, Blankenhain und in den Kunſtſammlungen zu Dresden und Gotha gefunden haben ſollen. Das älteſte, ſchon von Sagittar erwähnte Bild befindet ſich jetzt auf Schloß Wachſenburg. Es iſt ein Oelgemälde und ſtellt die Sarazenin mit goldblondem lockigen Haar dar, mit einem Anzuge, der namentlich, was die Kopfbedeckung betrifft, durchaus nicht der Tracht der vornehmen türkiſchen Frauen entſpricht, und mit Ohrglocken, wie ſie im 17. Jahrhundert in Deutſchland, gewiß aber nicht im Mittelalter bei den Türkinnen Mode waren. Ebenſo befindet ſich auf der Wachſenburg ein Oelgemälde des Comes bigamus, welches denſelben Charakter der Malerei trägt. Der Graf iſt in phantaſtiſcher Tracht mit lockigem braunen Haar und einem kleinen Schnurrbart dargeſtellt, wie er im 17. Jahrhundert üblich war. Es iſt deßhalb die Vermuthung nicht unbegründet, daß dieſe Bilder aus Veranlaſſung der im Jahre 1591 in Weimar aufgeführten Komödie entſtanden ſind und die wohl die betreffenden Perſonen darſtellen, wie ſie bei jenem Stücke auftraten.

Jovius, der Specialchroniſt des Gleichengeſchlechtes, führt auch noch den ſog. Türkenbund und ein goldenes Kreuz als Beweisſtücke für die vermeintliche Wahrheit der Geſchichte an. „Ebener Maaßen", ſagt er, „wird auch noch heute (um 1600) der Türkiſche Bund, den beſagte Türkin ihrer gewöhnlichen Landesart nach auf dem Haupte zu tragen pflegte, und über dem ein Kreutz, ſo ſie mit ſich in dieſe Lande gebracht, zu ſonderlichem Andenken uf dem Hauſe Tonna in dem Archive daſelbſten in guter Verwahrung gehalten." Sagittar und nach ihm Meliſſautes ſetzen hinzu: „Und wollen Einige dieſe Stücke vor wenigen Jahren (1670) in der Grafſchaft Spiegelberg geſehn haben." Ob dieſe „Beweisſtücke" wirklich von der Türkin herrühren, läßt ſich gar nicht feſtſtellen. Höchſt wahrſcheinlich ſtammt der Türkenbund von der Komödie in Weimar und war

von dem Grafen von Gleichen als Andenken von dort mitgebracht worden.

Ebenso wenig beweist ein anderes Kreuz und ein Ring aus dem Nachlasse der letzten Gräfin von Gleichen, Erdmuthe Juliane, welche 1633 starb. Den Ring erwähnt zuerst Sagittar, indem er sagt: „Es soll auch ein sehr kostbarer von der Türkin herrührender Ring nach Abgang der Gräflich Gleichischen Familie in das Schenkische Geschlecht kommen und endlich allhie zu Jena an einen Juden von eine namhafte Summe Geldes verkauft sein.“ Das Kreuz wird erst 1818 in einem Auszuge aus dem Inventarium über den Nachlaß der letzten Gräfin erwähnt. Es heißt da: „Unten im Schubkasten in einem Futter ein Kleinod, welches der Papst der Türkin als Gräflich Gleichische Gemahlin verehrt, pro 175 Thlr. 12 Gr. taxirt.“ „Im andern Schubkästlein ein kristallineres Kreuz, welches der Papst der Türkin als Gräflich Gleichische Gemahlin bei ihrer Taufe verehrt, ist taxirt auf 70 Thlr.“

Beruhten diese Mittheilungen auf Wahrheit, so wäre es über allen Zweifel erhaben, daß die Türkin rechtmäßige Gemahlin des Grafen von Gleichen gewesen wäre. Allein auch hier wieder haben wir nur Behauptungen ohne Beweise. Oder wer will darlegen können, daß Kreuz und Ring von der Türkin herstammen, da diese Gegenstände längst verschwunden sind und deßhalb nicht nach ihrer Aechtheit und Herstammung geprüft werden können. Auch war Dr. Stiefel, der Verfasser jenes Inventars, wie Krügelstein*) sagt, ein ganz unzuverlässiger Mann und wohl fähig, das Beste des Inventars für sich zu behalten, werthlosen Dingen dagegen durch pikante Notizen einen übertriebenen Werth anzudichten, um so doch einen bedeutenden Nachlaß zu überliefern.

Was das Altarstück in der Siechhofkirche zu Ohrdruf angeht, welches Gleichmann zuerst (1745) mit der Sage in Verbindung bringt, so hat dasselbe mit dem Gleichengeschlechte keine weitere Beziehung, als daß es aus einer Kirche des Grafen von Gleichen stammt, in die es bald nach der „Reformation“ aus der Klosterkirche zu Ohrdruf gebracht worden war. Das Schnitzwerk zeigt fünf Frauen und zehn Kinder, auf die wie von einer Gallerie acht männliche Figuren herabblicken. Von einer Türkin oder was sich sonst auf die Sage bezieht, ist nichts zu entdecken. Ebensowenig beweist

*) Nachrichten von der Stadt Ohrdruf 1874, S. 370.

ein Käſtchen von Elfenbein, welches Karl Reinhard in dem Taſchenbuche Polyanthea (Jahrgang 1807) zuerſt auf die Gleichenſage bezogen hat. Das Deckelblatt ſtellt die Anbetung der heil. drei Könige dar, worin man die Aufnahme einer orientaliſchen Jungfrau zum Chriſtenthum vermuthet hat. Auch die übrigen Darſtellungen auf jenem Käſtchen haben mit der Gleichenſage nichts zu ſchaffen, und es gehört eine ſehr ſtarke Phantaſie dazu, um ſie mit dieſer in Verbindung zu bringen.

Man führt ferner eine vermeintlich von der Sarazenin geſtickte und dem Peterskloſter verehrte Mitra und ein Kreuz als Beweisſtücke für die Gleichenſage an. Dieſe Gegenſtände befanden ſich im Peterskloſter und wurden 1802 nach Aufhebung deſſelben verkauft. Die Mitra ſtammte aus dem Jahre 1485 und das Kreuz aus dem Jahre 1470, wie Pl. Muth berichtet, der ſie noch geſehn hat. Ob aber eine Gräfin von Gleichen dieſe Gegenſtände geſchenkt, oder ob das Kloſter ſelbſt ſie erworben hat, kann Niemand angeben. Nicolaus von Sighen berichtet über eine derartige Schenkung nichts, während er doch ſonſt Alles mitgetheilt hat, was Zeugniß ablegen kann von dem Wohlwollen und der Frömmigkeit des ſeinem Kloſter ſo gut geſinnten Geſchlechtes derer von Gleichen.

Als letzte Beweisſtücke für die Wahrheit der Gleichenſage werden der Schädel der Türkin und die Gebeine des Grafen und ſeiner beiden Frauen angeführt. Im Jahre 1813 beſchloſſen die Franzoſen, unter deren Herrſchaft damals Erfurt ſtand, das Gleichengrab auf dem Petersberge zu öffnen und deſſen Inhalt unterſuchen zu laſſen. Herr Regierungsrath von Faber wurde mit dieſer Arbeit beauftragt, und hat er am 5. Auguſt des genannten Jahres in Gegenwart des Prälaten Muth, des Polizei-Commiſſarius Edler und des Amtsſchreibers Papſt die Unterſuchung des fraglichen Grabes vorgenommen. Das über dieſen Akt amtlich abgefaßte Protokoll beſagt, daß man in einer Tiefe von mehr als 3 Fuß am Fußende des Grabes ſechs Todtenköpfe und mehrere Knochen zuſammenliegend gefunden hätte. Bei weiterem Nachgraben habe man die Gebeine eines männlichen Körpers gefunden und Stücke vom Sarge. Das Grab, bis auf den feſten Grund ausgeworfen, ſei 9 Fuß lang, 6 Fuß tief und $3^1/_2$ Fuß breit geweſen. Herr Medicinalrath Dr. Thilow zu Erfurt, der auf Veranlaſſung des Regierungsrathes von Faber dieſe Gebeine prüfte und ordnete, ſuchte ſpäter in einem 1836 er-

ſchienenen Aufſatze*) den Nachweis zu liefern, daß dieſe Gebeinreſte dem Comes bigamus und ſeinen beiden Frauen angehört hätten. Weil nämlich das männliche Skelett, welches er zuſammengeſtellt hatte, 7 Fuß lang und von großer Feſtigkeit war, ſo nahm er an, daß dies Ernſt III., der Comes bigamus geweſen ſei, der ſein Leben in raſtloſer Thätigkeit verbracht habe und 1264 geſtorben ſei. Nach den untrüglichen Nachrichten bei Pl. Mnth müſſen aber dieſe Gebeine für die von Sigismund I. angeſehen werden, der hier 1494 zu ſeiner erſten Gemahlin beerdigt wurde. Sie waren die letzten gräflich Gleichen'ſchen Familienglieder, welche in jener Gruft ihre Ruheſtätte fanden. Auch hatte Sigismund I. jene Körperbeſchaffenheit, wie das von Thilow zuſammengeſetzte Gerippe ſie vorausſetzt, denn Nicolaus von Sighen ſchildert ihn als einen Mann von koloſſaler Größe und unerſchütterlicher Tapferkeit. Die übrigen Gebeine in dem Gleichen'ſchen Grabe erwieſen ſich nach Thilow's Anſicht als weiblich. Daß man ſechs Köpfe am Fußende des Grabes gefunden, verſchweigt Thilow und redet nur von zweien, die er ſich wahrſcheinlich beliebig ausgeſucht hatte. Den einen von dieſen Schädeln gibt er wegen ſeiner runden kugelförmigen Geſtalt für einen orientaliſchen aus und ſtellt die Behauptung auf, er habe der Sarazenin angehört. Würde aber Thilow wohl ſo geurtheilt haben, wenn er nichts von der Sage gewußt hätte? Die runde Schädelform gehört nach der Lehre der anatomiſchen Wiſſenſchaft nicht einer Nation oder Raſſe ausſchließlich an, ſondern man trifft ſie unter allen Volksſtämmen. Von competenter Seite hat man es ſogar bezweifelt, daß jener Schädel ein weiblicher ſei und für wahrſcheinlich gehalten, daß es ein jugendlicher männlicher wäre. Seit 1865 ruhen ſämmtliche Gebeine im Erfurter Dome zu Füßen des ſenkrecht ſtehenden Gleichendenkmals. Eine runde Steinplatte trägt folgende Inſchrift: Hic ossa cubant comitis Ernesti de Gleichen ejusque uxorum. R. J. P.

Wenn nach Geſagtem nichts für die Wahrheit der Gleichenſage ſpricht, ſo ſpricht ſehr ſtark dagegen die angebliche Dispenſation des Papſtes, wodurch derſelbe dem Grafen die Doppelehe geſtattet haben ſoll. Die Vielweiberei iſt nach dem poſitiven göttlichen Geſetze des neuen Bundes verboten;**) die Kirche hat ſie ſtets für ein Ver-

*) Anhang zum „Grafen von Gleichen" von Dr. H. Döring, Gotha und Erfurt 1836.

**) vrgl. Matth. 19. 5; 1. Kor. 7, 1—5.

brechen gehalten und noch auf dem Tridentiner Concil (sessio 24, c. 2) mit dem Anathem belegt. Kein Papst kann von diesem Verbote dispensiren und niemals hat es einer gethan. Man mag uns vorwerfen, daß nicht alle Päpste Muster der Tugend gewesen, aber man kann uns keinen Papst nennen, der in seiner amtlichen Stellung eine schwere offenbare Sünde gutgeheißen oder ein die öffentliche Moral verletzendes und gefährdendes Aktenstück erlassen hätte. Eine Dispensation aber von Seiten der Päpste, wie Luther sie dem Landgrafen Philipp von Hessen urkundlich ertheilt,*) würde eine solche Uebertretung des göttlichen Gesetzes in sich schließen. Dagegen ist die Geschichte reich an Beispielen, daß die Päpste muthig und standhaft für die Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe eingetreten sind. Sie erzählt uns die Maßregeln Gregor's VII. gegen den wollüstigen Kaiser Heinrich IV.; sie bezeugt, daß Clemens VII. lieber das Königreich England opferte, als daß er dem verbrecherischen Ansinnen Heinrich's VII., seine rechtmäßige Ehe aufzulösen, Gehör schenkte. Und nun sollte ein Papst einem Grafen von Gleichen, weil er darum gebeten, eine Dispensation zur Bigamie ertheilt haben! Mit Recht haben daher schon Bayle, Gudenus, v. Falkenstein und Pl. Muth die Möglichkeit einer derartigen Dispens bestritten; letzterer verweist unter anderm auf Corpus jur. can. c. 3 Gaudemus X. de divortiis, wo das Verbot der Bigamie aus der heil. Schrift dargethan ist.

An der angezogenen Stelle heißt es nämlich: „Weil die Heiden die eheliche Liebe mit mehreren Frauen theilen, so entsteht billig der Zweifel, ob sie solche nach ihrer Bekehrung alle, oder welche beibehalten können. Ersteres scheint aber deßhalb ungereimt und der christlichen Religion entgegen, weil anfänglich aus einer Rippe ein Weib geschaffen worden und weil die heil. Schrift bezeugt, daß ein Mann Vater und Mutter verlasse und seinem Weibe anhange und daß zwei in einem Fleische sein werden; sie sagt nicht drei oder mehrere, sondern zwei, auch nicht Weibern, sondern Weibe; aus welchem deutlich erhellt, daß die Mehrheit in beiden Geschlechtern in der Ehe gemißbilligt werde." Der Kreuzzug, in dem ein Graf von Gleichen vom Sultan gefangen genommen, soll unter Friedrich II. gewesen sein. Würde aber dieser Kaiser oder ein folgender es wohl unterlassen haben, gegen die Päpste, deren Ansehen man auf alle Weise zu schwächen suchte, einen Vorwurf zu erheben, wenn einer der-

*) Geschichte des deutschen Volkes von J. Janssen, III, 403. ff.

ſelben gegen das göttliche Geſetz, gegen die Grundſätze und den Gebrauch der katholiſchen Kirche Dispenſation zur Zweiweiberei gegeben hätte. Und ferner, wenn der Graf unter den Kreuzrittern nicht wieder zurückgekehrt, ſpäter aber mit einer Sarazenin nach Rom gekommen wäre und letztere mit Erlaubniß des Papſtes zu Lebzeiten der erſten Gemahlin geheirathet hätte, würde das wohl in der ewigen Stadt unbekannt geblieben und den feindlichen Spähern und Gegnern der Päpſte entgangen ſein? Und wo iſt die päpſtliche Bulle in Betreff der Dispenſation, warum findet ſie ſich nicht im **ballarium magnum**? — Neuerlich hat man eine ſolche päpſtliche Urkunde, welche bei Beſetzung der Schweiz durch die Franzoſen am Ende des vorigen Jahrhunderts ſoll entdeckt worden ſein, als Beweis gebrauchen wollen, daß jene Gleichen'ſche Dispenſion wirklich ſtattgefunden haben könnte.

Eine katholiſche Wittwe aus altadlichem Hauſe, ſo erzählt man, wollte einen verheiratheten, ſchweizeriſchen Edelmann, reformirter Confeſſion, zur Ehe nehmen und wandte ſich dieſerhalb an den Papſt um Dispens. Dieſelbe wurde in folgenden Worten gegeben: „Concedirt und dispenſirt, doch mit dem ſtrengſten Verbote, weil die Welt nicht genug aufgeklärt iſt und ſogar heilige Dinge verdammt, mit dem ſtrengſten Verbote, ſage ich, für beide Supplikanten, daß ſie dieſe Conceſſion und Dispenſation und ſo auch ihre Verbindung keiner lebenden Seele und nicht einmal ihren kirchlichen Oberen anvertrauen; mit dem Befehle zugleich, alle Achtung, Sorgfalt und Aufmerkſamkeit gegen die anerkannte Frau des Bittſtellers oder Supplikanten zu bezeugen. Wir wollen auch, daß dieſer zum Unterhalte der Bittſtellerin oder Supplikantin beitrage, doch ſo, daß beſagte anerkannte Frau des Supplikanten und ihre Kinder nicht darunter leiden, letztern ſoll Bittſtellerin alle Aufmerkſamkeit und Liebe widmen und befehlen wir der Supplikantin, daß ſie ſich für verbunden halte, ſo lange der Edelmann lebt, dem ſie ſich weiht und beſtimmt, und erinnern ſie, daß, wenn ſie während des Lebens beſagten Edelmanns oder Bittſtellers mit irgend einem anderen Manne fleiſchlichen Umgang haben ſollte, ſie ſich ſtrafbar und ſchuldig mache eines wahren Ehebruchs."

„Gegeben zu Rom bei St. Maria Maggiore, den 16. Januar 1784 und geſchrieben in italieniſcher Sprache zu Gunſten der Bittſtellerin. Pius VI., Papſt.

Gio Carlo Boſchi, Kardinal Großpönitenziar."

Wer denkt bei dem vorstehenden Unsinn nicht an jene berüchtigte Bulle: „Cadavere praesente“ der „Kölnischen Zeitung“, in der Pius IX. Bestimmungen über die zukünftige Papstwahl getroffen haben sollte und von der sich bald herausstellte, daß sie vom Anfange bis zum Ende erlogen war? „Selbst unter der Voraussetzung“, sagt Hesse,*) „daß jenes neuere Document von Pius VI. unverfälscht sei, was wir nicht eher glauben, bis es einem Unparteiischen gelungen, das Original**) nach den Regeln der Kritik sorgfältig zu prüfen, dessen Aechtheit, gegen die auch die italienische Sprache zeugt, darzuthun, so ist doch der Schluß von dem Dasein des einen auf den des anderen sehr unzulässig und es wird uns Niemand verargen, wenn wir uns nicht früher von der Glaubwürdigkeit einer Erzählung, gegen welche so viele wichtige Gründe sprechen, überzeugen, bis die Urschrift einer päpstlichen Dispensation für den Grafen von Gleichen der bisherigen Verborgenheit entzogen oder ihr ehemaliges Vorhandensein durch gültige Zeugen erhärtet wird.“

Neuere Schriftsteller, welche die Gleichensage behandelt haben, sind der Ansicht, der Papst habe nicht eine Dispensation zur Doppelehe, sondern eine Erlaubniß zum lebenslänglichen Concubinat gegeben. Interessant ist, was in dieser Hinsicht ein gelehrter Protestant***) sagt, indem es zugleich zeigt, was Andersgläubige über die katholische Kirche und ihre Lehren sich nicht oft zusammen phantasiren. „Der Graf“, sagt er, „hatte sich dadurch, daß er während der Dauer einer legitimen Ehe eine wilde einging, des Ehebruches schuldig gemacht. Als er dem Papste die Umstände vorgetragen, welche die Veranlassung dazu gegeben und dargethan, daß nicht Leichtfertigkeit und Sinnenlust ihn dahin geführt, erhielt er von jenem Absolution.†) Das Schreiben, was ihm vom Papst mitgegeben wurde, war daher nichts als ein Ablaßbrief, nichts als eine Bescheinigung: daß ihm für die von ihm begangene Sünde des Ehebruchs Absolution ertheilt worden. Die Päpste hatten schon seit dem 11. Jahrhundert

*) Hesse l. c. 287 ff.

**) Auf eine diesbezügliche Anfrage des Weihbischofs von Kolborn antwortete der damalige Großpönitenziar Antonelli unterm 25. Mai 1807, daß man nirgends eine Spur von einer solchen Urkunde auffinden könne, vielmehr, deren Unächtheit aus Stil und Fassung offenbar hervorgehe. Vgl. J. Weber Ehehindernisse S. 110.

***) Mittheilungen des Vereins f. d. Gesch. u. Alterth. von Erfurt. III, 21.

†) Manlius sagt: **quare absolutus est a Papa et acceptis ab eo literis revertitur domum.**

ſich die Befugniß beigelegt, in gewiſſen Fällen allein den Ablaß ertheilen zu dürfen. Zu dieſen Fällen gehört nun der vorliegende. Wenn auch ſtrenge genommen nach den Regeln des canoniſchen Rechts der Papſt, ſo wenig wie den Dispens zur Eingehung einer zweiten Ehe, ebenſo wenig die Ermächtigung ertheilen konnte, in der Sünde des Ehebruchs zu verharren, ſo hatte doch jener Ablaßbrief ſo ziemlich dieſe Wirkung. Es lag in der Natur der Sache, daß, da der Grund, welcher den Papſt bewogen hatte, ſeinerſeits den Ablaß zu ertheilen — das von dem Grafen der Türkin als Preis für ſeine Befreiung gegebene Verſprechen, ſie als ſeine Gattin zu halten — fortdauerte, auch die Geiſtlichkeit der Heimath ſich nicht für berechtigt halten konnte, dieſe obenein über ihre Competenz hinausgehende Sache vor ihr Forum zu ziehen und in der Handhabung der kirchlichen Disciplin ſtrenger zu ſein, wie das Oberhaupt der Kirche es geweſen war. — Die Sache ſcheint vom Papſte in ähnlicher Weiſe behandelt zu ſein, wie die Doppelehe des Landgrafen Philipp von Heſſen von Luther und Melanchthon, welche, ohne dieſelbe zu autoriſiren oder auch nur ihre Mißbilligung zu verhehlen, ſich doch unter gewiſſen Vorausſetzungen dazu verſtehen wollten, ſie ſtillſchweigend zu dulden." Soweit das confuſe Gerede, das einer Wiederlegung nicht bedarf.

Aus Geſagtem geht hervor, daß die Geſchichte von der Doppelehe eines Grafen von Gleichen auf hiſtoriſche Wahrheit keinen Anſpruch machen kann. Denn überall findet man Ungewißheit und Widerſpruch, mag man die Umſtände der Zeit oder die in der Geſchichte handelnden Perſonen, oder die Orte, wo die Ereigniſſe vorgefallen ſein ſollen, einer näheren Prüfung und Betrachtung unterziehen. Alle reden von einem Grafen von Gleichen. Welcher es aber geweſen, ob Ludwig VI., oder Ernſt II. oder Ernſt III.? Ob ein Abkömmling Sigismund's oder Erwin's, darüber ſind alle, welche die Erzählung mittheilen, nicht einig. Ferner, wie hieß die erſte Gemahlin des Grafen, aus welchem Geſchlechte ſtammte ſie? War es eine Gräfin von Orlamünde oder eine Gräfin von Henneberg oder eine Gräfin von Käfernburg. Auch darüber herrſchen ganz verſchiedene Meinungen. Der Graf ſoll von den Sarazenen gefangen genommen ſein. Aber in welchem Jahre, bei welcher Stadt, wie lange hat der Unglückliche in der Gefangenſchaft geſeufzt? Befreit von einer Sultanstochter ſoll er Dispenſation zur Bigamie vom Papſte erhalten haben, aber von welchem Papſte, wie heißt ſein Name? In

welchem Jahre ist die Doppelehe gestattet, wo ist die Dispensationsbulle, oder das Breve oder das Rescript? Darüber herrscht wiederum die größte Uneinigkeit. —

Wenn demnach die Doppelehe des Grafen von Gleichen ins Reich der Fabel verwiesen werden muß, so kann es doch nicht ohne Interesse sein, zu erforschen, wie die Sage entstanden ist. Diese Frage soll im folgenden Abschnitte besprochen werden.

III.

Bei der Beantwortung der Frage, wie die Geschichte von der Doppelehe eines Grafen von Gleichen entstanden sein möge, bildet das Gleichen'sche Grabdenkmal eine der vornehmsten Quellen. Das Peterskloster und die Peterskirche mit ihren vielen Grabdenkmälern und anderen Sehenswürdigkeiten waren früher stets ein besonderer Anziehungspunkt für die Fremden, welche die Stadt Erfurt besuchten. Da das seltsame Grabmonument des Grafen von Gleichen sich ziemlich in der Mitte der Kirche befand, so mußte es natürlich Jedem in die Augen fallen, und nichts lag näher, als die Frage, wen dieser Grabstein darstelle. Die Antwort, es sei ein Graf von Gleichen mit seinen beiden Frauen, konnte leicht so verstanden werden, als habe der Graf die beiden Frauen gleichzeitig zur Ehe gehabt. Der Hang zum Sonderbaren und Abenteuerlichen konnte dann ferner den Gedanken erregen, daß eine dieser Frauen ihrem Gemahle auf außerordentliche Weise in die Arme geführt worden sei, zumal sich ihr Bildniß auf dem Grabsteine durch den einer Krone nicht unähnlichen Kopfschmuck auszeichnete. Wie leicht konnte daraus, daß man die Tracht irrthümlich für morgenländisch ansah, die Tochter eines Sultans werden. In dem Werke von Hefner und Wolf*) heißt es: „Nichtkenner haben den Kopfputz der einen Frau für etwas Orientalisches angesehen und daraus mag wohl das bekannte Märchen von den zwei Frauen entstanden sein." Vielleicht erinnerte man sich auch noch, daß mehrere Grafen von Gleichen nach Palästina gewallfahrtet und daß ein thüringischer Dynast wirklich mit einer Orientalin vermählt gewesen war. In der Thüringia sacra, p. 124 findet sich nämlich folgende Geschichte: „Die Schenken von Vargula haben sich durch viele Verdienste um Thüringen unsterblichen Ruhm erworben und doch findet sich jenes Geschlecht bei keinem Schrift-

*) Die Burg Tannenberg und ihre Ausgrabungen. Frankfurt a. M. 1850.

steller gebührend erwähnt. Zwar liest man, daß das Geschlecht der Schenken von Tautenburg von ihnen entsprungen sei, aber über die von Vargula wird in der That wenig berichtet. Einer aus jenem Geschlechte machte im Jahre 1274 eine Reise nach Palästina und wurde von den Sarazenen gefangen genommen, denen er im Kriege gegen die Tartaren große Beweise seiner Tapferkeit und Geistesstärke gab. Als er in ihren Reihen mit unglücklichem Erfolge kämpfte, wurde er von den Tartaren gefangen genommen und fortgeführt. Auch von diesen wurde er hoch geschätzt und mit einer edlen Frau verheirathet. Endlich wurde er zum Polenkönig Leskous Niger als Gesandter geschickt, welche günstige Gelegenheit er benutzte, um mit seiner Gemahlin nach Deutschland zurückzukehren. Letztere starb im Jahre 1286 und wurde im Kloster Reinhardsbrunn begraben. Das ihr errichtete Epitaphium ist zwar durch die Sorglosigkeit der Menschen und durch die Unbilde der Zeit verunstaltet, aber heute noch vorhanden. Ich setze nur die Inschrift her: „Im Jahre des Herrn 1286 starb die russische Cythania (Cythania russica), die sehr ehrenwerthe (gemma honestissima) Gemahlin des edlen Herrn Barons von Vargula. Bittet für sie."

Hier haben wir einen thüringischen Dynasten, der im 13. Jahrhundert nach Palästina zieht, dort von den Sarazenen gefangen genommen wird, sich eine Orientalin zur Frau nimmt und mit derselben nach Thüringen zurückkehrt. Und dieser Dynast gehörte einem Geschlechte an, das unmittelbar neben den Besitzungen der Grafen von Gleichen-Tonna ansässig war, mit letztern in engen Beziehungen stand, ja wiederholt mit denselben in verwandtschaftliche Verhältnisse getreten ist. Ist es da nicht annehmbar, ja sogar wahrscheinlich, daß im Volksmunde diese Geschichte vom Schenken von Vargula mit dem Gleichengrabsteine, der wegen mangelnder Schrift leicht mysteriös werden konnte, in Verbindung gebracht und so die Gleichensage entstanden ist?

Ist es nicht sogar möglich, daß Gegenstände aus dem Nachlasse jener Cythania (Kreuz und Ring) an die Famile Gleichen durch Erbschaft übergegangen sind.

Dazu kommt, daß der Anzug, den die Sarazenin nach der Abbildung bei Sagittar gehabt haben soll, viel mehr der tartarischen Tracht, als der türkischen gleicht. Ist es nicht denkbar, daß man nach den Kleidern der Cythania, welche aufbewahrt worden sind,

oder nach einem vorhandenen Bilde den Anzug gefertigt hat, den bei der in Weimar im Jahre 1591 aufgeführten Komödie die Sarazenin getragen hat?! *)

Der Grabstein in der Peterskirche zu Erfurt und die im Volke noch lebende dunkele Erinnerung an eine Orientalin, die als Frau eines thüringischen Barons nach Deutschland gekommen, haben also wahrscheinlich die Gleichensage veranlaßt, und es wäre dieses nicht der erste Fall, daß man zur Erklärung eines Denkmals oder Bildes eine ganze Geschichte erfunden hätte.**)

Ein in der Kirche zu Himmelskron hinter dem Altare an der Wand angelehntes Monument galt lange für den Grabstein der beiden angeblich von ihrer Mutter, der (deswegen als deutsche Medea verunglimpften) Gräfin von Orlamünde, aus Liebe zu dem Burggrafen Albert dem Schönen von Nürnberg ermordeten Kinder. Nach der durch Spies entdeckten Umschrift ist aber eine adlige Frau im Jahre 1529 unter demselben bestattet worden. „Man sieht hieraus abermals", sagt dieser besonnene Alterthumsforscher, „wie weit es die Einbildungskraft und die darauf folgende Tradition in der Welt zu bringen vermögend ist. Die zwei Schildhalter oder Genien sah man für die zwei ermordeten Kinder an, das Kreuz war auch bedenklich, weil man es als ein Zeichen einer begangenen Mordthat vor Alters gebrauchte, der Todtenkopf mit den darunter gelegten Gebeinen präsentirten sich auch vollends, nun war die Sache richtig und Jedermann betrachtete bisher diesen Stein mit einem gewissen Schauer, wenn zumal die erbärmliche Mordgeschichte dabei erzählt wurde."

Im hohen Domchore zu Paderborn befindet sich an einem Pfeiler ein Schafskopf, der den Schlußstein eines bis zur Mitte des Pfeilers herabgehenden Säulchens bildet. Da nun der Pfeiler eine kleine Unregelmäßigkeit zeigt, so erzählt sich der Volksmund, der Meister habe, weil er nicht nach den Regeln der Kunst gebaut, zu seiner ewigen Schande einen Schafskopf anbringen müssen. Aehnliche Geschichten ließen sich noch an viele andere Gebilde anknüpfen, womit die Baukunst des Mittelalters Kirchen, Klöster, Chorstühle u. s. w. geziert hat. So beweist auch Gottfried Kinkel***) an vielen Bei-

*) Werneburg l. c. p. 123 seq.

**) Die Bigamie eines Herrn von Rodenstein sucht man ebenfalls durch einen Grabstein zu beweisen, der sich in der Kirche zu Fränkisch-Grumbach befindet.

***) Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande XII. 6. Jahrg. 2. Bonn 1848 S. 94—118.

ſpielen, daß man, um vorhandene Bildwerke zu erklären, neue Sagen erfunden oder alte an ſie angeknüpft hat. Philipp Ernſt Spies ſagt darum nicht mit Unrecht: „Man hat leider ſo vielen Unrath in die Geſchichte durch Gemälde und Lieder gebracht, daß er wahre Begebenheiten bald verdrängen würde, wenn man ſie nicht davon ſäuberte. Ich könnte ein paar Seiten mit ſolchen Fabeln anführen, die alle geſchrieben, gemalt, gedruckt und beſungen worden ſind."

Wann die Gleichenſage entſtanden iſt, läßt ſich nicht angeben. Als Landgraf Philipp von Heſſen im Jahre 1539 ſich auf dieſelbe berief, ſprach er von ihr als einer dunkelen Kunde. Auch vor dieſer Zeit findet ſich kein Schriftſteller, der die Doppelehe eines Grafen von Gleichen erwähnt, ein Zeichen, daß die Sage damals noch nicht bekannt war oder eben als ein nichtsſagendes Märchen angeſehn wurde. In der Folgezeit bemächtigten ſich erfinderiſche Köpfe des ſo viele überraſchende und glänzende Seiten darbietenden Stoffes und ſpannen denſelben weiter aus, Dichter und Romanſchreiber empfingen ihn als eine willkommene Gabe, ja ſelbſt Geſchichtsſchreiber konnten ſich nicht verſagen, ihn in ihre Werke aufzunehmen. So wurde die Sage durch Unwiſſenheit und vielleicht auch durch Bosheit genährt und durch unerhörte Leichtgläubigkeit beibehalten und verbreitet.

IV.

Schließlich iſt noch die Frage zu behandeln: Auf wen bezieht ſich das Gleichen'ſche Grabdenkmal im Dome zu Erfurt? Die kritiſirenden Schriftſteller der neueren Zeit, welche die Doppelehe des Grafen von Gleichen für eine hiſtoriſche Wahrheit halten, beziehen das Grabdenkmal entweder auf Ernſt III. oder Sigismund I.

Was erſtern angeht, ſo iſt derſelbe in der Geſchichte gar nicht als Graf von Gleichen bekannt, ſondern nur als Graf von Velseck auf dem Eichsfelde. Auch kann Ernſt III. ſchwerlich an einem Kreuzzuge theilgenommen haben, weder an dem Kreuzzuge vom Jahre 1227, weil er damals in einem Alter von 70 Jahren geweſen wäre, wo man an einem Kreuzzuge nicht mehr Antheil zu nehmen pflegt, noch auch an einem Kreuzzuge von 1188, weil hier die Zeitverhältniſſe durchaus nicht paſſen. Der Kreuzzug vom Jahre 1188 wurde nämlich im April 1189 angetreten und ſchritt ſo langſam vorwärts, daß die Kreuzfahrer erſt am 8. October 1190 in Ptolemais anlangten.

Nun ist aber Ernst III., wie eine Urkunde ausweist, im Jahre 1191 wieder in Thüringen gewesen und als Zeuge bei einer Schenkung zugegen, welche die Gräfin Guda, die Gemahlin des verstorbenen Grafen Ernst II., dem Kloster Reisenstein machte. Demnach hätte Ernst III. nur einen Zeitraum von etwa 18 Monaten gehabt, um in Palästina gefangen, durch eine Sultanstochter befreit zu werden, mit dieser nach Rom zu reisen, sie taufen, sich mit ihr trauen zu lassen und dann in die Heimath zurückzukehren und ganz gemüthlich als Comes Ernestus Erwini filius eine Urkunde zu unterzeichnen. Es wird wohl Niemand bezweifeln, daß es unmöglich sei, in so kurzer Zeit dieses Alles zu vollbringen, was Ernst III. vollbracht haben müßte, um der Comes bigamus zu sein, ganz abgesehen davon, daß letzterer der Sage nach in längerer Gefangenschaft gewesen sein soll. Ebenso wenig kann sich das Grabdenkmal auf Sigismund I. beziehen, der im Jahre 1494 den 8. März starb und im Erbbegräbniß der Grafen von Gleichen in der Peterskirche zu Erfurt beigesetzt wurde. Denn wäre Sigismund I. der Held der Geschichte, so hätten im Jahre 1539, also 45 Jahre nachher, der Landgraf Philipp von Hessen und etwas später Manlius und Dresser die Begebenheit mit allen Einzelheiten noch wissen müssen und nicht in so dunkelen und unbestimmten Ausdrücken dieselbe erzählen können.

Gleichfalls würden die Chronikschreiber aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, welche so vielerlei über den seiner Zeit so hervorragenden und berühmten Grafen Sigismund I. zu erzählen wissen, es nicht mit Stillschweigen haben übergehen können, wenn derselbe in türkische Gefangenschaft gerathen wäre und zu seiner ersten Frau noch eine Sultanstochter geheirathet hätte. Dazu kommt, daß für jedes Jahr die Anwesenheit Sigismunds in Deutschland sich nachweisen läßt und nur für das Jahr 1460 eine entsprechende Urkunde fehlt. Wäre aber der Graf in diesem Jahre im Orient gewesen, so hätte er sicher nicht schon im folgenden Jahre wieder eine Reise nach Palästina unternommen, über welche Sagittar (S. 52) also berichtet: „In eben diesem Jahre (1461) hatte sich Graf Sigismund fest vorgenommen, mit Herzog Wilhelm zu Sachsen nach Jerusalem zu dem heil. Grabe zu reisen. Als sie aber am 3. April gen Eichstedt kommen, ist Graf Sigismund andern Sinnes worden und von dem Herzog hinweggeritten.“ Bedenkt man endlich, daß der Comes bigamus nach seiner Rückkehr aus der Türkei, wie die Sage lautet, noch längere Zeit mit seinen Gemahlinnen gelebt und von der

deutſchen mehrere Kinder gehabt hat, ſo paßt das wieder nicht auf Sigismund I. Deſſen erſte Gemahlin ſtarb 1464, alſo kaum vier Jahre nachher, als er die Sarazenin geheirathet hätte. Nach dieſem Todesfalle wäre er alſo mit der Türkin allein geweſen. Es iſt aber hiſtoriſch, daß er bald nach dem Tode der erſten Gemahlin eine zweite deutſche Gemahlin genommen hat; das wäre aber ganz unmöglich geweſen, wenn er die Türkin bei ſich gehabt hätte, denn welche Grafentochter würde ſich wohl hergegeben haben, Sigismund unter ſolchen Umſtänden zu heirathen und anderſeits wäre dann ja nochmals eine Doppelehe entſtanden und eine päpſtliche Dispens nothwendig geweſen.

Aber auch ohne Doppelehe und päpſtliche Dispenſation kann Sigismund nicht derjenige Graf von Gleichen ſein, auf den das Grabdenkmal ſich bezieht. Allerdings hat Sigismund, wie ſchon erwähnt, zwei Frauen, Agnes von Querfurt und Catharina von Schwarzburg, zur Ehe gehabt, aber nur die erſte liegt mit ihm unter dem berühmten Ectypon begraben, während die zweite im Jahre 1484 in der Nähe deſſelben beigeſetzt wurde. Wie ſollte nun Sigismund, der zehn Jahre ſpäter ſtarb, oder ein Nachfolger dazu kommen, einen Grabſtein zu ſetzen, auf dem der Graf in der Mitte ſeiner beiden Frauen dargeſtellt iſt, da nicht alle drei in demſelben Grabe ihre Ruheſtätte gefunden hatten. Zudem heißt es von der erſten Gemahlin Sigismund's I., daß ſie im Jahre 1464 unter dem Hauptſteine (sub principali epitaphio) begraben worden ſei, was doch vorausſetzt, daß dieſes Denkmal ſchon damals vorhanden war. Ueberhaupt deuten alle Umſtände darauf hin, daß dieſer Grabſtein aus viel früherer Zeit und zwar aus dem 13. Jahrhundert ſtammt. Wie ſchon früher erwähnt, hat Jovius auf dem Denkmale die Zahl 1227 gefunden; dieſe bezeichnet das Todesjahr des Grafen Lambert II.

Alle Nachrichten, welche wir über dieſen Grafen haben, ſtimmen darin überein, daß unter ihm dieſes Geſchlecht hohes Anſehn, Glanz und Reichthum erlangt hatte. Er war der erſte, der ſich ſtets Graf von Gleichen nannte und wahrſcheinlich zuerſt ſeine Reſidenz dorthin verlegt hat. Lambert war Advokat von Erfurt und der Peterskirche und ein beſonderer Wohlthäter des anliegenden Benedictinerkloſters. Als ſolcher hatte er nach damaliger Sitte ein Anrecht auf ein Erbbegräbniß in der Peterskirche, und es iſt die Annahme nicht unbegründet, daß zu ſeinen Lebzeiten die beſagte Gleichen'ſche Todtengruft errichtet worden iſt. Denn im Jahre 1257 wird dieſelbe als ſchon vorhanden erwähnt; vor Lambert's Zeiten aber kann ſie wohl nicht gemacht

worden sein, da sein Vater, Erwin II., sich meistens nur Graf von Tonna nannte, während die Todtengruft in der Peterskirche stets nur das Gleichen'sche Erbbegräbniß genannt worden ist. Es spricht dafür ferner auch der Umstand, daß Lamprecht II. zweimal verheirathet gewesen ist; die erste Frau hieß Agnes, ihr Familienname ist nicht bekannt. Nach ihrem Tode vermählte sich der Graf am 2. September 1223 mit Sophie, Gräfin von Orlamünde,*) welche am 3. September 1244 starb und also Lamprecht um 17 Jahre überlebte. Sie ist es wahrscheinlich gewesen, welche den Grabstein auf dem Erbbegräbniß errichtet hat. Hiernach dürfte es über allen Zweifel erhaben sein, daß das berühmte Ectypon sich auf den Grafen Lamprecht II. bezieht, der im Jahre 1227 starb und als Schutzherr der Peterskirche in derselben mit seinen beiden Frauen die er nacheinander zur Ehe gehabt hat, seine Ruhestätte fand.

Wir glauben nun die Zweifel gelöst, die Thatsachen hinlänglich dargestellt und beleuchtet zu haben, woraus erhellt, daß die Geschichte von der Doppelehe eines Grafen von Gleichen in das Gebiet der Fabel zu verweisen sei. Viele edle Protestanten und Freunde der Wahrheit haben dies schon längst anerkannt und vertheidigt, aber sehr viele halten noch immer mit hartnäckiger Blindheit daran fest, daß der Papst einem Grafen von Gleichen die Doppelehe gestattet habe. Wenn sie dabei die Absicht haben, den apostolischen Stuhl zu erniedrigen, so wird ihnen das nicht gelingen. Jahrhunderte lang ist er angefeindet, Irrlehrer haben sich gegen ihn erhoben, Könige und Kaiser an ihm gerüttelt, aber er hat alle überdauert; noch steht er fest und unerschüttert, trotzend der Zeit und jedem Ungemach. —

*) Regesten der Grafen von Orlamünde von Freiherrn v. Reitzenstein Tafel III.

Dante und Beatrice.

Von

Dr. Fr. Hettinger.

I. Idealismus — ächter Realismus. Beatrice nicht bloße Allegorie.

Es geht wie ein Trauerlied von Land zu Land, von Mund zu Mund: Wir haben keine Ideale mehr. Die Poesie steigt in die dunklen Tiefen des egyptischen, indischen und germanischen Alterthums hinab, die nur schwach erleuchtet sind vom Lichte der Sagenwelt, um für die abgestumpften, nach immer neuen Reizen dürstenden Gaumen der Leser Befriedigung zu suchen. Die Kunst, die ehedem auf dem Wege des Schönen ihre Jünger und Freunde zu den unsterblichen Gütern, zu Gott und dem Göttlichen hinführte, ist vielfach eine Magd geworden im Dienste niederen Sinnenreizes, ein Schaustück in den Salons reich gewordener Krämer, ein Zeitvertreib für müßige Stunden, nicht selten eine Verbündete des Lasters. Die Hörsäle der Geisteswissenschaften werden mehr und mehr verlassen, verödet sind zum Theil die Wege, die zu ihnen führen und ihre Lehrer und Pfleger finden sich mehr und mehr vereinsamt. Dicht gedrängt dagegen wendet die Menge sich dem Dienste der Materie zu; wie ehedem zur Zeit des kaiserlichen Rom scheint ihr, und leider auch nicht Wenigen aus der Jugend, der Wahlspruch zu gelten:

> Was auch rede das Volk, doch glücklich
> Bin ich, wenn ich daheim die Thaler im Kasten beschaue.*)

Es ist nicht zu läugnen, die Naturwissenschaften werden mit einem Eifer gepflegt, wie in keinem Jahrhundert zuvor, während man hie und da mit mitleidigem Achselzucken auf die humanistischen Studien herabblickt. Vielen ist es Ernst mit ihrem wissenschaftlichen

*) Horat., Serm. I. 1.

Streben; denn das Alles, was die Natur dem betrachtenden Geiſte bietet, iſt zunächſt ſichtbar, taſtbar, meßbar, und ſtellt ſich bei oberflächlicher Betrachtung mit ſolcher Evidenz dar, daß Manche wähnen, wenn irgendwo, müßten hier die Räthſel des Daſeins gelöſt werden. Und ſo ſehen wir denn in den Laboratorien der Chemie, Botanik und Mineralogie, in den Inſtituten für Phyſik und Hygiene, in den Amphitheatern der Anatomie, den zoologiſchen Stationen ein Ringen und Forſchen, ein Suchen und Streben ohne Raſt noch Ruhe, mit Aufbieten unſäglichen Fleißes und Scharfſinnes, nicht ſelten mit Schädigung der Geſundheit und Verluſt der beſten Lebenskraft, was uns mit Bewunderung erfüllt. Doch immer und immer, trotz allen Fortſchrittes in der Beobachtung und Rechnung, bleibt, ohne ihre Ergänzung durch die Geiſteswiſſenſchaften, die Klage berechtigt:

Die Theile haben ſie in ihrer Hand,
Fehlt leider nur das geiſt'ge Band.

Aber nicht Alle ſind von ſo ſelbſtloſer Liebe zur Erkenntniß beſeelt, viel größer iſt die Anzahl Jener, welche nicht der reine Forſchungstrieb den Naturwiſſenſchaften zuführt, ſondern der materielle Gewinn, den ſie ihren Adepten verheißen. Durch ſie hoffen wir ja einzudringen in das Innere dieſer ſichtbaren Dinge, bemächtigen wir uns der Erde und ihrer Schätze, ſtellen wir alle Kräfte der Materie in unſeren Dienſt, vom Druck des Waſſers an, der das oberſchlächtige Mühlrad treibt, bis zu der geheimnißvollen, zukunftverheißenden Licht, Wärme und Bewegung erzeugenden Electricität. Und ſo iſt man auf dieſer Seite, nur auf einem anderen Wege, ſo ziemlich wieder dort angelangt, wo die ſo viel verſpotteten Schüler eines Philippus Aureolus Bombaſtus Theophraſtus Paracelſus einſt ſtanden, die nach der geheimen Lebenselixir, der Goldtinctur und dem Stein der Weiſen ſuchten. Dann wird das goldene Zeitalter anbrechen, da der Dampf ohne Menſchenzuthun die Ausſaat und Ernte beſorgt, auch im Norden bei elektriſchen Lichte „in dunklem Laub die Goldorangen glühen“ und für Jedermann immerdar am Herd von ſelbſt der Spieß ſich dreht. —

Die Betrogenen! Sie wiſſen nicht, indem ſie nur von Realismus ſprechen, nur nach Realitäten verlangen, daß nur das Ideale das Realſte iſt; was ſie dagegen real nennen, was iſt es? Häufe alle Reichthümer, mehre alle Schätze; ein Blitz zuckt aus den Wolken und aller Beſitz iſt nichts mehr als ein Haufen Aſche; früh oder ſpät iſt das Alles ja vorüber für immer.

Dabei steht im Hintergrund dieser gesammten, sich realistisch nennenden Weltanschauung der Pessimismus, wie ein unheimliches, finsteres Gespenst; dem nach Wissenschaft hungernden Geiste bietet er statt des Brodes einen Stein, der drückend auf ihm lastet, die Schlange des Zweifels, die stets an der Seele nagt; er legt seine eisig kalte Hand auf das Herz, das nach bleibendem Glücke begehrt und ruft ihm höhnend mit dem alten Spötter Lucian*) zu: „Das Beste ist, lache — wenn du kannst — über diese Welt und auch über die andere."

Es ist wie ein Geruch des Todes, der von solcher Lebensanschauung ausgeht und alle Herrlichkeit und alle Pracht ihrer Werke ist doch nur wie der Pomp eines Leichenbegängnisses, da die Todten ihre Todten begraben. —

Doch es gibt noch eine Gemeinde edlerer Geister, aus allen Ländern, allen Ständen, allen Geschlechtern gesammelt. Mit dem Glauben an das Heilige und Göttliche haben sie sich auch den Glauben an Ideale bewahrt und sie sind es, die das heilige Feuer hüten, an dem künftige Generationen ihre Fackeln anzünden mögen, die ihnen leuchten auf dem vielverschlungenen Pfade dieses irdischen Daseins. Wie der Balsam vor Fäulniß bewahrt, so geht von ihnen ein Hauch reinen überirdischen Lebens dahin durch diese Welt und schafft und erhält neues, gesundes Leben. Nicht den Götzen des Tages huldigen sie, wohl aber weihen sie einen dankbaren Cultus Jenen, die in einsamer Größe dastehen, von der Menge unerkannt und verkannt, an denen ihr Geist sich aufrichtet, ihre Seele sich nährt. Unter diesen nun erscheint uns als Einer der Gewaltigsten Dante, alle Anderen, wie Saul unter seinen Brüdern, von der Schulter an überragend. In einfachen Verhältnissen war er geboren, später selbst arm geworden und als Verbannter umherirrend, hat er die ganze Noth und den Druck der Armuth empfunden. Schildert er uns doch in Romeo sein eigenes Schicksal:

Von dannen ging er arm dann und bejahret,
Und wüßte nur die Welt, welch' Herz er hatte,
Als er sein Leben Stück für Stück erbettelt,
Sie lobt' ihn sehr und würde mehr ihn loben.**)

*) Opfer c. 15, Todtengespräche c. 1.
**) Göttl. Komödie, Paradies. VI. 139.

Und sein Ahne Cacciaguida mußte ihm voraus verkünden:

Erfahren wirst du, wie so bitter schmecket
Das fremde Brod, und wie so herb der Pfad ist,
Den man auf fremden Stiegen auf- und absteigt.*)

Doch keines Schicksals Schläge konnten seinen hohen Sinn beugen, seine ideale Natur brechen. Seinem Ideale und sich selber treu, geht er einsam zuletzt, und von Wenigen nur verstanden, durch's Leben; immer reiner, immer edler, immer geläuterter wird seine Seele, von einem hohen Gedanken getragen und ganz durchgeistet, hat er eben durch diese Macht des Ideals auf Jahrhunderte gewirkt, sein Volk mächtig erhoben, in gewisser Weise eine Welt ihm erschlossen, und es an die Spitze der abendländischen Civilisation gestellt. Beatrice war sein Ideal.

Auch Dante's Landsmann und jüngerer Zeitgenosse, Francesco Petrarca, hatte in Laura ein Ideal verherrlicht. Doch dies bildete nur eine Episode in seinem Leben; und er selbst erzählt es uns, daß er oft versucht war, seine wohlklingenden Sonette, wegen derer die Nachwelt — wohl über Gebühr — ihn pries, ins Feuer zu werfen, da den reiferen Mann ganz andere Bestrebungen und Aufgaben erfüllten und er nicht von den Liedern seiner Jugend, sondern durch seine lateinischen Dichtungen einen unsterblichen Namen zu gewinnen hoffte. Nicht so Dante, wie er denn in jeder Beziehung, auch dem inneren Werthe seiner Schöpfungen nach, in völligem Gegensatze zu jenem steht. Jener war reich, er arm; jener von Kaiser und Papst geehrt und gekrönt, dieser ins Elend hinausgestoßen; jener ein Liebling der gelehrten Welt, dieser fast ganz dem Volke sich zuwendend; jener endlich im Genusse ungetrübter Muße, dieser mitten hineingestellt in die Stürme politischer Parteien. Und selbst in ihren Fehlern waren sie einander entgegengesetzt. Petrarca war eitel, mit Wohlgefallen Huldigungen einschlürfend, Dante war stolz, sich seines Werthes, trotz aller Feinde, wohl bewußt mit dem Wahlspruche:

Kein Wort von ihnen; schau' und geh' vorüber.**)

So geht ihm denn in früher Jugend, fast Knabe noch, in Beatrice ein Ideal auf; mit keuscher, frommer, Alles überwindender Liebe liebt er sie, und in ihr alles Schöne, alles Edle, alles Heilige, alles Göttliche. „Bei ihrem Anblicke sterben alle Laster, erblühen

*) A. a. O. XVII. 58. cf. Ep. ad Kan. grand.

**) Hölle III. 50.

alle Tugenden,“ *) ſagt er von ihr. „Sanftmuth und Milde ſproſſen auf in dem Herzen, das ſie reden hört.“ **) Und er bleibt ihr, und in ihr ſeinem Ideale treu bis an's Ende. Und als ſie längſt geſtorben war, erlöſcht ihr Gedächtniß nicht im Geiſte des Dichters. Ihr Bild, ihr Andenken, ihre Liebe „führt ihn aus der Knechtſchaft zur Freiheit,“ ***) durch ſie „erhebt er ſich über des Pöbels Schaaren“, †) wird „auf den Weg der Tugend er geleitet.“ ††) So ſehr war ihm Beatrice — Beatrix, die Seligmachende a) — Ausdruck, Darſtellung, Inbegriff alles Himmlichen und Göttlichen geworden, daß Boccaccio, als er den Tod des Dichters meldet, in der Wiedervereinigung mit Beatrice im Jenſeits die Vollendung der Seligkeit deſſelben erkennt. „In Ravenna,“ ſagt er, „gab er ſeinen müden Geiſt ſeinem Schöpfer zurück. Er ward ohne Zweifel aufgenommen in die Arme ſeiner edelſten Beatrice, mit welcher er im Angeſichte deſſen, der das höchſte Gut iſt, nach den überſtandenen Mühſeligkeiten dieſes Lebens nun jener Seligkeit ſich erfreut, die kein Ende hat.“ †††)

Fürwahr, nach der allerſeligſten Gottesmutter und ſo manchen heiligen Jungfrauen in der Geſchichte der Kirche iſt kein Weib ſo gefeiert, ſo verherrlicht worden, wie Beatrice, dieſe einfache, frühe geſtorbene Tochter eines Bürgers von Florenz. Der große Dichter hat ſie groß und unſterblich gemacht, über ſich ſelbſt erhoben und in ſeiner „Göttlichen Komödie“ einen leuchtenden Perlenkranz ihr um das Haupt gelegt; ſo Großes, ſo Erhabenes iſt es, was er von ihr verkündet, daß ſchon oft die Behauptung ausgeſprochen wurde, es habe eine wirkliche Jungfrau dieſes Namens gar nicht gelebt, ihr Name darum ſei nur eine Allegorie geiſtiger Güter, welche der Dichter

---

*) Vita nuova, c. 9:
**) Vita nuova, c. 21.
***) Fegfeuer XXXI. 85.
†) Hölle II. 105.
††) Fegfeuer XXX. 121.
†††) Vita di Dante p. 41.

a) Auch Petrarca in ſeiner ſchönen Canzone an die Gottesmutter nennt dieſe „Wahre Beatrice“:

Nelle cui sante piaghe	In ſeinen heiligen Wunden,
Prego che appaghe	Laß mein Herz geſunden,
Il cor, vera Beatrice!	Wahre Beatrice!

in seinem Werke zur Darstellung bringen wollte, worauf er selbst hinzuweisen scheint, wenn er sagt:

O ihr, die mit gesundem Geist begabt seid,
Betrachtet wohl die Lehre, die verborgen
Liegt unter'm Schleier seltsamen Gedichtes.*)

Schon ein Schriftsteller aus der italienischen Frührenaissance, Giovan Mario Filelfo, meinte, Beatrice sei für Dante bloß erfunden, als Gegenstand seiner spielenden Phantasie;**) Antonio Maria Biscioni zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts will Alles, was von Beatrice gesagt wird, nur bildlich verstehen, und selbst Centofanti in neuester Zeit steht im Ganzen auf ihrer Seite. Gabriele Rossetti, dem die „Göttliche Komödie" nichts Anderes ist, als ein Parteiprogramm der Ghibellinen gegen das Papstthum unter dem Schleier religiös-historischer Bezeichnungen, deren eigentlichen Sinn nur die Eingeweihten kannten, erblickt in Beatrice das Symbol des Kaiserthums. Nach Francesco Perez ist sie die Allegorie der Weisheit.***)

Wahr an allem diesem ist nur das Eine, daß Dante in Beatrice mehr sieht, als bloß ihre sinnfällige, vergängliche Erscheinung. Sie ist ihm Symbol eines Höheren, Typus der in Gott versenkten Anschauung, Liebe und Seligkeit; aber darum ist ihre historische Wirklichkeit keineswegs geläugnet. Er selbst will ja, daß vor der allegorischen Erklärung erst der Wortsinn festzusetzen sei, ja daß die Allegorie eben ganz auf dem Wortsinn ruhe, welcher die sichere Grundlage für die allegorische Deutung biete.†) Und in der That, wie sollte es eine bloße Allegorie sein, von welcher der Dichter spricht, wenn Beatrice selbst ihre Schönheit schildert, die der Tod ganz vernichtet hat,

Nie bot Natur dir oder Kunst ein größeres
Ergötzen, als die schönen Glieder, drin ich
Verschlossen war, und die zerstreut als Staub jetzt;

wenn Dante erzählt, wann und wie alt er und Beatrice waren, als er diese zum ersten Male erblickte, selbst mit genauer Angabe des

*) Hölle IX. 61.

**) „Exercendi ingenii causa." Vita Dantis Alighieri. Florent. 1828. p. 20.

***) La Beatrice svelata. Palermo 1866.

†) Conv. II. 1. Epist. ad Kan. grand.

Kleides, das sie bei ihrer Begegnung trug; wie und wo er sie zum ersten Male in weißem Gewande sah, wieder mit genauer Angabe der Zeit und Stunde; wann ihr Vater, den sie tief beklagte, gestorben, wann eine ihrer Freundinnen, wann sie selbst gestorben, und wie sehr er um sie getrauert.*) So wenig ist sie ihm bloß Allegorie, daß er sie selbst mit ihrem Kosenamen „Bice“**) nennt. Beatrice ist eine wirkliche Persönlichkeit; dies haben auch die ältesten Ausleger nie bezweifelt.

Aber durch die Umrisse ihrer sichtbaren Gestalt, wie sie der Dichter entworfen hat, leuchten hindurch, wie die Lichter in einem transparenten Bilde, die Züge eines Höheren, das er in ihr erblickt, deren Symbol und Trägerin sie ist. Und gerade hierin offenbart sich so recht das Genie Dante's, liegt der geheimnißvolle Zauber seiner Dichtung, der uns mit Macht ergreift und stets auf's Neue fesselt. In der sichtbaren Gestalt der edlen Florentiner Jungfrau haben die höchsten und heiligsten Ideale des Dichters und der gesammten Menschheit plastisch greifbare Form, Leben und Wesenheit empfangen; und da das Größte und Erhabenste in ihr zur Darstellung gekommen, steht sie ganz vom Lichte der Verklärung umflossen vor uns, ist ihr eine wunderbare, übermenschliche Großheit, Würde und Majestät geworden. Doch wer war Dante, wer Beatrice?

II. Florenz zur Zeit Dante's. — Dessen erste Begegnung mit Beatrice; seine Lieder an sie.

Dante's Werke, vor Allem seine „Göttliche Komödie“, führen uns mitten hinein nach Italien, Florenz, und in das dreizehnte Jahrhundert; wir fühlen in ihnen den Pulsschlag seiner Zeit, wir hören die Stimmen, die in dieser Welt laut geworden, in der er gelebt, wir sehen die Gestalten, die in ihr sich bewegten und die er im Jenseits wiederfindet, die frommen Aspirationen heiliger Seelen, die Hymnen der Gläubigen zu Gott ihrem Erlöser dringen an unser Ohr, die seelenvollen Worte keuscher Liebe, die Seufzer des Büßers,

*) Vita nuova pass.

**) Paradies VII. 14. (Nach der Deutung dieser schwierigen Stelle durch Benvenuto Rambaldi u. A.) So heißt sie auch in dem Testamente ihres Vaters v. 15. Januar 1837: „Dominae Bici filiae meae“.

der Jubel der Seligen, der Weheruf der Gequälten, der Trotz der Verhärteten, die verzweifelten Wuthausbrüche der Verdammten. Es war eine große Zeit, in der er gelebt, und großartig ist das Bild, das er von ihr vor unsern Augen entrollt. Gewaltige Naturen traten auf, hochbegabte Geister erschienen auf dem Schauplatz der Geschichte, in den schroffsten Gegensätzen sehen wir diese außerordentlichen Menschen sich entfalten, jetzt in den Werken höchster Opferliebe und selbstlosester Weltverleugnung, jetzt wieder in blutiger Rachekriegen, in denen die ungebrochene, schäumende Naturkraft sich Luft machte. Was heute noch gilt, gilt von den Italienern des dreizehnten Jahrhunderts in ganz besonderem Maaße: „Sind sie gut, dann ist Niemand besser, sind sie schlecht, dann ist Keiner schlechter."

Unter den Einwirkungen der Kreuzzüge, welche gerade den Ländern am Mittelmeere einen neuen und weiten Horizont öffneten, unter der Doppelführung von Papstthum und Kaiserthum, welche die Völker vom hohen Norden bis zum äußersten Süden in lebendigen Contact zu einander setzte, Germanen, Romanen und Slaven in der Gemeinsamkeit großer Ideen verband, und einen Austausch der Charaktereigenthümlichkeiten der verschiedenen Völkerfamilien ermöglichte, der sie vor nationaler Einseitigkeit und Verkümmerung bewahrte, und alle Kräfte weckte, war ein wahrer Geistesfrühling über Florenz gekommen, wie ihn die Welt zum zweiten Male nicht mehr sah. Architectur, Plastik und Malerei, Meisterwerke der bildenden und redenden Kunst waren in dieser Periode wie mit einem glücklichen Wurf in höchster Vollendung, harmonischem Zusammenhange und ebenmäßiger Entwicklung entstanden. Und wie auf dem Gebiete der Kunst, so sehen wir geniale Meister auf den Lehrstühlen der Wissenschaft thätig, den Bund zwischen Vernunft und Offenbarung, Natur und Gnade, Weltleben und Gottesreich zu schließen, auf dem die Größe, der Friede, das Glück der Völker ruht und welcher die Bedingung alles ächten und gesunden Fortschrittes ist.

Bereits hatten in Pisa und Florenz sich die Wunderbauten ihrer Dome und Baptisterien erhoben, Cimabue und Giotto hatten in ihren Fresken den Himmel auf die Erde versetzt, Thomas von Aquin und Bonaventura in ihren Folianten Denkmäler für alle Zeiten aufgerichtet. Dorthin, zu dem Vaterlande dieser und der Heimath alles Großen und Schönen pilgert darum heute noch Europa, die gesammte gebildete Welt, als zur Schule und Bildungsstätte ächter Kunst

Die Energie des Volksgeistes im Bunde mit der Begeisterung des Glaubens, die sich innig durchdrangen, war die Mutter dieser großartigen Werke. Dabei hatten die Städte unter der schützenden Hand der Päpste ihre Freiheit und Unabhängigkeit gewonnen; den drückenden Absolutismus der Kaiser, die mehr und mehr die Stellung der altrömischen Imperatoren zu gewinnen suchten, untreu der christlichen Kaiseridee und im Gegensatze zu dem Geiste germanischer Freiheit, hatten die Tage von Legnano (gegen Friedrich I.) und Vittoria bei Parma (gegen Friedrich II.) gebrochen. Die Bürger von Pisa, Genua und Venedig trugen den italienischen Namen hinaus bis in den äußersten Osten, eroberten Constantinopel, nahmen Griechenland mit bewaffneter Hand, herrschten auf allen Meeren und kämpften siegreich gegen überlegene Feinde. Der Nationalreichthum war in außerordentlicher Weise gewachsen; Florenz hatte Handelsverbindungen mit der ganzen bekannten Welt; Florenz allein mit seinem kleinen Gebiete war so reich als ganz England zur Zeit der Königin Elisabeth.

In diesem Jahrhundert, nach Mitte Mai des Jahres 1265, ward Dante Alighieri zu Florenz geboren. Neun Jahre war er alt, wie er selbst erzählt, als er bei einem Frühlingsfeste am ersten Mai*) zum ersten Mal die etwas jüngere Beatrice sah; er erbebte in seinem Innersten beim Anblicke dieses „blutjungen Engeleins", der Tochter eines angesehenen Bürgers von Florenz, Folco Portinari, der das große Hospital von Santa Maria Novella gestiftet hat.**) Es war ein mächtiger Eindruck, den er, fast Kind noch, bei ihrem Anblick empfing, als sollte er ahnen, wie sie für sein ganzes Leben und Schaffen von so großer und segensvoller Bedeutung werden sollte, was er ihr, als dem Ideale alles Großen und Schönen, dem Impulse zu allem Guten danken, zu welcher Verklärung sie durch ihn sich erheben sollte. Doch hören wir ihn selbst, wenn er in seinem Buche „Neues Leben" die Geschichte seiner Liebe erzählt." Im Anfange ihres neunten Jahres und am Ende meines neunten Jahres erschien mir zuerst die glorreiche Herrin meines Geistes, welche Beatrice von Vielen genannt wurde. Und sie erschien mir in herrlicher sittsamer und schlichter, blutrother Farbe gekleidet, gegürtet und geschmückt in der Art, wie es ihrem zarten Alter ziemte. Ich sage

*) Nach Boccaccio.

**) Seinen Namen verkündet noch jetzt eine steinere Tafel daselbst.

aber in Wahrheit, daß in dieſem Augenblicke mein Lebensgeiſt, der in der verborgenſten Kammer des Herzens wohnt, ſo heftig anfing zu zittern, daß alle meine Pulſe bebten. . . Von da an hat die Liebe meine Seele beherrſcht, welche ihr alsbald vermählt ward und die Liebe begann durch die Macht, welche meine Einbildungskraft ihr verlieh, ſo große Sicherheit und ſolche Herrſchaft über mich zu gewinnen, daß ich völlig Alles thun mußte, was ſie von mir verlangte. Oftmals gebot ſie mir, dieſes blutjunge Engelein aufzuſuchen und ſo ging ich in meinem Knabenalter öfters hin, ſie zu ſehen. Und immer ſah ich an ihr ein ſo edles und löbliches Betragen, daß man in Wahrheit jenes Wort des Dichters Homer auf ſie anwenden konnte: „Nicht von ſterblichen Menſchen, von einem Gotte ſcheint ſie geboren.“

Wieder neun Jahre waren vorübergegangen. Ueber dieſen Zeitraum beobachtet Dante tiefes Schweigen. Jetzt begegnet er ihr wieder und empfängt einen Gruß von ihr. Dies begeiſterte ihn zu einem Sonette, das er den berühmteſten Dichtern ſeiner Zeit zuſandte; Cino da Piſtoja und Guido Cavalcanti erwiderten gleichfalls in Sonetten, in denen ſie das poetiſche Streben des Dichters aufmunterten; nur Dante da Majano, ein Dichter zweiten Ranges, wies ihn ſtolz und verächtlich zurück. Doch laſſen wir Dante ſelbſt reden:

„Es waren gerade neun Jahre vorübergegangen, ſeit der Begegnung mit dieſer edelſten Jungfrau, als mir dieſe wunderbare Herrin wieder erſchien, gekleidet in ſchneeweiße Farbe und in Mitten von zwei edlen etwas älteren Frauen. Und indem ſie die Straße hinging, wandte ſie die Augen nach der Richtung hin, wo ich ganz voll Furcht war . . . und grüßte mich mit einer unſagbaren Höflichkeit, was zur Folge hatte, daß ich glaubte, alle Wonnen der Seligkeit zu erblicken..... Und da dies das erſte Mal war, daß ihre Worte mein Ohr trafen, ſo empfing ich eine ſolche Süßigkeit, daß ich wie trunken mich von den Menſchen zurückzog. Ich ſchloß mich ein in eine einſame Kammer und begann über dieſe ſo höchſt Liebliche nachzuſinnen; und indem ich an ſie dachte, kam ein ſüßer Schlaf über mich, in dem ich eine merkwürdige Viſion hatte.“

Wie einen Juwel trug der Dichter dieſe Liebe in ſeinem Herzen; er bewahrte ſie wie ein heiliges Geheimniß und ſuchte gerade dadurch, daß er anderen Jungfrauen ſich aufmerkſam zeigte, einen noch dichteren Schleier darüber zu werfen. Aber er ward in Folge dieſer

ſtarken Gemüthsbewegungen ſo hinfällig und ſchwach, daß die Freunde dennoch ſein Geheimniß erriethen; nur wußten ſie nicht, wem ſeine Liebe galt. Alle Kräfte ſeines Geiſtes, alle Gefühle ſeines Herzens, alle Strebungen ſeines Willens wurden durch Beatrice veredelt und vergeiſtigt; denn „Liebe und edles Herz iſt ganz dasſelbe",*) ſagt er; „ihr Auge ſtrahlt eine Liebe aus, die Alles, wohin es blickt, veredelt", „wer ſie geſehen ſchlägt das Auge nieder, er erbleicht und ſeufzt um ſeiner Fehler willen", „Stolz und Zorn weichen vor ihr", „ſelig darum, wer ſie erblickt."**) Eine unedle Liebe kennt er nicht, denn:

Lieb' und ein edles Herz ſind ganz dasſelbe,
Wie unſer Dichter ſagt in ſeinem Liede;
Eins kann das Andere ſo wenig miſſen,
Als die vernünft'ge Seele die Vernunft.
Natur beſtimmt dem Herzen, iſt ſie liebreich
Amor zum Herrn, das Herz zu ſeiner Wohnung,
In deſſen Tiefen er im Schlummer ruht,
Bald eine kurze, bald geraume Zeit.
Da zeigt ſich Schönheit ihm im klugen Weibe,
Die ſo ſein Aug' entzückt, daß in dem Herzen
Sehnſucht entſteht nach dem reizvollen Weſen;
Und dieſe waltet oft in ihm ſo lange,
Bis ſie der Geiſt der Liebe auferweckt;
Und Gleiches thut ein würd'ger Mann im Weibe.***)

Von einer Liebe im gewöhnlichen Sinn iſt allerdings hier keine Rede Es war dies das reinſte, geiſtigſte Gefühl, was er für Beatrice empfindet. Ihre Schönheit iſt nur der Wiederſchein ihrer Tugenden, ihre Holdſeligkeit der Abglanz der Gnade Gottes, die auf ihr ruht, die Liebe zu ihr führt ihn zur Gottesliebe hin. Darum ſingt er unmittelbar nach dem Vorausgegangenen:

Im Blicke trägt den Amor meine Herrin,
Drum wird geadelt Alles, was ſie ſchaut,
Wo ſie auch geht, kehrt Jeder ſich zu ihr,
Und wen ſie grüßt, dem macht das Herz ſie beben,
Daß er, das Antlitz ſenkend, ganz erblaßt
Und über jeden ſeiner Mängel ſeufzet.
Vor ihr entfliehen Uebermuth und Zorn.
Helft mir, ihr Frau'n ſie zu verherrlichen.

*) Vita nuova. Sonett.: Amore e'l cor gentil sono una cosa.

**) Vita nuova. Sonett. Negli occhi porta la mia donna amore.

***) Nur eine reimloſe Ueberſetzung iſt im Stande, die urſprüngliche Schönheit der Dichtung wiederzugeben.

Jedes Entzücken, jede milde Regung
Ergreift das Herz dem, der sie reden hört;
Darum ist selig, wer sie auch nur sieht.
Wie sie erscheint in ihrem zarten Lächeln,
Läßt sich nicht sagen, nicht im Sinn bewahren
Ein solches neues, edles Wunder ist es.

Und wieder: *)

Die Herrin wird ersehnt im höchsten Himmel.
Nun will ich euch von ihrer Tugend singen!
Die Frau, sag' ich, die edel heißen will,
Muß mit ihr geh'n; denn wandelt sie des Weges
Wirft Amor Frost in die gemeinen Herzen
Daß ihnen jede Regung starrt und stirbt;
Und wer sie länger anzuschaun vermöchte,
Mußt' etwas Edles werden oder sterben,
Und trifft sie Einen, welcher sie verdient
Zu schauen, der empfindet ihre Kraft,
Er wird von ihrem Segensgruß beglückt
Und milden Sinns vergißt er alles Leides.
Auch hat ihr Gott verlieh'n als größere Gnade,
Daß nimmer sündig stirbt, den sie gesprochen.

Aber eben darum bangt er um sie. Die Engel haben sie gesehen, die Heiligen verlangen nach ihr, als fehlte dem Himmel nur sie, um ihre Seligkeit zu vollenden. Möge Gott sie erhalten, betont er, bis er seinen Plan ausgeführt. Und welches ist dieser?

Bis er zu denen, die verloren gehen
Gesagt: Der Sel'gen Hoffnung habe ich gesehen. **)

Es war der Plan seiner „Göttlichen Komödie."

Ein Engel ruft in göttlicher Erkenntniß
Und spricht: „O Meister, in der Welt sieht man
„Ein Wunderwerk in Wirklichkeit, das ausgeht
„Von einer Seele, die bis hierher strahlt.
„Der Himmel, welchem sonst nichts Anderes fehlt,
„Als ihr Besitz, fleht seinen Herrn um sie,
„Und jeder Heil'ge ruft um solche Gnade."
Das Mitleid nur vertheidigt unsere Sache.
Der Gott, der weiß, es ist die Herrin, spricht:
„Meine Geliebten, duldet noch in Frieden,
„Daß, die ihr wünscht, so lang ich will, noch bleibe,
„Wo Einer ist, der bangt, sie zu verlieren,
„Bis er zu denen, die verloren gehen,
„Gesagt: Der Sel'gen Hoffnung habe ich gesehen. ***)

*) Vita nuova. Canzone: Donne che avete l'intelletto d'Amore.
**) Vita nuova l. c.
***) E che dirà nell' Inferno a' malnati: Jo vidi la speranza de' beati.

Dieſe Canzone iſt ſicher geſchrieben vor dem Jahre 1289, demnach im fünfundzwanzigſten Lebensjahre Dante's. So mächtig war die Wirkung ſeiner Liebe, daß ſie den Keim in ſeine Seele legte, aus dem ſeine große Dichtung, die größte Italiens und der geſammten chriſtlichen Welt ſich entfaltet hat. Iſt es ja doch eine unbeſtreitbare Thatſache: Wenn gleich Werke anderer Art erſt in dem ſpäteren, reiferen Mannesalter entſtehen, große Dichtungen ſproſſen, wenn auch ſpäter vollendet, wie die Frühlingsblüthen aus dem mächtigen Drange der vollen Jugendkraft empor.

Wie aus dem oben erwähnten Teſtamente von Beatrice's Vater hervorgeht, war dieſe mit einem reichen Bürger von Florenz, Simon de' Bardi, verheirathet worden.*) Dante ſelbſt, wiewohl er in ſeinem „Neuen Leben" die Geſchichte ſeiner Liebe erzählt, erwähnt dieſe Thatſache nicht, kaum deutet er ſie an. Beatrice blieb für ihn auch jetzt, was vordem ſie war. Was er in ihr ſah und liebte, hatte ja der Eheſtand nicht hinweggenommen. In höchſter Vergeiſtigung traten Dante und Beatrice einander gegenüber; der Frauencultus, wie er von der Provence her durch die Troubadours auch nach Italien ſich verpflanzt hatte, ſah in einem ſolchen Verhältniſſe nichts Unedles, wenn auch unſer Jahrhundert anders hierüber denken mag und dieſe Art der Huldigung, welche Ritter und Sänger ihren Damen erwieſen, nicht immer unbedenklich geweſen ſein mochte. So ſchützte beide die Sitte vor Mißdeutungen, wenn auch der Charakter Dante's nicht von vornherein verbieten würde, an anderes als Edles und ſeiner Würdiges zu denken. Dazu kommt, daß Dante, der dem dritten Orden des heiligen Franciscus angehörte, ſchon in ſeiner Jugend mit dem Geiſte der neu aufſtrebenden, von Gottesliebe trunkenen Franciscanerpoeſie bekannt geworden war; war doch einer der erſten Schüler des Heiligen, Fra Pacifico, einſt ein gefeierter Troubadour und gekrönter Dichter geweſen, der den Namen „Dichterkönig" (Rex versuum) trug. So hatten auch ſeine Geſänge im Gegenſatze zu der tändelnden Oberflächlichkeit der Provencalen einen tief ernſten Inhalt empfangen, war der neue Geiſt, der von Aſſiſi ausging, das er in unſterblichen Verſen geprieſen, auch in ihn gefahren, der Geiſt hoher Idealität, der ihn weit über das Irdiſche erhob und in aller Schönheit der Creatur uns ein Abbild des unendlich

*) Er nennt ſie: uxor domini Simonis de Bardis.

Schönen ſchauen ließ, in allem Zeitlichen und Vergänglichen den Keim des Unvergänglichen;

Würmer ſind wir,
Beſtimmt, den Himmelsſchmetterling zu bilden. *)

So weiſt ihn denn immer ihr Anblick zu Höherem hin.

So edler Art erſcheint ſie, meine Herrin
Und ſo beſcheiden, wenn ſie Einen grüßt,
Daß jede Zunge bebet und verſtummt
Und daß kein Auge wagt, empor zu ſchauen.
Sie geht hinweg, wenn ſie ſich loben hört,
Mit minniglicher Demuth angethan.
Sie ſcheint ein Weſen, das hernieder kam
Vom Himmel, um ein Wunderwerk zu zeigen.
Sie zeigt ſo hold ſich dem Betrachtenden,
Daß ſie durch's Aug' in's Herz gießt eine Wonne,
Die nicht begreifen kann, wer ſie nicht fühlt.
Von ihrem Angeſicht ſcheint zu entſchweben
Ein ſanfter und von Lieb' erfüllter Geiſt,
Der immer zu der Seele rufet: „Seufze!"

Doch dieß war eine der letzten Dichtungen voll Bewunderung und Freude. Nun ſollten Trauergeſänge folgen.

III. Beatrice ſtirbt; des Dichters Todtenklage; Bedeutung ſeiner Liebe zu Beatrice.

Der Dichter hatte mit Beatrice den Tod ihres Vaters beklagt; bald darauf fällt er ſelbſt in eine tödtliche Krankheit. „Am neunten Tage", erzählte er, „empfand ich einen faſt unerträglichen Schmerz; da kam mir der Gedanke an meine Liebe. Als ich eine Zeit lang an ſie gedacht hatte, und mich erinnerte, wie hinfällig mein eigenes Leben war und erwog, wie zart ihre Geſtalt, ſelbſt wenn ſie geſund war, da fing ich an zu weinen ob ſolchen Jammers. Seufzend ſagte ich da zu mir: Es kann nicht anders ſein, Beatrice muß einmal ſterben. Da verlor ich die Beſinnung, ſchloß die Augen und in dieſem meinem Fiebertraume erſchienen mir Frauen mit aufgelöſten Haaren, die mir ſagten: Auch du mußt ſterben; dann erſchienen mir andere Geſichter, ſchrecklich anzuſehen, die mir ſagten: Du biſt geſtorben. So ging meine Phantaſie in die Irre, daß ich nicht mehr wußte, wo ich war; auch andere Frauen mit aufgelöſten Haaren ſah ich in namenloſer Traurigkeit auf den Straßen klagen; mir kam es vor, als hätte die Sonne ſich ſo verfinſtert, daß die Sterne in

*) Fegfeuer X. 126.

einer Weiſe erſchienen, als weinten ſie, als fielen die Vögel todt aus der Luft und bebe die Erde. Vor Verwunderung und Schrecken hierüber ſah ich einen Freund herankommen, der zu mir ſagte: Nun, weißt Du es nicht; Deine wunderbare Frau iſt von dieſer Welt abgeſchieden. Da begann ich in tiefſtem Mitleiden heftig an zu weinen, und zwar nicht bloß in der Phantaſie, ſondern auch meinen leiblichen Augen entſtürzte ein Strom von Thränen. Dann war mir, als blickte ich zum Himmel auf und ſchaute dort Schaaren von Engeln, die zurück nach Oben kehrten, mit einem ſchneeweißen Wölkchen vor ſich, und es war mir, als ſängen dieſe Engel freudevoll und als hörte ich ihre Stimmen, mit denen ſie riefen: Hoſanna in der Höhe! Da kam es mir vor, als ſagte mir das Herz, das ſo voller Liebe war: Es iſt ſicher und gewiß, unſere Geliebte liegt todt. Und es ſchien mir, als ginge ich hin, den Leichnam zu ſehen, in dem dieſe höchſt edle und ſelige Seele gewohnt hatte. Und meine Phantaſie war ſo mächtig, daß ſie mir meine Herrin todt vorführte; mir ſchien, Frauen bedeckten ſie, das iſt ihr Haupt, mit einem weißen Schleier, und ihr Antlitz ſchien ſo den Ausdruck von Demuth zu tragen, als wollte es ſagen: In mir kannſt du den Grund des Friedens erblicken. Da kam mir ein ſolches Verlangen ſie zu ſehen, daß ich den Tod herbeirief und ſprach: Süßeſter Tod, komme zu mir und ſei nicht hart gegen mich, komme zu mir, der ich ſo ſehr nach dir verlange.“*)

Es iſt nicht ſelten, daß bei Jünglingen von tiefem Gemüthe, hohem, edlen Streben, deren reinen Seelen das Irdiſche keine Befriedigung bietet, der Gedanke an die Vergänglichkeit dieſer Welt mit Macht ſich aufdrängt, ohne daß ſie deßwegen in eine ungeſunde, erſchlaffende Melancholie fallen. So war es bei Shakſpeare**), ſo bei Dante. Er ſelbſt geſundete wieder, aber bei Beatrice ging ſeine Ahnung in Erfüllung. Sie ſtarb den neunten Juni 1290, vierundzwanzig Jahre alt.

Dante's Schmerz war ſo groß, daß er nur mit den Worten, in welchen der Prophet Jeremias***) den Fall Jeruſalems beklagt, ihm Ausdruck zu geben vermochte. „Wie ſitzt einſam die Stadt, einſt voll Volkes! geworden iſt ſie einer Wittwe gleich, die einſt

*) Vita nuova c. 23.

**) Vgl. deſſen 120tes Sonett mit dem Schluſſe: Es treibt zum Weinen, Daß man hat, was doch nicht bleibt.

***) Klagelied 1, 1.

Herrscherin war über die Völker!" Viel hatte er um sie geweint und so sehr zehrte der Schmerz an seiner Gesundheit, daß, wie Boccaccio berichtet, die Seinen für sein Leben fürchteten. Nach einiger Zeit, als er sich satt geweint hatte, suchte er im Liede Trost. Vernehmen wir hievon einige Strophen:

Dort ist sie eingegangen, Beatrice,
In's Reich, darin die Engel Friede haben,
Sie weilt bei ihnen, euch, o Frau'n verlassend.
Nicht rauhe Kälte, oder glühende Hitze
Entriß sie uns, wie's Andern wohl geschieht;
Nein, einzig war es ihre große Güte.
Denn ihres demuthvollen Sinnes Licht
Durchdrang die Himmel mit solch' einer Kraft,
Daß es den ew'gen Meister staunen machte;
So daß ein süß Verlangen
Ihn ankam, ein so großes Heil zu rufen,
Und er von hinnen sie zu sich beschied.
Denn er erkannte, daß dies nicht'ge Leben
Nicht würdig sei solch' eines edlen Wesens.
Sie trennte sich von ihrer schönen Hülle,
Von Anmuth voll, die adelige Seele,
Und wohnt verklärt an einer würd'gen Stätte.
Wer ohne Thränen von ihr sprechen kann,
Der hat ein Herz von Stein, so schlecht und niedrig,
Daß da kein guter Geist eindringen kann.
Kein niedrig Herz besitzt so hohen Geist,
Auch nur ein schwaches Bild von ihr zu fassen.
Drum kommt ihn auch der Drang zu weinen nicht,
Doch Trauer fühlt und Sehnsucht
Zu seufzen und in Thränen hinzusterben
Und jedes Trostes baar ist dessen Seele,
Der einmal nur auch in Gedanken sieht,
Was sie uns war, und wie sie uns nun fehlt.
Es machen mich die Seufzer angstbeklommen,
Wenn der Gedank' in meinem trüben Sinne
Mir Jene zeigt, die mir das Herz gespalten;
Und oftmals, wenn ich an den Tod gedenke,
Kommt mir nach ihm so süße Sehnsucht an,
Daß mir die Farb' im Angesichte wechselt.
Und hält mich dann dies Sinnen so recht fest,
So faßt mich solche Pein von allen Seiten,
Daß ich vor Schmerz auffahre, den ich fühle,
Und daß ich also werde,
Daß mich die Scham hinwegführt von den Menschen.
Einsam in meinem Innern ruf' ich weinend
Dann: „Beatrice, Ach! so bist du todt!"
Und während ich sie rufe, stärkt sie mich.

Halten wir hier einen Augenblick inne. Wie ſollen wir uns dieſe ſo ganz eigenthümliche, ungewöhnliche Seelengeſchichte des Dichters erklären, in dem eine Liebe aufflammte, ſo groß, ſo gewaltig, ſo treu, ſo energiſch, daß ſie ſein ganzes Leben und Weben, ſein Dichten und Denken bewegte, durchdrang, beſtimmte, und zwar ſchon zu einer Zeit,

„Eh' noch er aus der Kindheit war getreten?"

Dante war ein ganz außerordentlicher, hochbegabter Menſch. Nicht bloß die Natur hatte ihn in reicherem Maße, als je einen Andern mit ihren Gütern überſchüttet,

Nein, durch Freigebigkeit der Gnade Gottes,
Die aus ſo hehren Dünſten ihren Thau zieht,
Daß unſer Blick dorthin ſich nicht kann nahen,
Ward dieſer ſo in ſeinem neuen Leben
Befähiget, daß jede rechte Sitte
Sich wunderbar an ihm bewähret hätte.*)

So darf uns denn ſeine frühe Entwicklung, für welche auch die ſpäteren Jahrhunderte in Italien beſonders und anderswo**) Analogien bieten, nicht überraſchen. Hiefür haben wir auch das beſte Zeugniß in dem Antwortſonett, das Guido Cavalcanti ihm auf ſeinen erſten poetiſchen Verſuch ſandte. Guido, der Sohn des Cavalcanti de' Cavalcanti, den Dante im ſechſten Kreis der Hölle unter den Ketzern erblickt,***) war der berühmteſte Dichter ſeiner Zeit,†) ein tiefer Denker und um dreißig Jahre älter als er; von da an nahm er ſich mit Liebe des jungen Dichters an, und dieſer nennt ihn dankbar ſeinen erſten Freund,††) mit dem er bis zu deſſen Tode im Jahre 1300 innigſt verbunden blieb, und dem er auch ſein „Neues Leben" dieſe Sammlung von Sonetten, Canzonen, Balladen mit Proſa unterbrochen, gewidmet hat. Ein Blick in ſeine Werke, von der Jugendſchrift des „Neuen Lebens" an bis zu den letzten Geſängen des Paradieſes in ſeiner „Göttlichen Komödie" zeigt uns in ihm eine ſeltene Tiefe und Aufnahmsfähigkeit der Empfindung, die auf jeden Eindruck reagirte. Wie eine beſaitete Harfe gab ſeine Seele alle Gefühle wieder, die ſie bewegten, bald ſanft und leiſe,

*) Fegfeuer XXX. 112.

**) So in Italien unter Anderen Johannes Picus von Mirandola, in Frankreich Pascal.

***) Hölle, X. 52.

†) Fegfeuer, XI. 97.

††) Vita nuova c. 3.

wie der Abendwind, der über Blumenbeete weht, bald furchtbar und gewaltig wie Sturmesbrausen. Dante ist ein Säcularmensch; was unter Anderen an Anlage und Talent sonst vertheilt ist, erscheint in ihm geeinigt. Gluth und Reichthum der Phantasie ist da gepaart mit einem klaren, rechnenden, selbst grübelnden Verstande, eine Fülle von Wissen steht im Dienste tiefsinniger Speculation; da sind die süßesten Laute des Herzens und niederschmetternder Zorn, kindliche Hingabe an die von Gott gesetzten Gewalten und Donnerworte über sie, als wären sie vom ewigen Richter selbst gesprochen; durch ihn wird allem Edlen, Großen, Idealen in der Menschenbrust und im Weltleben seine Apotheose, aber auch allem Bösen und Gemeinen Fluch und Haß. Auch das häufige Vorkommen von Visionen, deren er in seinem „Neuen Leben" erwähnt, weist auf eine außerordentliche, höchst erregbare Organisation hin, die für den Psychologen und selbst für den Physiologen ein Gegenstand des Nachdenkens sein dürfte. In Anderen — man denke an Lenau, Hölderlin, Tasso — würden wir sie als ein Symptom von krankhaften Zuständen bezeichnen; in ihm wurden der gläubige Sinn, sein hoher Geist und die Energie seines Willens Herr dieser Naturanlage.

Hiezu kommt der Einfluß der Franciscanerpoesie des dreizehnten Jahrhunderts. In ihr vernehmen wir, wie Leo XIII. in seiner Encyclica auf das Centenarium des heiligen Franciscus mit vollem Recht bemerkt, das erste Lallen der italienischen Sprache und Poesie. War doch der heiligen Franz selbst ein Troubadour, der seiner edlen Dame, der Armuth, „der edelsten, reichsten, schönsten, die es jemals gab" *) diente, ihre Farbe trug, ihr zu Ehren die schönsten Melodien anstimmte, und in seinem „Sonnengesang", der in seinen Grundzügen ohne Zweifel von ihm stammt, mit seinen Assonanzen uns einen Blick thun läßt in die Entstehungsgeschichte der italienischen Lyrik, die in Dante's Canzonen sodann in vollendeter Form erscheinen sollte. Neben dem bereits erwähnten Fra Pacifico erscheint Bonaventura, dessen Liebe athmende, vom Hauch ächter ursprünglicher Poesie durchwehte Dichtung „Philomele" den Geist athmet, der in dem jungen Orden lebte. Fra Giacomino da Verona wird ein Vorläufer der „Göttlichen Komödie,"

*) Vita a tribus sociis: Nobiliorem et ditiorem et pulchriorem sponsam, quam nusquam vidistis, accipere cogitavi.

indem er Himmel und Hölle ſchildert. Und wer kennt nicht die wehmüthigen Weiſen des „Stabat mater" von Jacopone da Todi, das „Dies irae" von Thomas von Celano, das mit mächtigen Klängen unter den Wölbungen unſerer Dome hinwogt und in der armen Dorfkirche wiedertönt, das unſern größten Tonkünſtlern Anregung gab, die ganze Kraft ihres Genie's zu entfalten? Weniger bekannt ſind des Jacopone italieniſchen Gedichte; ſie ſind ſo recht Vorläufer der Poeſie Dante's, welcher der Sage nach, als er ſie einmal in Siena an einem Laden zum Verkaufe ausgeboten fand, den ganzen Tag unverwandt darin las, ohne zu ahnen, daß auf demſelben Platze zu gleicher Zeit ein Turnier abgehalten wurde.*) Wenn gleich tiefer in der claſſiſchen Literatur gebildet, hatte doch Dante es nicht verſchmäht, nach ſeinem Beiſpiele die Dichterſprache aus ihrer urſprünglichen Quelle, dem Munde des Volkes, zu ſchöpfen; er ſammelte die Ausdrücke, deren das Volk in ſeinem Verkehr ſich bedient, die Worte, die der Ackersmann in die Furche fallen läßt, der Krieger ſeinen Genoſſen zuruft, mit denen der Wanderer in der Herberge, die Jugend in ihren Spielen ſich unterhält und welche die Mutter gebraucht, die

den Faden zieh'nd am Rocken,
Erzählte Mährchen in der Ihrigen Mitte
Von Rom und Fieſole und den Trojanern.**)

Hiezu kommt noch ein Drittes. Schon gleich bei Beginn, in noch viel höherem Maße aber nach dem Tode Beatrice's war Dante's Liebe nichts Anderes als der mächtige Zug ſeiner außerordentlichen Seele nach dem Ideal. Das Sinnliche war ihm ja nur ein Bild des Geiſtigen, im Irdiſchen erblickte er nur Himmliſches, das Vergängliche ward ihm zum „Gleichniß" des Unvergänglichen, das Menſchliche führte ihn hin zu Gott. So erklärt ſich auch die erhebende, ſittlichende, beſeligende Macht ſeiner Liebe zu Beatrice. Mitten in der Vollkraft der Jahre und im Alter überſchäumender Jugend hineingeſtellt in den Kampf der politiſchen Parteien, die ſich blutig befehdeten, und vom Beiſpiele einer den Genüſſen des Lebens huldigenden Florentiner Jugend gelockt, genügte es für ihn, auch nur im Geiſte die edle Geſtalt ſeiner Herrin zu erblicken, um ſeine Hand von der böſen That zurückzuhalten und ihm Kraft zum Guten zu verleihen. Wenn er ſie im Kreiſe ihrer Geſpielinnen ſchaut, er-

*) Vgl. Ozanam, Les Poètes Franciscains en Italie au treizième siècle. Par. 1852.

**) Paradies XV. 124.

ſcheint ſie ihm in überirdiſcher Schönheit, von Gott geſendet, den irdiſchen Frauen zum Preis und Ruhm und zum Schutze ihrer Tugend. Bei ihrem Anblicke legten ſich die aufgeregten Wellen jeder Leidenſchaft in ſeiner Seele, „Ich ſage, daß ich durch die bloße Hoffnung ihres wunderwürdigen Geiſtes keinen Feind mehr hatte, wenn ſie von irgend einer Seite mir erſchien; vielmehr durchdrang mich eine Flamme der Menſchenliebe, die mich willig machte, Jedem zu verzeihen, der mich ſollte beleidigt haben.*) Und wenn Jemand in einem ſolchen Augenblicke von mir etwas verlangt hätte, meine Antwort wäre, mein Angeſicht in Demuth gekleidet, nur geweſen: Liebe." Wie er Beatrice bewunderte, ſo auch das Volk. „Wenn dieſe edle Frau durch die Straßen der Stadt ging, ſo eilte Alles herbei, um ſie vorübergehen zu ſehen, worüber ich eine wunderbare Freude empfand. Die, welche ſich ihr näherten, waren von einem ſolchen Gefühle der Ehrbarkeit ergriffen, daß ſie nicht wagten, die Augen aufzuſchlagen. Sie aber, in Demuth wie in einen Schleier gehüllt, ging vorüber, ohne daß es ſchien, als rühre ſie das, was unter dem Volke gethan oder geſprochen ward. Und wenn ſie vorübergegangen war, riefen Viele, wenn ſie ſich dann zurückzogen: „Das iſt kein Weib, ſondern einer der ſchönſten Engel des Himmels." „Es iſt ein Wunder," entgegnete ein Anderer. „Geprieſen ſei Gott, der ein ſo wundervolles Werk geſchaffen hat." **)

IV. Verſuchung zur Untreue; Beatrice's Erſcheinung rettet den Dichter. — Plan der „Göttlichen Komödie." — Das Gaſtmahl."

Zweiundeinhalbes Jahr***) waren dem Dichter in Schmerzen vorübergegangen nach dem Tode Beatrice's. Er war nun gegen ſiebenundzwanzig Jahre alt; bereits hatte er in einer glücklichen Schlacht der Welfen gegen die Ghibellinnen zu Campaldino ſich Lorbeeren errungen; ſeine Gedichte hatten ihn berühmt gemacht und auch die Gunſt der Frauen ihm zugewendet. Da trat die Verſuchung an ihn heran. Er ſelbſt erzählt ſie uns. „Nach einiger Zeit ſtand ich an einem Orte, wo ich der Vergangenheit gedachte, und ward

*) Man denke an die Geißel der italieniſchen Städte, grauſame Rachſucht.

**) Mit Recht macht Ceſare Balbo (Vita di Dante p. 88) auf die Wahrheit ſolcher Vorgänge aufmerkſam. Wer das ungebildete, aber für alles Schöne und Edle höchſt empfängliche italieniſche Volk kennt, wundert ſich nicht über ſolche Aeußerungen.

***) Conv. II. 2.

ſehr gedankenvoll und die ſchmerzlichen Vorſtellungen gaben meiner Erſcheinung den Ausdruck großer Entmuthigung. Als ich meines inneren Leidens mir bewußt wurde, erhob ich die Augen, um zu erfahren, ob Andere mich ſehen; da erblickte ich eine edle Frau, jung und ſehr ſchön, welche dem Anſcheine nach ſehr mitleidig von einem Fenſter aus mich betrachtete, ſo daß alles Mitleid in ihr vereinigt zu ſein ſchien. Da nun die Unglücklichen, wenn ſie das Mitleid Anderer ſehen, leichter zu Thränen gerührt werden, gleichſam als hätten ſie Mitleid mit ſich ſelbſt, ſo fühlte ich, wie meine Augen thränenfeucht wurden; aus Furcht, mein elendes Leben zu verrathen, entfernte ich mich aus den Augen dieſer edlen Frau. Und ich ſprach dann bei mir ſelbſt: „Es kann nicht anders ſein, dieſe mitleidige Frau muß von der edelſten Liebe erfüllt ſein.“

In einem Sonette ſtellt er dieſen Vorgang dar; dann fährt er fort: „Hierauf geſchah es, daß, wo immer dieſe Frau mich ſah, ihre Mienen einen mitleidigen Zug annahmen und ihr Angeſicht erbleichte in einer Weiſe, als würde dies von der Liebe gewirkt; daher gedachte ich wiederholt meiner edelſten Herrin, die gleichfalls ihr bleiches Angeſicht mir gezeigt hatte. Und in der That, oftmals, wenn ich nicht weinen noch ſonſt meinem Schmerz Luft machen konnte, ging ich hin, dieſe mitleidige Frau zu ſehen, die durch ihren Anblick meinen Augen Thränen auszupreſſen ſchien.“ Nachdem er in einem lieblichen Gedicht dieſe Macht über ſein thränenſchweres Herz geſchildert, fährt er fort: „Durch den Anblick dieſer Frau kam ich dahin, daß meine Augen begannen, zu ſehr an ihrem Anſchauen Luſt zu empfinden; darüber ängſtigte ich mich viel in meinem Herzen und ich kam mir ſelbſt ganz verächtlich vor; oft fluchte ich meiner Augenluſt. Oftmals dachte ich an ſie als an Eine, die nur allzuſehr mir gefallen könnte, ... dann reute es mich wieder, und ich ſprach bei mir: Pfui, welch' niedriger Gedanke!“ So kämpfte die alte Liebe mit dem Sinnenreiz, die Treue gegen die neue Lockung. In einem Sonett ſpricht er dieſe Verſuchung aus, die das bethörte Herz zur Untreue gegen die Verklärte verlocken möchte. Das Herz hält eine Strafrede an die Augen:

„Die bitteren Thränen, die ihr, meine Augen,
„Solange Zeit hindurch vergoſſen habt,
„Entlockten ſelbſt den Augen fremder Menſchen,
„Wie ihr geſehen habt, des Mitleids Thränen.

„Jetzt dünkt es mich, ihr wollet sie vergessen,
„Wofern ich meinerseits so treulos wäre,
„Um euch nicht jeden Grund dazu zu nehmen
„Zurück euch rufend die, um die ihr weinet.
„Es macht mich euer Unbestand bedenklich,
„Und schreckt mich so, daß ich gewaltig fürchte
„Vom Anblick einer Herrin, die euch sieht.
„Ihr solltet niemals, als im Tode nur,
„Vergessen uns're Herrin, die gestorben." —
So spricht das Herz in mir, dann seufzt es.

Jetzt trat die Katastrophe ein. Beatrice rettete ihn. Eines Tages erscheint sie ihm in einer Vision. „Es war mir, als sehe ich die verklärte Beatrice, angethan mit denselben blutrothen Gewändern, in denen sie zum ersten Male vor meinen Augen erschienen war, und sie kam mir jung vor und in demselben Alter, in dem sie damals war, als ich zum ersten Male sie sah. Da begann ich an sie zu denken; und indem ich an die vergangene Zeit mich erinnerte, fing mein Herz an, schmerzliche Reue zu empfinden über ein Verlangen, von dem es sich hatte einige Tage hinreißen lassen gegen das Gebot der Vernunft; und nachdem ich dieses schlechte, nichtswürdige Verlangen von mir gethan, wandten alle meine Gedanken sich wieder ihrer edelsten Herrin Beatrice zu." Tief erschüttert durch diesen Vorgang, empfand Dante so groß Reue, ward seine Seele so von Liebe, Schmerz, Scham und Bitterkeit erfüllt, daß von vielem Weinen seine Augen erkrankten.

Ach, durch die vielen Seufzer, die entstehen
Aus den Gedanken, so im Herzen wohnen,
Besiegt sind meine Augen ohne Kraft,
Jemanden anzuseh'n, der sie betrachtet.

Eines Tages sieht er Schaaren von Pilgern aus dem Norden durch seine Vaterstadt nach Rom ziehen. Es war zur Zeit des großen Jubiläums i. J. 1300, „da vieles Volk ging um jenes heilige Bildniß*) zu sehen, das Jesus Christus uns zurückgelassen hat als

*) Es ist das Schweißtuch der Veronica, welches zwar jedes Jahr in der Charwoche, besonders aber zur Zeit des großen Jubiläums den Andächtigen, wie auch noch heute, gezeigt wurde. Darum spricht der Dichter (Paradies XXXI. 103):

Wie's dem zu Muth ist, der wohl aus Croatien
Kommt, uns're Vera Icon zu betrachten,
Und ob der alten Sage nicht dran satt wird,

Andenken an seine allerschönste Gestalt, die nun meine Herrin in der Glorie erblickt." Mit der ganzen Natürlichkeit des Südländers redet er sie an und ladet sie ein, an seinem Schmerze Theil zu nehmen.

O Pilger, die ihr in Gedanken gehet
Wohl über etwas, das euch ferne ist,
Kommt ihr von so entleg'nem Volke her,
Wie ihr in euerem Aeußeren uns zeigt,
Daß ihr nicht weheklagt, wenn ihr da ziehet
Mitten hin durch die tief betrübte Stadt,
Als wär't ihr Leute, die von ihrem schweren
Geschicke nichts gehört zu haben scheinen.
Wenn ihr verweilt, und es vernehmen wollet,
Gewiß, mein Herz sagt es in Seufzern mir,
Ihr werdet dann in Thränen weiter zieh'n.
Sie hat verloren ihre Beatrice,
Und welche Worte man von ihr kann sagen,
Sie zwingen einen Jeglichen, zu weinen.

Er erblickt die Verklärte in dem höchsten Himmel, zu ihr sendet er seine Seufzer empor.

Hinauf zum Himmel, der am weitsten kreist,
Schwingt sich der Seufzer auf aus meinem Herzen,
Ihn ziehet eine neue geist'ge Macht,
Die Liebe weinend in ihn legt, empor.
Und hat er seiner Sehnsucht Ziel erreicht,
So sieht er seine Herrin Ehr' empfangen,
Und also leuchten, daß ob ihres Glanzes
Des Pilgrims Geist mit Staunen sie betrachtet.

Dies ist das letzte Sonett, das er der Darstellung seines „Neuen Lebens" einflicht. Wichtig ist dessen Schluß:

„Nach diesem Sonett hatte ich eine merkwürdige Erscheinung und ich sah da Dinge, die mich den Vorsatz machen ließen, von dieser Gebenedeiten nicht mehr zu sprechen, bis ich würdiger von ihr reden kann. Und zu diesem Zweck studire ich so viel ich kann, wie sie wahrhaftig weiß. Sollte es darum Jenem, durch den Alles lebt, gefallen, daß mein Leben noch einige Jahre währet, so hoffe ich von ihr zu reden, wie noch nie von Einer geredet worden ist. Und dann möge es Jenem, welcher der Herr der Gnade ist, gefallen, meine Seele aufzunehmen, daß sie erblicke die

Nein bei sich selber spricht, wenn man sie zeiget,
„O du wahrhaftiger Gott, Herr Jesus Christus,
„So also bist du anzuschau'n gewesen!"

Näheres hierüber bei F. X. Kraus, Real-Encyclopädie der christlichen Alterthümer. 8 Lieferung. S. 18.

Glorie jener Beatrice, welche das Angesicht dessen schaut, qui est per omnia saecula benedictus. Laus Deo."

Schon in einem früheren Sonett, das der Dichter zur Lebzeit Beatrice's verfaßt hatte, finden wir die Idee der „Göttlichen Komödie" angedeutet. Hier kehrt dieselbe wieder, aber er legt nun auch Hand an's Werk. Die Frucht seiner Studien, die ihn befähigen sollen, von Beatrice zu reden, wie noch nie von ihr geredet worden ist, ist das „Gastmahl."*) Auch in diesem, in vier Bücher eingetheilten Werke wechselt Poesie mit Prosa, welche die mitgetheilten Canzonen im allegorischen Sinne erklärt. Es ist eine Encyclopädie des menschlichen Wissens, das der Dichter zu geben versuchte; großartig angelegt, ward es nicht vollendet. Alle Wissensgebiete werden berührt, vor Allem sind es die Fragen der Philosophie, denen Dante sich zuwendet. Zum ersten Male spricht hier auch die Wissenschaft die Sprache des Volkes, nachdem sie zuerst in der Schule der Franciscanerdichter jubelnd wie eine Frühlingslerche sich aufgeschwungen hatte, um in hellen, frischen Tönen Lieder göttlicher Minne zu singen.**) Eben hiedurch führt Dante auch die Laien, auch die Frauen in das Gebiet höherer Bildung ein, indem er sich von den herkömmlichen Fesseln der lateinischen Schulsprache befreite. Von welcher Bedeutung dieses, für seine Zeit kühne Wagniß war, hat das Schicksal seiner „Göttlichen Komödie", hat die Geschichte der italienischen Literatur bewiesen. In jener schuf er seinem Volke durch eine große That Poesie und Sprache.

Was aber dem „Gastmahl" eine besondere Bedeutung für uns verleiht, ist die Thatsache, daß wir in ihm die Gedankenarbeit des großen Dichters und Denkers belauschen und in die geistige Werkstätte einen Blick thun können, in welcher die Steine zubereitet wurden, aus denen der großartige Dom seiner „Göttlichen Komödie" sich aufbaute. Nur einmal erwähnt er hier sein früheres Buch, das „Neue Leben", nur einmal seine „selige Beatrice"***); aber sie ist es doch, die den Impuls zu diesem Werke gegeben, deren Andenken ihn

*) Convivio, wahrscheinlich um 1308—9 verfaßt; der poetische Theil desselben dagegen fällt um 1300.

**) Das „Blüthengärtlein" (Fioretti) des hl. Franciscus, in neuerer Zeit von Kaulen vortrefflich übersetzt, fällt offenbar in die Dante'sche Zeit. Wenn auch ohne Versmaß noch Reime, gehört es doch dem Gebiete naiver Volkspoesie an.

***) Conv. II. 9.

aufrecht hielt in mühevollen Forschungen und Nachtwachen, die ihm selbst ein Augenübel zuzogen!*) Der mystische Schwung, den sie ihm eingehaucht, durchweht dessen Blätter, und so bildet es, wenn auch unvollendet, doch wie das „Neue Leben" gleichfalls ein Denkmal, auf das seine unsterbliche Liebe ihren Namen geschrieben hat. Aber ein ungleich Höheres und Unvergängliches hat er in seiner „Göttlichen Komödie" ihr aufgerichtet.

V. Beatrice in der „Göttlichen Komödie". — Sie sendet dem Dichter Virgilius zum Führer durch die Hölle; sie erscheint im Fegfeuer und empfängt den Ausdruck seiner Reue; sie trägt ihn von Sphäre zu Sphäre bis vor Gottes Thron. — Schlußbetrachtung.

Was ist die „Göttliche Komödie"? Es dürfte schwer sein, kurz und bezeichnend hierauf Antwort zu geben. Sie ist das Epos der Menschheit auf ihrer Wanderung durch die Zeit und ihrer Schicksale in dem Orte der Läuterung, der seligen oder unseligen Ewigkeit.**) Es ist hier nicht der Ort, näher auf ihre Grundidee, ihren Inhalt und Charakter einzugehen; nur die Beziehung Beatrice's zu ihr soll in wenigen Zügen hervorgehoben werden. Mit vollem Rechte könnte man ja auch auf diese Frage antworten: Sie ist die Apotheose der Liebe Dante's, die Lösung des Gelübdes, das er ihr gelobt hatte, die Frucht all' seines Denkens und Sinnens, ein geweihter Tempel, zu dem die gesammte Menschheit wallt, von Beatrice, dem Symbol der göttlichen Liebe geführt, um hier im Geiste tiefsinnigen Glaubens alle ihre Wissenschaft, Kunst und Poesie, Gott als Weihegeschenk darzubringen.

„Einfach und schlicht, weil in der Volkssprache geschrieben, welche auch die Frauen verstehen",***) sollte seine Dichtung sein — und sie ward, wohl eben darum, das Herrlichste, was der Menschengeist auf dem Gebiete der Poesie geschaffen, ein Wunderbau, alles Aehnliche in der alten wie neuen Welt weit überragend. Von den Klugen seiner Zeit ward er darum getadelt; doch seine Genie hatte in sich selbst das Richtige gefunden. Boccaccio†) erzählt von Vielen, „und darunter weisen Leuten" welche es nicht begriffen, daß

*) Conv. II. 9.

**) Vgl. Mein Buch: Die Göttliche Komödie des Dante Alighieri. Freiburg, 1880. S. 54. ff.

***) Epistola ad Kan. grand.

†) Vita di Dante p. 74.

Dante nicht lateinisch gedichtet. Cortesius*) klagt, daß der Dichter seine Gedanken nicht lateinisch niedergeschrieben habe, und Poggio meinte, seine Poesien könnte jenen der Alten gleichgestellt werden, wenn sie nur lateinisch geschrieben wären.**) Noch zweihundert Jahre später wollte Erasmus keine andere Sprache reden, um sein Latein nicht zu verderben***); so sehr war die Volkssprache verachtet. Hätte Dante sein Werk, wie seine gelehrten Zeitgenossen wünschten, in lateinischen Hexametern geschrieben, es läge längst vergessen und vergraben im Staube der Bibliotheken, wie Petrarca's „Africa," der sich glücklich pries, daß seine lateinischen Verse nicht wie die Strophen der „Göttlichen Komödie" „von Maulthiertreibern und Bootsknechten gesungen würden." Italiens Entwicklung wäre dann aber auch um Jahrhunderte zurückgeblieben. In seinem Schreiben an Can grande, Herrn von Verona, mit welchem der Dichter diesem das „Paradies" übersandte, bezeichnet er es als den Zweck seiner Dichtung, „Jene, welche in der Welt leben, dem Zustande des Elendes zu entreißen, und hinzulenken zu dem Zustande der Seligkeit." Diese Rettung aber geht aus von Beatrice, denn er selbst gehört ja der verirrten Menschheit an, er ist der Typus der Menschheit, welche die himmlische Liebe, deren Symbol wir nun in Beatrice schauen, zu Gott zurückführt. Ueberblicken wir flüchtig ihren Inhalt.

In der Mitte des Lebens findet sich der Dichter in einem wilden, dunklen Wald; drei wilde Thiere, ein Pardel, Löwe, Wolf†) erschrecken ihn, er flieht zurück. Da erscheint Virgilius, ermuthigt ihn und bietet sich als Führer an. Und um alle Furcht zu bannen, erzählt er, wer ihn zu ihm gesendet. Er spricht:

„Ich war bei Jenen, die in Zweifeln schweben,††)
„Und sieh! da rief ein Weib mich, schön und selig,
„So daß ich selbst sie bat, mir zu befehlen.
„Es glänzten ihre Augen mehr als Sterne,
„Und sie begann zu sagen, sanft und leise
„Mit eines Engels Stimm' in ihren Worten:
„O du des Mantuaners holde Seele
„Deß' Nachruhm immer in der Welt noch währet
„Und ferner währen wird, so lang' die Welt steht,

*) De hominibus doctis p. 7.
**) De infelicitate principum. Basil. 1513. fol. 152.
***) A. Müller, Erasmus von Rotterdam. 1828 S. 196.
†) Bilder der Sinnenlust, des Hochmuthes und Geizes.
††) Vorhölle, Aufenthalt der frommen Heiden; vgl. Hölle IV. 1. ff.

„Mein Freund, der nie des Glückes Freund gewesen.
„Ist so am wüsten Abhang in dem Wege
„Gehindert, daß er sich vor Furcht gewendet;
Wohlauf geh' und mit Deiner schmucken Rede
Und Allem, was ihm zum Entrinnen nöthig,
„Steh' so ihm bei, daß ich getröstet werde.
„Beatrix bin ich, die Dich sendet, kommend
„Von einem Ort, nach dem ich heim mich sehne*),
„Mich trieb die Liebe, die dies Wort mir eingab.
„Im Himmel ist ein holdes Weib, **) das klagend
„Ob jenes Irrsals, ***) wo ich hin dich sende,
„Dort oben bricht des Richterspruches Härte.
„Die wandt' an Lucia †) sich mit einer Bitte,
„Und sprach zu ihr: Gar sehr bedarf Dein Treuer,
„Jetzt Dein, und darum sei er Dir empfohlen.
„Und Lucia, die Feindin aller Härte,
„Bewegte sich und kam zu jenem Orte,
„Allwo ich selbst mit Rachel saß, der alten.
„Wahres Lob Gottes, o Beatrix, sprach sie,
„Was stehst Du dem nicht bei, der dich so liebet,
„Daß er durch dich trat aus des Pöbels Schaaren?
„Vernimmst du nicht die Trauer seiner Klagen,
„Siehst du den Tod nicht, welcher ihn bekämpfet,
Auf jener Fluth, die selbst dem Meer nicht Ruhm ††) läßt?
„So rasch ist Niemand auf der Welt gewesen,
„Gewinn zu suchen, Schaden zu vermeiden.
„Als ich, nachdem ich solches Wort vernommen,
„Herniederstieg von meinem sel'gen Sitze. †††)

So durchwandert denn der Dichter, von Virgilius geführt, die Kreise der Unterwelt; dieser ist der Repräsentant der Vernunft, der sittlichen Menschennatur, die selbst ohne Offenbarung die Häßlichkeit der Sünde, die Gerechtigkeit der Strafe, Nothwendigkeit der Buße erkennt. So wirkt der Gang durch die „Stadt der Trauer", der Anblick der

Schmerzenreichen Schaaren,
Die der Erkenntniß höchstes Gut verloren, [1])

*) Dem Himmel.

**) Maria, die Gottesmutter, Symbol und Mutter der Barmherzigkeit; weder ihr Name, noch der ihres Sohnes wird in der Hölle genannt.

***) Der Wald, Bild der Sünde und Leidenschaft,

†) Die Schutzheilige von Syracus, zu welcher Dante eine besondere Andacht hegte — „dein Treuer" — sie ward angerufen bei Augenleiden; zugleich Symbol der Erleuchtung.

††) Die Gefahren des Lebens sind größer als jene auf stürmischem Meere.

†††) Hölle II. 52. ff.

[1]) Die Seligkeit besteht in der Vereinigung unseres Geistes mit Gott in dessen Anschauung.

mahnend, warnend, reinigend auf den Dichter.*) Er hat das Laster in seiner wahren Gestalt erblickt. In der Hölle schaut er wie in einem Spiegel seine eigenen Sünden und die Sünden der ganzen Welt. Und so löst die Hölle der „Göttlichen Komödie" in viel höherem Sinne, als Aristoteles**) es geahnt, die Aufgabe der Tragödie, die Katharsis, die Reinigung unserer selbst durch Furcht und Mitleid.

Der Dichter hat die Schrecken der göttlichen Gerechtigkeit erfahren; von Furcht durchdrungen verlangt er nach Buße, Erlösung, Versöhnung. So gelangt er denn in das Vorfegfeuer, kniet reuig nieder vor dem Engel der Buße, und schlägt dreimal auf seine Brust — Symbol der aufrichtigen Beichte. Da thun die Pforten des Reinigungsortes sich ihm auf, zu dem der Engel die Schlüssel trägt. Und nun beginnt er mühevoll die sieben Abstufungen des Fegfeuerberges hinanzusteigen, auf denen er Buße thut für die siebenfache Art der Sünde. Virgilius geht ihm noch zur Seite, denn auch die Vernunft mit Platon***) fordert Buße, um die verletzte Gerechtigkeit zu sühnen. Im siebenten und letzten Kreise wird die Sinnenlust gebüßt. Mitten in den Flammen wallen die Büßer, Hymnen singend; die Felsmauern zwischen denen sie gehen, sprühen Feuer — Dante zagt. Virgilius mahnt — umsonst. Da spricht sein Führer:

„Mein Sohn, sieh zwischen
„Beatrix ist und dir nur diese Mauer.

Dieser Name ruft ihm Muth in die Seele.

Da wandt', als sich erweicht mein harter Wille,
Ich mich zum weisen Hort, den Namen hörend,
Der immerdar im Geiste mir emporquillt.
— — — — — — — — —
Als ich d'rin war, würd' ich in siedend Glas mich
Geworfen haben, um mich abzukühlen;
Also war sonder Maßen hier die Hitze.
Mein süßer Vater, um mir Trost zu geben,
Nur von Beatrix redet er im Gehen
Und sprach: „Mich däucht', ich seh' schon ihre Augen."†)

So beginnt, so vollendet Beatrix an ihm die Läuterung. Doch nicht genug.

---

*) Hölle. V. 110. XXVI. 19. XX. 19.
**) Poetic. IV. 6.
***) Im „Gorgias"
†) Fegfeuer XXVII. 36. ff.

Angekommen auf dem Gipfel, tritt der Dichter ein in das irdiſche Paradies. Er iſt geworden, wie der erſte Menſch dort einſt war, er hat die verlorene ſittliche Freiheit wieder gewonnen, „frei, gerade und geſund" iſt nun ſein Wille. Jetzt verſchwindet Virgilius, denn das übernatürliche Reich beginnt. Er aber ſoll nun hinüber über den Letheſtrom, aus dem ein Trunk alle Erinnerung an frühere Sünden tilgt; doch ehe er dieſen überſchreitet, muß er vor Beatrice ſelbſt noch einmal das Bekenntniß ſeiner Untreue ablegen.

Dieſe erſcheint ihm zuerſt verſchleiert.

Bekränzt mit Oellaub auf dem weißen Schleier,
Erſchien ein Weib mir unter grünem Mantel,
Gekleidet in lebend'ger Flamme Farben.*)
Und meine Seele, die ſo viele Jahre
Schon war verblieben, ohne daß von Schrecken
In ihrer Gegenwart durchbebt ſie worden,
Nicht Kenntniß irgend durch das Aug' erlangend,
Nur durch geheime Kraft, die von ihr ausging,
Empfand die große Macht der alten Liebe.

Der Dichter, ſchuldbewußt, ſucht Schutz bei Virgilius

mit jener Demuth
Mit der das Kindlein ſich zur Mutter flüchtet,
Wenn es ſich fürchtet, oder wenn's betrübt iſt.

Doch Virgilius iſt verſchwunden. Da ruft Beatrice:

„Dante,**) ob auch Virgil von dannen gehe,
„Nicht weine, weine noch nicht, denn zu weinen,
„Ziemt dir's", ſprach ſie, „von anderem Schwert verwundet"
„Schau' mich recht an, ich bin, ich bin Beatrix.
„Wie, hältſt du's werth, den Berg nun zu erſteigen,
„Wußteſt du nicht, daß hier der Menſch iſt glücklich?

Dante ſteht tief beſchämt. Beatrice's Strafrede ſchneidet immer tiefer ihm in die Seele; zu den begleitenden Engeln gewendet, ſchildert ſie ſeine Untreue:

„Aufrecht hielt ihn mein Antlitz eine Weile,
„Und ihm die jugendlichen Augen zeigend,
„Führt' ich mit mir ihn in gerader Richtung.
„Sobald ich auf des zweiten Alters Schwelle
„Gelanget, Leben jetzt gewechſelt hatte,
„Entzog er mir ſich und ergab ſich Andern.***)

*) Die Farben der drei göttlichen Tugenden, Glaube, Hoffnung, Liebe.
**) Das einzige Mal nennt hier der Dichter ſeinen Namen.
***) Allegorie zugleich für Dante's Abfall von dem Leben der Sammlung und Betrachtung durch die Luſt der Welt, die Zerſtreuungen der Politik und des Ehrgeizes.

„Als ich vom Fleiſch zum Geiſt emporgeſtiegen,
„Und Schönheit mir und Tugend war gewachſen,
„Ward ich ihm minder angenehm und theuer,
„Und ſeinen Schritt wand't er durch irre Pfade,
„Die falſchen Bilder eines Guts verfolgend,
„Die das Verſprochne nimmermehr erfüllen.
— — — — — — — — — —
„So tief ſank er hinab, daß alle Mittel
„Zu ſeinem Heil ſchon unzureichend waren,
„Als nur, ihm das verlor'ne Volk zu zeigen." *)

Und zu ihm gewendet, fordert ſie Rechenſchaft.

„Sprich, ſprich, iſt Solches wahr? Denn zu ſo großer
„Anklage muß noch das Geſtändniß kommen." **)

Dante iſt ſo erſchüttert, daß er kaum ein „Ja" mit ſtockender Stimme antworten konnte; nur durch Seufzer und Thränen gibt ſich ſeine Reue kund. Zum dritten Male hält ihm Beatrice, immer ernſter und eindringlicher, ſeine Untreue vor. Ihr Tod hätte ihm die Nichtigkeit alles Irdiſchen kund thun ſollen, belehrt ſie ihn.

„Und wenn die höchſte Luſt dich ſo getäuſcht hat
„Durch meinen Tod, welch' ſterblich Weſen durfte
„Dich ferner noch, ſein zu begehren, locken?
„Wohl ſollteſt du dich bei dem erſten Streiche
„Der trügeriſchen Dinge aufwärts ſchwingen
„Mir nach, die nicht zu ſolchen mehr gehörte.
„Nicht durfte die dir Flügel abwärts drücken,
„Mehr Schläge zu erwarten, ſei's ein Mägdlein,
„Sei's andrer Tand vergänglichen Gebrauches.
„Ein unerfahren Vöglein wartet's zweimal
„Und dreimal ab; doch fruchtlos vor den Augen
„Des Flüggen ſpannt ein Netz man oder ſchöſſe."

Ganz von Reue und Scham erfüllt, ſteht Dante vor ihr.

Den Kindlein ähnlich, die voll Scham verſtummend,
Die Augen an den Boden, ſteh'n und horchen,
Die eig'ne Schuld erkennend und bereuend,
Alſo ſtand ich.***)

So ſchön erſcheint ihm Beatrice, die in Chriſti Herrlichkeit ſich ſelbſt verklärte, daß er überwältigt von Reue und Haß gegen Alles, was ihn zur irdiſchen Liebe hinzog, ohnmächtig niederſinkt. Als er wieder erwacht, erblickt er Mathilde, das Symbol des thätigen

*) Fegfeuer XXX. 121 ff.
**) A. a. O. XXXI. 5.
***) A. a. O. XXXI. 52 ff.

Lebens,*) die ihn durch die Fluth der Lethe führt, und von ihren Wassern zu trinken reicht. Nun übergibt sie ihn dem „Tanz der holden Viere", der vier Cardinaltugenden Klugheit, Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Tapferkeit, sodann den „Dreien," den theologischen Tugenden, Glaube, Hoffnung und Liebe. Diese bitten Beatrice, dem Dichter nun ihre „zweite Schönheit zu enthüllen," ganz entschleiert sich ihm zu zeigen, die göttliche Weisheit in dem Blicke ihrer Augen und dem Lächeln ihres Mundes ihm zu offenbaren.**) Sie selbst zu schildern ist der Dichter nicht im Stande.

Dieses Wiederfinden Beatrice's im Jenseits, deren Tod er so schmerzlich beklagt, von der er einen Augenblick in Untreue sich abgewendet hatte, ist eine der großartigsten und ergreifendsten Conceptionen des Dichters. In seinem persönlichen Schicksale hat er jenes des geistigen Menschen, der ganzen Menschheit zur Darstellung gebracht, ihren Abfall von der ewigen Schönheit, die Nothwendigkeit, des Schuldbekenntnisses, der Läuterung und Büßung und der endlichen Versöhnung durch die reinigende und weihende Gnade,***) die uns ganz umschafft.

gleich der jungen Pflanze,
Wenn sie mit jungem Laube sich verjünget †)

Noch erhabener erscheint die Gestalt Beatrice's im himmlischen Paradiese. Noch steht der Dichter im irdischen Paradiese; an seiner Seite Beatrice. Er wendet seinen Blick zu ihr hin; da geräth er in Verzückung;††) mit Worten läßt diese sich nicht beschreiben, nur die Erfahrung mag sie verstehen. Hier ist nun Beatrice das Symbol des Höchsten und Heiligsten geworden, der mystischen Vereinigung der Seele mit Gott in Erkenntniß und Liebe. Darum wird durch den Hinblick auf sie Dante mehr und mehr mit Gott selbst, dem Grund und Mittelpunkt aller Wahrheit, der Quelle aller Seligkeit geeint. Schon befindet er sich nicht mehr auf der Erde, ein Lichtmeer ist um ihn ausgegossen, und er vernimmt die Harmonie der Sphären. Schneller als der Blitz steigt er aufwärts, von seinem angeborenen Verlangen nach Gott und der Gnade getragen, von Sphäre zu Sphäre, von Seligkeit zu Seligkeit, zu der Sphäre des

*) Während wir in Beatrice den Typus der beschaulichen Liebe erkennen.
**) Conv. III. 8.
***) A. a. O. XXXI. 98. 198. 133 ff.
†) A. a. O. XXXIII. 140.
††) „Transumanar."

Mondes, des Mercur, der Venus, der Sonne, des Mars, des Jupiter, des Saturn, des Fixsternhimmels und zu dem Krystallhimmel.*) Und von Sphäre zu Sphäre wächst Beatrice's Schönheit, werden strahlender ihre Augen, erscheint lieblicher das Lächeln ihres Mundes, da in ihr Gott mehr und mehr dem Dichter sich enthüllt, bis im Empyreum, der Wohnung Gottes selbst, er mit ihm zur vollständigen Vereinigung in seiner seligen Anschauung gelangt.

So werden ihm denn, indem er aufwärts steigt, mehr und mehr die Tiefen des Glaubens durch Beatrice's Mund enthüllt; die Geheimnisse der göttlichen Weltregierung und Prädestination, Sündenfall und Erlösung, Gnade und Freiheit, die Geschichte der Welt und der Kirche thun sich auf vor seinem entzückten Blicke. Endlich tritt er in das Empyreum ein, wo Gott wohnt und alle Seligen. Da ist denn die Schönheit Beatrice's so unbeschreiblich geworden, daß der Dichter es nicht mehr versucht, sie zu schildern; Gott allein kann sie würdigen.

Wenn Alles, was bisher von ihr gesagt ward,
In einem Lobe könnt' umschlossen werden,
Wär's dennoch immer noch nicht zur Genüge.
Die Schönheit, die ich sah, reicht über unser
Maaß nicht allein hinaus, nein, sicher glaub' ich,
Daß nur ihr Schöpfer ihrer ganz sich freue.**)

Doch was ist der Himmel?

Reines Licht ist er,
Intellectuelles Licht, erfüllt mit Liebe,
Liebe des ew'gen Guts, erfüllt mit Wonne,
Wonn' übertreffend alle Seligkeiten.***)

Ein Lichtstrom fluthet durch die Reihen der Seligen; Beatrice heißt ihn, die Augen hineinzutauchen. So wird er vorbereitet, Gott selbst zu schauen, da das Licht der Glorie ihn übernatürlich stärkt und erhebt. Mit einem Male wird der Lichtstrom ein Lichtkreis, um ihn, wie um den Kelch einer Blume, blühen auf die Blätter der weißen Himmelsrose, deren jedes einzelne aus Seelen der Verklärten besteht. Und wie ein blumiger Haag sich spiegelt im See zu seinen Füßen, so strahlen die Seligen in dem Lichtsee der göttlichen Wesenheit wieder. Alle Gesetze des Raumes sind hier aufgehoben; auch das Entfernteste erscheint so nahe, wie das Nächste.

*) Nach dem Ptolomäischen Systeme.
**) Paradies XXX. 16.
***) Paradies XXX. 39.

Mein Blick verlor in ihrer Weit' und Höhe
Sich nicht, nein ganz und gar nahm in sich auf er
Das Wie und das Wieviel so sothaner Wonne.
Näh' und Entfernung gilt hier nichts und nimmt nichts,
Denn da, wo Gott unmittelbar regieret,
Hat das natürliche Gesetz nicht Geltung.*)

Beatrice führte ihn in die Mitte der Rose; da überschaut er alle Sitze der Seligen und die Engelschaaren, die wie Bienen zwischen Blumen, liebend und singend zwischen Gott und den Seelenblumen auf- und niederschweben.

Wie mußt' ich da erfüllt von Staunen werden!
Gewiß war's zwischen Solchem und der Wonne
Genehm mir, stumm zu steh'n und nichts zu hören.
Und gleich dem Pilgrim, der im Tempel seines
Gelübdes, um sich schauend, sich ergötzet,
Und wie es sei, schon hoffet zu berichten;
So in lebend'gem Lichte mich ergehend,
Bewegt' ich meinen Blick durch alle Stufen,
Bald auf, bald ab und bald im Kreis ihn wendend.
Ich sah Lieb überredende Gesichter,
Mit fremdem Licht gesäumt und eig'nem Lächeln
Und Thun, mit jeder Ehrbarkeit geschmücket.**)

Mit neuen Fragen will er sich nun an Beatrice wenden; doch diese ist verschwunden. Sie hat ihre Sendung vollbracht und wieder ihren Sitz auf dem dritten Kreise der himmlischen Rose eingenommen. Er schaut sie in unendlich weiter Ferne, aber doch wie ganz nahe, dort sitzend auf ihrem Throne, eine Krone auf dem Haupte, von dem Wiederschein der Strahlen Gottes gebildet.***) Da richtet er zum letzten Male das Wort an sie, voll Dankbarkeit und Liebe:

O Herrin, in der meine Hoffnung lebet,
Die du geduldet hast, daß in der Hölle
Zurückblieb deine Spur ob meines Heiles,
Von jenen Dingen all', die ich gesehen
Durch deine Macht und deine Güt' erkenn' ich
Die Kraft und Gnade, die sie mir gewähret.
Du zogst mich aus der Knechtschaft in die Freiheit
Durch alle jene Weg', in allen Weisen,
Die solches zu bewirken Macht besaßen.

*) A. a. O. XXX. 121.
**) A. a. O. XXXI. 31.
***) Bildliche Darstellung des Satzes der Kirche: Gott lohnt seine Gnaden in unseren Werken. Conc. Trident. VI. c. 31.

In mir bewahre deine reichen Gaben,
Daß meine Seele, die du haſt geheilet,
Dir wohlgefällig von dem Leib ſich löſe. *)

Beatrice aber

aus ſolcher Ferne
Sich zeigend, warf ihm lächelnd einen Blick zu.

Das war ihr letzter Gruß. Ihr erſter Gruß hatte den ſchlummernden Dichterfunken in Dante geweckt, und ihn zu ſeinem erſten Liede begeiſtert; mit ihrem letzten Gruße ſchließt er ſein „heiliges Gedicht"; er hat mit ihm die Wonnen des Paradieſes empfangen.

An ſeiner Seite ſteht ein Greis, der heil. Bernhard, der Meiſter der Myſtik, der ſchon in dieſem Leben in der Contemplation einen Vorgenuß der Seligkeit hatte, an den Beatrice ihn gewieſen. Er fleht die allerſeligſte Jungfrau um ihre Fürbitte an, daß der Dichter „zum Schluſſe ſeiner Reiſe gelange", zur höchſten Vereinigung mit Gott. Und er ſpricht jenes wunderbar herrliche Gebet zu Maria, das allein hingereicht hätte, Dante unſterblich zu machen.

Und Beatrice mit allen Seligen betet mit ihm.

Da ward ſein Geiſt von einem Blitze durchzuckt; ſein Blick hineingetaucht in das ewige Licht, ſein Wünſchen und Verlangen ganz mit Gott in höchſter Liebe und Seligkeit geeint. Was er geſehen und empfunden, vermag er nicht auszuſprechen.

Der hehren Phantaſie gebrach's an Kraft hier,
Doch ſchon ſchwang um mein Wünſchen und mein Wollen,
Wie ſich gleichförmig dreht ein Rad, die Liebe,
Die da die Sonne rollt und andern Sterne. **)

Wir ſind zu Ende; werfen wir nun einen Blick zurück.

Noch als Kind erſcheint dem Dichter Beatrice; bei ſeinem Eintritt in das Jünglingsalter empfängt er von ihr einen Gruß. Dieß war entſcheidend für ſeine ganze Lebensrichtung. Sie ward ſein Ideal, zu dem er von nun an aufblickte, in dem er Alles ſchaute,

*) A. a. O. XXXI. 79. Beatrice iſt hier zugleich das Symbol der höchſten Gnade Gottes.

**) A. a. O. XXXIII. 142.

was dieſe Erde an Anmuth, Reinheit, Adel, Schönheit, Tugend beſitzt. Sie iſt die „Königin der Tugend",*) für alles höhere Streben wird ſie Vorbild und Impuls.

Beatrice ſtirbt. Dante iſt lange troſtlos; und als er glaubte, Troſt gefunden zu haben, naht ihm gerade von daher die Verſuchung. Doch der Gedanke an ſie rettet ihn. Und nun ſchwingt ſeine Liebe ſich noch höher auf, zu ihrem verklärten ſeligen Geiſte, in dem Gott ſelbſt ſich ſpiegelt, in dem er wie in lebendigem Bilde die Seligkeit erkennt durch die myſtiſche Vereinigung mit ihm in Erkenntniß und Liebe, die auf Erden beginnt, im Jenſeits ſich vollendet.

Das ſoll nun das Ziel ſeines Lebens werden. Und ſo geht er denn, von Beatrice's Andenken getragen und beſeelt, hinaus in die Welt, ihre Kämpfe, ihre Lockungen, ihre Leiden. Er wird in's Exil geſtoßen, ſeine Habe ihm geraubt, ſein Name gebrandmarkt; aber Beatrice iſt im Streit ſeine Stärke, im Schmerz ſein Troſt, in bitterer Armuth ſein Reichthum, ſeine Heimath in der Fremde.

So iſt die Liebe Anfang und Ende ſeines Lebens; ſie gibt ihm Inhalt, Bedeutung, Werth. Die Tugend, ſagt er mit Auguſtinus, iſt nichts Anderes, als „die Ordnung der Liebe;"**) „edle Liebe, ſchafft edles Leben."***) So iſt die Liebe die Wurzel, aus der alle unſere Handlungen hervorgehen. Alles kommt darauf an, *was* wir lieben

Der Schöpfer nicht, noch ein Geſchöpf war jemals
. . . . ſonder Liebe, ſei es
Natürlicher, ſei's geiſtiger.
Stets frei war die natürliche vom Irrthum;
Doch irren kann durch ſchlechtes Ziel die and're,
. . . ſo daß die Liebe
In uns der Same jeder Tugend ſein muß,
Wie jeder Handlung, welche Straf' verdienet.†)

Die Sünde iſt nichts Anderes als *die Verirrung der Liebe*††), die jene Seligkeit ſucht in dem Geſchöpfe, die nur der Schöpfer geben kann. Darum iſt der Himmel die *Seligkeit in der Liebe*, †††) die Hölle der furchbare Schmerz *um die ewig verlorene Liebe*.[1])

*) Vit. nuov. c. 10.
**) Civ. Dei. XV. 22.
***) Ep. 155.
†) Fegfeuer XVII. 91.
††) Parad. V. 7.
†††) Parad. XXXI. 3. XXXIII. 108.
[1]) Hölle III. 18.

Als Raffael in seiner „Disputa" die Herrlichkeit der triumphirenden und streitenden Kirche schilderte, stellte er den Dichter mit dem Lorbeerkranze unter die großen Theologen, zur Seite des allerheiligsten Sacraments. Mit vollem Recht. Denn Dante ist nicht bloß der Theologe unter den Dichtern, wie ihn die Nachwelt nannte; er ist der Sänger der Liebe, der Sänger des Christenthums, das sie uns geoffenbart hat und zu ihr hinführt, zur

Liebe, die da die Sonne rollt und andern Sterne.

Das Diluvium in der Geologie.

Von

Dr. B. Schäfer.

§ 1. Einleitung.

Gewiß ist es nicht zufällig gekommen, sondern von der göttlichen Vorsehung so gefügt worden, daß gerade in dem Zeitabschnitt wo die negative Kritik ihren Zweck, den Glauben an die historische Glaubwürdigkeit der hl. Bücher in ihren tiefsten Fundamenten zu erschüttern, erreicht zu haben glaubt, die großartigen Entdeckungen der Assyriologie und Aegyptologie in Folge der Entzifferung der Keilschriften und Hieroglyphen den biblischen Kanon wieder vor dem Forum der Wissenschaft in die Reihe der geschichtlichen Quellen einsetzen. In keinem Jahrhundert der Vorzeit wären diese Resultate so zeitgemäß gewesen, wie gerade im neunzehnten. Für den gläubigen Christen waren solche Beweise freilich nicht nothwendig, denn er hat zur Stütze seines Glaubens nicht nur das sicherste menschliche Zeugniß, sondern das Zeugniß Gottes selbst. Für die Schwachgläubigen und Zweifler sind solche wissenschaftliche Beweise von der Glaubwürdigkeit der biblischen Bücher allerdings von großer Wichtigkeit, und für die Ungläubigen geradezu beschämend.

Wir werden uns überzeugen, daß auch in der Frage über die Sündfluth, die uns beschäftigen soll, die neu entdeckten Bibliotheken Ninive's, ganz überraschend die biblischen Angaben, die man so gern zur Sage und Mythe stempeln wollte, bestätigen. Und je mehr man die ältesten Ueberlieferungen sämmtlicher Culturvölker studirt, desto mehr finden sich Berührungspunkte mit der biblischen Offenbarung.

Ebenso wenig, als es der rationalistischen Bibelkritik gelungen ist, den Glauben an die hl. Schrift zu untergraben, haben es auch die Naturwissenschaften vermocht, wenn es auch noch so oft behauptet

worden ist. Mögen die künftigen Fortschritte in diesen Zweigen profanen Wissens, die heutigen Resultate, die gewiß schon sehr groß sind, noch um das Hundertfache übertreffen, der Glaube und die übernatürliche Ordnung haben darum nichts zu fürchten, weil die letzten Gründe und die letzte Ursache der Dinge von der empirischen Forschung doch niemals erkannt werden können, um die sich der Glaube und die hl. Schrift hauptsächlich interessiren. Je größer die Fortschritte auf dem Gebiet der Naturforschung sind, desto größer erscheint auch dem gläubigen Auge die Weisheit, Allmacht und Güte des Schöpfers. Aber anderseits muß man doch auch wieder sehr vorsichtig sein und wissenschaftliche Resultate nicht zum Beweis biblischer Angaben benützen wollen, wenn es nicht ganz evident ist, daß Bibel und Naturforschung eine und dieselbe Frage betreffen. Auch ist es möglich, daß die Auffassung von Schriftstellen, die Jahrhunderte lang als allgemein richtig galt, durch die Wissenschaft modificirt werden kann, wie z. B. die Auffassung der sechs Tage bei der Schöpfung, des Sonnenstillstandes im Buch Josue u a. m. In solchen Fällen hat die hl. Schrift nicht geirrt, sondern die menschliche Auffassung derselben. Was die Bibel sagen will, ist und bleibt ewig wahr und irrthumslos; sie bequemt sich in der Darstellung nur der allgemein menschlichen Anschauung an und spricht nicht wissenschaftlich genau, sondern gemeinverständlich und populär.

Mit diesen wenigen Einleitungsworten sind schon die Grundzüge gezeichnet, nach welchen wir die Sündfluth*) behandeln wollen.

Wir wollen die Darstellung der Bibel als Gottes Wort aufrecht erhalten und es mit den Ergebnissen der Wissenschaft in Uebereinstimmung setzen. Aber wir müssen vor Allem den Versuch abweisen,

---

*) Anmerkung. Ueber das Wort bemerken wir, daß die germanistische Forschung unseres Jahrhunderts die wahre Bedeutung und die historisch-richtige Schreibung des Ausdruckes wieder kennen gelernt hat, wonach man eigentlich Sintfluth schreiben sollte. Im Althochdeutschen heißt sin(t)fluot allgemeine, langdauernde, große Fluth. Erst seit dem Ende des 16. Jahrhunderts schreibt man Sündfluth. Das Wort hat also eine moralisirende Umdeutung erfahren, wie das jetzt gebräuchliche Sinngrün eine ästhetisirende; denn Sinngrün hieß ursprünglich nichts Anderes als Immergrün. In der Bibel ist das Wort Sündfluth mit Diluvium, Ueberschwemmung, wiedergegeben. Weil man früher eine Erdbildungsperiode als Beweis für die biblische Fluth ansah, nannte man und nennt noch heute allgemein diese Bildung gleichfalls Diluvium.

das Wort Gottes mit falschen wissenschaftlichen Beweisen zu unterstützen. Darum werden wir uns zuerst mit der Frage beschäftigen, wie verhält sich das Diluvium der Bibel zu dem Diluvium der Geologie?

Es giebt noch heute viele — zumal protestantische Theologen, welche eine Gleichheit des geologischen und biblischen Alluviums behaupten; ich nenne die Namen: J. P. Lange, Fr. M. Schulz, Gärtner, Zollmann, Zöckler u. A. Diesen gegenüber werden wir den Nachweis führen, daß das Diluvium der Geologie mit dem Diluvium der hl. Schrift nicht zusammengestellt werden kann.

§ 2. Die dem Diluvium vorhergehenden Formationen.

Mit dem Namen Diluvium oder Diluvialperiode bezeichnet die Geologie das letzte Entwicklungsstadium der Erde, wodurch sie zum Wohnplatz des Menschen vollends hergerichtet wurde. Diejenigen Bildungen, die sich seit dem Auftreten des Menschen bis heute noch fortsetzen — jüngere Gletscherablagerungen, Flußablagerungen, Deltabildungen, Torfmoore u. dgl. — nennt man Alluvium. Ehe wir die Verhältnisse dieser obersten Schichten unserer Erd-Rinde im Einzelnen darstellen, wird es wohl zweckmäßig sein, in wenigen Sätzen die der Diluvialperiode voraufgegangenen Formationen kurz zu skizziren.

Nach der neueren Kosmogonie entstehen alle Weltkörper aus einem Aethermeer, in welchem sich luftige Kugeln aufballen, die allmählig glühend und leuchtend werden. Die Nebelflecken im Weltenraum und die Kometsterne stellen heute noch den fein zertheilten Stoff dar, aus dem künftige Körper entstehen können. Die leuchtenden Gaskugeln werden allmählig Brandsterne mit flüssigem Kern, welcher in eine heiße Luft voll glühenden Wasserstoffs gehüllt ist. Aus den äußeren Nebelringen des Centralkörpers lösen sich einzelne Theile los, erkalten und verdichten um so eher im Weltraum, je kleiner sie sind. Der Mond, der sich von unserer Erde wieder abgelöst hat, wurde wegen seiner geringen Größe viermal leichter und rascher abgekühlt als die Erde und hat mit seinem ausgebrannten Gestein längst alles Wasser und alle Luft aufgesogen. Der kleine Mars ist älter und kleiner als unsere Erde und hat sich auch zweimal rascher abgekühlt und verdichtet. Dieser ältere Planet kann uns das Schicksal des Erdkörpers in der Zukunft zeigen, wenn bis dort das Antlitz der Erde noch nicht verklärt sein sollte, während die jüngere Venus mit 5mal höheren Bergen uns unsere Vergangenheit darstellt und vielleicht

unserer Erde noch ähnlich wird, da sie, wie beim jüngsten Venusdurchgang am 6. Dec. 1882 unzweifelhaft constatirt wurde, von einer Atmosphäre umgeben ist. Alle Himmelskörper, seien sie groß oder klein, müssen diesen Proceß durchmachen. Unsere Sonne und sehr viel Sterne mit rothem Licht befinden sich noch im Zustand der Weißglühhitze, und dunkle Flecken, die sich zeigen, werden immer wieder geschmolzen. Es kann aber auch vorkommen, daß dunkle, früher nie gesehene Sterne plötzlich wieder aufleuchten und dann endlich ganz dunkel bleiben, wie unsere Erde; aber die 225 heute noch thätigen Vulcane, von den tausenden erloschenen abgesehen — in den 3 letzten Jahrhunderten zählte man noch 313 thätige Vulkane— lassen uns doch auf den früheren Zustand der Erde Schlüsse machen. Nur ein dunkler und starr gewordener Stern scheint fähig zu sein, eine Wohnstätte organischer Wesen zu werden.

Die erste Rindeschichte die einen steinernen Mantel um den feuerig-flüssigen Erdkern bildete, besteht aus Kieselgestein oder Silicaten, welche selbst aus Feuer entstanden sind. In dem darauf folgenden metamorphisirten Gestein oder krystallinischem Schiefer sind vielleicht die ersten Spuren des Pflanzenlebens zu erkennen, denn wahrscheinlich ist der Graphit, aus dem unsere Bleistifte gemacht werden, aus jenen ältesten Pflanzen entstanden. In der folgenden Periode der Erdbildung, welche paläozoische oder primäre genannt wird (Silurische, Devonische, Steinkohlen-, Permische [Dyas] Formation) findet sich ein reiches Leben von Organisation. In den silurischen Schichten findet man Wurzelfüßer, Strahlthiere, Mollusken, Krustenthiere und Trilobiten oder dreigetheilte Krebsthiere, wenige Spuren von Fischen und Reptilien. In der Steinkohlenformation wucherten ganz üppige Siegel- und Schuppenbäume, Farne- und Schachtelhalme, die durch Ueberfluthung begraben zu unsern Steinkohlen geworden sind. Dazu kommen viele Fische und Reptilien. In der Secundärformation oder mesozischen Periode (Trias [bunter Sandstein, Muschelkalk, Keuper] Jura [schwarzer, rother, brauner, weißer, Lias, Orlith, Wealden] und Kreideformation) spielen die Amphibien in greulichen Gestalten die größte Rolle; es sei nur an die Plesiosaurier und Pterosaurier erinnert. Neben den Reptilien erscheinen einzelne Vögel und Säugethiere. In der Jura-Periode treten auch dikotyledone Pflanzen auf. In der Tertiärformation oder känozoischen Periode erscheinen die Dikotyledonen und Säugethiere in großer Häufigkeit. Die Schichten der tertiären Bildung und deren

Einschlüsse werden in Eocän, Miocän und Pliocän abgetheilt, weil sich in dem ersteren die Morgenröthe einer neuen Schöpfung kund gibt, in dem mittleren sich immer noch weniger Einschlüsse finden, als in den letzteren, wo sich viel mehr vorfinden. Von tertiären Thieren seien erwähnt das Paläotherium, Anaplotherium, Xiphodon, Dinotherium, Mastodon, Rhinozerosse, Flußpferde u. a. m.

Auf die Pliocäne folgt die Postpliocäne oder Pleistocäne oder das Diluvium. Dieses in Verbindung mit dem Alluvium nennt man auch Quaternärformation.

§ 3. Die Bildung des Diluviums.

Nach Dr. A. Zittel rechnet man nunmehr alle diejenigen oberflächlichen posttertiären Gebilde zum Diluvium, welche entstanden sind, ehe die heutigen topographischen oder klimatischen Verhältnisse in den betreffenden Gegenden hergestellt waren.

Beim Wort „Diluvium" haben wir im Folgenden die eigentliche Bedeutung „Ueberschwemmung" außer Acht zu lassen und müssen darunter eine sehr lange Erdbildungsperiode verstehen. Wenn einzelne der vorgenannten Formationen Schichten enthalten, die bis zur Mächtigkeit von 25,000' angewachsen sind, so sind gewiß viele Jahrtausende nöthig gewesen, bis sich solche Niederschläge aus dem Wasser gebildet haben, und wenn wir jetzt das Diluvium, das auch Schichten von durchschnittlich 150—300 Fuß Mächtigkeit aufweist, als eine ähnliche Formation oder Periode den früheren an die Seite setzen, so wird schon zum Voraus die Neigung verschwinden, die Sündfluth, die schon nach einem Jahr wieder vom Boden des Strafgerichts verschwunden war, mit der Diluvialperiode zu identifiziren. Das Diluvium bezeichnet nicht eine einzige allgemeine Vernichtung des organischen Lebens auf Erden, sondern die auf die tertiären Ablagerungen gefolgte letzte Katastrophe in der Bildungsgeschichte der Erdoberfläche, eine ganze Reihe von verschiedenen, eine lange Periode ausfüllenden geologischen Entwicklungen und Ereignissen, bei denen zwar das bewegte Wasser durch Losreißen, Lösen und Fortschwemmen mitwirkt, die aber andauernd ruhige und langsame Naturprozesse nicht ausschließen. Doch greifen wir der Untersuchung nicht vor, sondern sehen wir die charakteristischen Erscheinungen des Diluviums etwas näher an. Noch ist zu erwähnen, daß diese jüngste Bildung auch noch andere Namen trägt; sie wird bald als nordische

Trift, bald als erratische Bildung, erratische Blockperiode, Lössformation, Eis- oder Gletscherzeit ꝛc. bezeichnet. Die Gründe dieser Bezeichnungen werden im Laufe der Darstellung klar werden.

Gewaltige Hebungen am Ende der Tertiärperiode haben die Gestalt der Länder, namentlich die Europa's und die klimatischen Verhältnisse so umgewandelt, daß ein scharfer Abschnitt durch sie in der Entwicklungsgeschichte der Erdoberfläche gegeben ist. Als auffallendste Erscheinung der jetzt beginnenden Periode müssen wir die ungeheure Entfaltung der Gletscher bezeichnen, deren früheres Vorhandensein hauptsächlich durch drei Wirkungen konstatirt ist: durch Abschleifung des Felsbodens, durch die Moränen und die erratischen Felsblöcke oder Findlinge.

§ 4. Die Gletscher und ihre Wirkungen.

Bekanntlich sind die Gletscher in steter Bewegung begriffen, sind langsam fließende Eisströme, deren Eis gleich einem Schlammstrom in der Mitte rascher, an den Rändern langsamer sich in stetigem Schube thalabwärts bewegt. Eine Wirkung des Gletschereises an den anstehenden Felsen ist Abschleifung, Streifung, Furchung der Felsoberflächen. Die vereinte Gewalt der Pressung und Vorwärtsschiebung, welche der Gletscher übt, ist ungeheuer, und der Quarzsand schleift und scheuert die Felsen ab, wie man mit Schmiergel den Marmor polirt. „Wenn eine so furchtbare Last", bemerkt Pfaff*) „wie die oft 1000' dicke Eismasse eines Gletschers, sich thalabwärts bewegt, so werden die Felsen wie von einer ungeheuren Feile abgerieben; das abgerissene Material, zerrieben und nach und nach in feines Mehl verwandelt, hilft dazu, die übrigen Felsentheile abzuschleifen und zu poliren. Die härtesten in dem Eis eingebackenen Fragmente ritzen die weicheren Felsen, und um jeden Gletscher kann man noch jetzt solche polirte Felshöcker mit unzähligen, feinen einander parallel laufenden Streifen und Ritzen wahrnehmen. Nie erzeugt Wasser allein solche Politur und Streifung; man hat daher, seit man dies erkannte, diese beiden Zeichen als ein sicheres Merkmal für die frühere Anwesenheit von Gletschern anzusehen. Fortwährend rollen von den Abhängen der Berge, zwischen denen sich die Gletscher fortbewegen, durch die Verwitterung und den Frost losgelöste Blöcke

*) Neueste Forschungen. S. 56.

auf dieſe hinab und werden wie auf einem Schlitten thalabwärts geführt. Dieſe Blöcke behalten ihre ſcharfen Kanten und Ecken und unterſcheiden ſich dadurch wie auch durch ihre oft ungeheuere Größe, von denen, welche die Waldbäche von den Höhen herabwälzen."

Die Berge in der Schweiz, in Schottland, Irland, England und Skandinavien zeigen die unzweideutigſten Spuren der Thätigkeit des Eiſes durch abgeſchliffene und gefurchte Oberflächen und abgerundete Felſenbuckel, die bis zu einer Höhe von 1500 Fuß ü. d. M. und noch höher verfolgt werden können. So viel über die erſte Wirkung der Gletſcher.

Wir ſagten eben, daß der Gletſcher auf ſeinem Rücken und in ſeinem Innern größere oder kleinere Gebirgsſtücke mit ſich führt, die von den Felſen niedergeſtürzt ſind oder unterwegs von dem Boden durch den Gletſcher mitfortgeſchoben werden. Gelangt er in wärmere Gegenden zwiſchen 3 und 4000' ſo ſchmilzt er und das mitgeführte Geſtein bleibt dann in Form von Steinwällen oder Steindämmen liegen. Dieſe Ringe von Stein und Schutt, welche die Grenzen der Gletſcher bezeichnen, heißen Moränen, Endmoränen oder Stirnmoränen, und bilden eine wahre Muſterkarte von allen Steinarten, die thalaufwärts die Wände oder Sohle des Gletſchers bilden. Solcher wallartiger Blockanhäufungen gibt es ebenſo viele, als es Gletſcherreviere giebt. Nicht ſelten findet man auch Felsblöcke, die von ganz anderem Geſtein herrühren, als das iſt, welches die Wände des Thales bildet, alſo nicht herabgerollt ſein kann. Geht man aber weiter thalaufwärts, ſo trifft man endlich ganz beſtimmt das Geſtein an, von welchem jene Blöcke herrühren. Der Mont-Blanc-Gletſcher ſchob ſeine Moränen bis Ivrea in Piemont vor, und die meiſten oberitalieniſchen Seen verdanken den Stirnwällen der ſüdlichen Alpen ihre Entſtehung, indem ſie die aus den Alpen kommenden Flüſſe ſtauten und ſie zwangen, ſich zu großen Waſſerſpiegeln auszudehnen. In drei concentriſchen Kreiſen ſind die Moränen am Südende des Gardaſee's und an der Südſpitze des Lago Maggiore ausgebreitet. Selbſt am Libanon und Sinai will man alte Moränen entdeckt haben.

Betrachten wir jetzt die dritte Wirkung, welche von dem früheren Vorhandenſein der Gletſcher Zeugniß gibt, die erratiſchen Felsblöcke. Der ganze Norden Europa's, Großbritannien, Skandinavien, ganz Norddeutſchland, Polen und ein Theil Rußlands ſind mit einer ungeheuren Maſſe von Felsblöcken ganz überſäet, die ihrer mineralogiſchen Zu-

ſammenſetzung nach alle von viel weiter nach Norden gelegenen Gegenden ſüdwärts gelangt ſind. Folgende Beiſpiele mögen dazu dienen, uns von ihrer Größe einen Begriff zu gewähren.

Das koloſſale Standbild Peters des Großen ruht auf einem erratiſchen Granitblock von 30,000 Ctr., die Granitſchale vor dem Muſeum der Künſte in Berlin hat einen Durchmeſſer von 22 Fuß und wurde von einem der „Markgrafenſteine“ verfertigt, der flach auf der Höhe der Rauen'ſchen Berge bei Fürſtenwalde lag und 25 Fuß aus dem Boden hervor ragte. „Der große Stein“ bei Belgard in Pommern mißt 43 Fuß Länge, 36 Fuß Breite und 14 Fuß Höhe, ſo weit er aus dem Boden hervorragt und beſteht aus Gneis, der an den Ufern des Ladoga heimiſch iſt. „Der Schwedenſtein“ auf dem Schlachtfeld bei Lützen und das Denkmal Leopold's v. Buchs bei Linz ſind gleichfalls aus ſolchen Findlingen gefertigt. Im Mittelalter baute man Feſtungen und Dome aus ſolchen Irrblöcken, jetzt pflaſtert man Straßen damit oder brennt Kalk daraus. Die alten Straßenpflaſter der Stadt Münſter, Steinfurt u. a. m. ſind alle aus ſolchen Irrfelſen gefertigt, und in der Nähe von Bensheim ſieht man ſie noch maſſenhaft auf der Heide liegen. Der größte Irrblock in der norddeutſchen Tiefebene iſt, ſoweit meine Erfahrungen reichen, das ſ. g. „Holtwicker Ei“ auf dem Gut des Grafen Erbdroſte zu Holtwick bei Coesfeld.

Weil ich eben von Weſtfalen ſpreche, ſei gleich noch die ſüdliche Grenzlinie der nordiſchen Findlinge bezeichnet. Vom Rhein her finden ſich die ſüdlichſten Blöcke in Kettwig an der Ruhr, dann geht die Linie ſüdlich von Soeſt bei Lendringen vorbei nach Alten-Mellerich, Büren, Haaren, Helmern, Huſen, und die entfernteſten Findlinge ſind bis Leipzig vorgedrungen.

Lernen wir noch einige Blöcke aus den Alpengletſchern kennen. Fährt man mit der Bahn von Neuchatel nach Frankreich, ſo ſieht man in der Nähe von Noireaigue ungeheure Granitblöcke, die alle vom Mont-Blanc kommen und einen Weg von 7 Meilen auf einem Eisſchlitten gemacht haben. 900 Fuß über dem Neuchateler See liegt an der Seite eines Hügels ein Gneisblock, der 40 Fuß im Durchmeſſer hat. In der Nähe von Ber liegt ein Kalkſteinblock mit ſcharfen Ecken von 161,000 Kubikfuß, der 30 Meilen weit zwar nicht mit der Eiſenbahn, ſondern auf der Eisbahn unentgeldlich gereiſt iſt. Am Berge Sauto Pricme, einem Kalkgebirg aus der Trias in Piemont, liegt ein Granitblock, der 60 Fuß lang, 36 Fuß breit und 20 Fuß hoch iſt und vollkommen

ſcharfe Kanten zeigt, ſo daß an einen Waſſertransport gar nicht gedacht werden kann. Eine Granitart von eigenthümlicher Beſchaffenheit von Trons in Graubündten findet ſich in erratiſcher Form bis zur Bodenſee-Gegend nur auf der linken Seite des Thales.

Jede andere Annahme als die, daß die von der linken Bergwand niedergeſtürzten Moränen ruhig ſich auf einem bis an und über den Bodenſee ſich erſtreckenden Landgletſcher fortbewegt hätten, reicht zur Erklärung dieſer eigenthümlichen Erſcheinung nicht aus. Der Pflugſtein zwiſchen Erlenbach und Wetzweil 500 Fuß über dem See ragt 60 Fuß aus dem Boden hervor, mißt 72,000 Kubikfuß und hat ein Gewicht von 90,000 Ctnr. In Unter-Wallis bei Monthey liegen ganze Maſſen von Blöcken mit einem Gehalt von 8000, 10,000, 20,000, 50,000, 60,000 Kubikfuß. Sogar bis an die rauhe Alb oder bis zur Donau in Schwaben dehnten ſich die Alpengletſcher aus, wie manche ſchwäbiſche Irrblöcke beweiſen, von denen mehrere in den fürſtlich Hohenzollern'ſchen Anlagen der Sommerreſidenz Krauchenwies zu ſehen ſind. Findet der Gletſcher ſein Ende auf dem Feſtlande, ſo werden die Blöcke nicht weiter transportirt als bis zu dieſem Ende; reicht er aber in das Meer oder einen See, ſo löſen ſich Stücke Eis los und ſchwimmen mit ihrer Blockfracht, wohin Wind und Strömung ſie führt bis zu dem Punkte, wo ſie die Wärme des Waſſers, der Luft und Sonne endlich ganz auflöſen. In letzterem Falle iſt natürlich die Vertheilung der Blöcke eine weitere und regelloſe. In Skandinavien ſtiegen die Gletſcher in das Meer herab, ſchwimmende Eisberge gelangten dann mit gewaltigen Blöcken in die norddeutſche Ebene bis Leipzig, von Moskau bis Holland und von Moskau bis Leipzig ſind ſie fächerartig verbreitet worden.

Im Gletſcherrevier der Alpen nimmt man an, daß die erratiſchen Blöcke nicht den Waſſerweg eingeſchlagen haben, d. h. nicht mit ſchwimmenden Eisbergen über die ſchweizeriſchen Seen fuhren, ſondern auf Eisſchlitten transportirt wurden, indem ſie mit den Gletſchern ſelbſt über die mit Eis bedeckten Seen fortgleiteten. So erklärt ſich obige Erſcheinung, daß ein Block ſo hoch über dem Neuſchateler See abgeſetzt wurde. Wenn ferner in hohen Gebirgen, z. B. in den Alpen am Dent du Midi 11,000 Fuß über dem Meere Ablagerungen aus dem Waſſer ſich finden, ſo iſt es durchaus falſch anzunehmen, daß eine Fluth oder Ueberſchwemmung ſo hoch geſtiegen ſei. Die Sache iſt vielmehr ſo zu erklären, daß die Alpen früher im Tertiär ein

viel niedriges Bergland waren und erst am Ende der Miocäne zur jetzigen Höhe emporgehoben wurden. So kam es dann, daß die tertiäre Molasse, die früher wagrecht lag, jetzt dachförmig gestellt und in die Höhe getrieben wurde. Solche Vorgänge fallen also ganz außerhalb der Diluvialperiode. Was sollen also Hinweisungen auf Muscheln, fossile Thiere auf hohen Bergen bedeuten? Man kann sich doch nur lächerlich machen, wenn man mit tertiären Ablagerungen ein Diluvium beweisen will. Wir nehmen also an, daß im Norden Europa's schwimmende Eisberge den Transport jener Blöcke besorgten, da die ganze nördliche Tiefebene in der Diluvialperiode noch vom Meer bedeckt war, während wir in den Alpen die Beförderung durch Eis der Wasserfracht vorziehen. Auch jetzt noch sehen wir an vielen Punkten im Norden und Süden Gletscher bis in das Meer hinabsteigen. Mit Blöcken beladen, die auf das Eis herabrollen, schiebt sich dieses in das Meer, trennt sich in großen bergähnlichen Massen von den weiter rückwärts liegenden Theilen und schwimmt langsam mit seiner Last, durch die Polarströmungen getrieben, dem Aequator zu. Wir können noch heute eine Anschauung von dieser Steinbeförderung durch Eisfracht bekommen, wenn wir unsern Blick nach Grönland werfen. Dieses 100 Meilen breite und 200 Meilen lange Land ist mit einer ununterbrochenen Masse Eis bedeckt, aber hier und da erheben sich steile Felsen aus den Eisabhängen. Das Eis bewegt sich südwärts und in die Meerbusen werden oft gewaltige Eisberge von 1000 bis 1500 Fuß Höhe hinabgeschoben, die dann durch die Davidsstraße ihren Lauf fortsetzen und den Felsengrund unter dem Wasser abschleifen und ritzen. Auch im nördlichen Eismeer findet noch heute eine Blockvertheilung statt. Eisberge sind schon bis in die Nähe der Azoren von Norden und bis in die Gegend des Caps der guten Hoffnung von Süden her gelangt. Die Blockvertheilung ist also an zwei Bedingungen geknüpft, daß zur Zeit der erratischen Erscheinungen die norddeutsche Ebene vom Meer bedeckt war und in Skandinavien Gletscher bis ans Meer reichten. *)

Es gibt wenige Punkte, an welchen sich die verschiedenen Diluvialbildungen so klar erkennen lassen, wie in England in den Grafschaften Norfolk, Suffolk und Essex.

---

*) Vgl. Pfaffs Schöpfungsgesch. 3. Aufl. S. 619.

Auf der Kreide liegen tertiäre, ſandige und trockene Lager. Dann folgt ein lehmiges Lager, offenbar ein früherer Wald mit einer Menge aufrecht ſtehender Bäume, die noch mit einer 10 Fuß dicken Lage von Sand und Thon, Niederſchlägen theils aus dem Meer, theils aus dem Süßwaſſer, bedeckt ſind. Offenbar iſt dies bereits ein Diluvialgebilde, denn das vorausgegangene gehört dem oberen Tertiär an. In dieſer diluvialen Schichte finden ſich auch viele Säugethiere, namentlich Elephanten. Nun folgt eine Ablagerung aus der Eisperiode, ſtellenweis 100 Fuß mächtig. In einer thonig-ſandigen Maſſe liegen eine große Menge erratiſcher Blöcke von Granit, Syenit, Porphyr und Trapp, theils aus dem nordweſtlichen England, theils aus Skandinavien herbeigeführt. Auf dem Thonlager mit den Blöcken liegt eine neue Schichtenreihe von Sand, Kies und Lehm, was wiederum diluvial iſt, und dann erſt folgt ein Sandlager neueſter Bildung. Wie viele Jahrtauſende mag demnach das Diluvium gedauert haben! Und dies ſoll ein Beweis der bibliſchen Fluth ſein, die nach einem Jahr wieder verſchwunden war!

Nachdem wir nun die Wirkungen der Gletſcher kennen, ſo iſt es nuſchwer über ihre ehemalige Ausdehnung eine richtige Vorſtellung zu bekommen, denn wo die gedachten Erſcheinungen zu Tage treten, muß früher ein Gletſcherrevier geweſen ſein.

Das nordiſche Gletſcherrevier umfaßt Skandinavien, die brittiſchen Inſeln und die nordiſche Tiefebene von Holland bis Moskau. Das Gletſcherrevier der Alpen erſtreckt ſich tief nach Oberitalien hinab, der Rohnegletſcher ſchmolz mit dem Juragletſcher zuſammen, der Rheingletſcher ſchob ſich bis an die rauhe Alb, der Linth-Reuß- und Aargletſcher trat bis an den Schwarzwald vor und erreichte faſt den Vogeſengletſcher. Der Rhonegletſcher war weitaus der größte in der Schweiz und hat jene zahlloſen Blöcke fortgeführt, die den Jura bis zur Höhe von 1040 Meter über dem Meer bedecken. Der Aargletſcher krönt mit ſeinen Moränen die Hügel in der Umgegend von Bern. Der Reußgletſcher hat die ſchönen Ufer des Vierwaldſtädterſees mit den den Spitzen des St. Gotthard entriſſenen Blöcken bedeckt. Der Linthgletſcher hielt am Ende des Züricher Sees inne, und die Stadt iſt auf der Endmoräne deſſelben erbaut. Selbſt auf dem Hohentwiel oben finden ſich vom Rheingletſcher gewaltige Findlinge, die immerhin eine Reihe von 50 bis 60 Stunden gemacht haben. Folgende Ortsbeſtimmungen bezeichnen die Grenzen der Gletſcherſpuren: Monza, Saone, Lyon, Vieme, Genf, Aarau, Baſel.

Schaffhausen, Badischer Seekreis, Sigmaringen, Bibrach, München, Burghausen, Wels, Steyer.*) Kleinere Gletscher hatten auch die Pyrenäen, die Auvergne, das Riesengebirg, die Karpathen; außerhalb Europa der Kaukasus, Libanon, Himalaja, Atlas.

Gehen wir nach Amerika, so finden wir im Norden und Süden die gleichen Erscheinungen. Aus den vereinigten Staaten reichen die zahlreichen Blöcke bis zu 40 Fuß Durchmesser bis zum 39° nördl. Breite herab (bis Washington) und auf der südlichen Hemisphäre finden sich Spuren in Patagonien, Chili und Neu-Seeland. In Amerika sind sogar zwei durch eine interglaciäre Periode getrennte Eiszeiten nachweisbar und die Zeichen der Eiswirkung erstrecken sich um 10 Grad weiter südlich als irgendwo in Europa.

§ 5. Die Knochenhöhlen.

Bis jetzt haben wir blos das s. g. erratische Diluvium ins Auge gefaßt; wir müssen jetzt noch das nicht erratische kennen lernen, und hiemit kommen wir auf die paläontologischen Erscheinungen des Diluviums zu sprechen, und speciell auf die Funde der Knochenhöhlen.

Die Flora ist spärlich in den Diluvialablagerungen vertreten, aber die Pflanzenreste, die uns erhalten sind, beweisen, daß die Diluvial-Flora mit der jetzigen identisch ist. Es finden sich z. B. Tannen, Fichten, Eichen, Birken, Ahorn ꝛc., nur stiegen die Pflanzen, die jetzt höheren Regionen eigen sind, während des Diluviums tiefer herab. Was die Fauna betrifft, so treffen wir eine große Menge Dickhäuter, große Raubthiere und namentlich eine starke Mischung jetzt lebender mit vollständig ausgestorbenen Thieren. Ganz besonders stark ist die Familie der Elephanten vertreten, das Mamuth, Megatherium, Riesenhirsch, Rhinozeros, Auerochse, Rennthier, Löwe, Höhlenlöwe, Höhlenhyäne u. dgl. m. Man darf fast behaupten, daß sich an die Höhlenfunde eine ganz neue Wissenschaft geknüpft hat. In populärer und übersichtlicher Form sind die Resultate der Höhlenforschung dargestellt von Dr. E. L. Fischer in der Broschüre: die Urgeschichte des Menschen und die Bibel, Würzburg 1878. In der Gailenreuther Höhle in Franken hat man

*) Vergl. Dr. Oswald Heer, Die Urwelt der Schweiz. 2. Auflage. Zürich 1879.

nach und nach die Gebeine von mindeſtens 800 Bären und 130 Wölfen und Hyänen hervorgezogen. Daneben finden ſich Reſte von Elephanten, Hirſchen, Ochſen, Pferden, Bibern, Haſen, Mäuſen. Einzelne Höhlen mögen den genannten Thieren zum Aufenthalt gedient haben, aber für die meiſten Höhlenfunde bleibt nur die Erklärung übrig, daß die Thierreſte mit Rollkies und Sand durch Waſſerſtröme von außen hineingeſpült und dort abgeſetzt wurden. Die Mündungen der Höhlen und Grotten liegen oft 100 — 1000 Fuß über dem Niveau der Thalſohle oder des nächſten Waſſerſpiegels. Deßhalb müſſen die Diluvialſtröme einen weit höheren Waſſerſtand und eine viel größere Waſſermenge gehabt haben.

Lange Zeit nahm man an, daß die ausgeſtorbenen großen Thiere nicht mehr mit dem Menſchen zuſammengelebt hätten. In den letzten Jahrzehnten iſt es jedoch bis zur Evidenz nachgewieſen, daß der Menſch noch ein Zeitgenoſſe des Mammuth, Rhinozeros und Höhlenbären und anderer ausgeſtorbener Thiere war. Dies beweiſen die Höhlenfunde bei Lüttich, ferner in Aurillac am Abhang der Pyrenäen, und endlich die Entdeckungen in Schwaben. Der Kürze halber wollen wir blos die letzteren etwas näher anſehen. Beim Anlegen eines Grabens in der Nähe von Schuſſenried (Station zwiſchen Ulm und Friedrichshafen) fand man in dem diluvialen Schutt eine Grube, in welcher ſich eine große Menge von Küchenabfällen und einiges Hausgeräth eingehüllt in eine ziemlich dicke Schicht von Moos vorfand. Dr. Fraas hat den Fund unterſucht und in den Jahresheften des Vereins für vaterländiſche Naturkunde in Württemberg 23. Jahrg. S. 49 darüber Bericht erſtattet.

Die Knochen gehörten vorzugsweiſe dem Rennthier an, und zwar mögen es ſolche von mehreren 100 Individuen geweſen ſein. Auch fanden ſich zerſchlagene Knochen von 3 Pferden und einem Ochſen, von Bären, Wölfen, Füchſen und Haſen; ebenſo waren Schwäne und Moorenten vertreten.

Die Geräthe beſtanden aus Stein, Bein und Horn. Von Steingeräthen waren wohl 600 Stücke aus Feuerſtein vorhanden, die als Hackmeſſer dienen ſollten. Nadeln, Pfriemen, Angelhacken aus Rennthiergeweihen verfertigt traf man in größerer Menge. Das Moos war ein ſolches, das nahe an der Schneegrenze der Alpen gefunden wird. Offenbar ſind dies Ueberbleibſel einer Niederlaſſung der älteſten Bevölkerung, die von der Jagd lebte und noch keine

Metalle kannte. Thiere und Pflanzen weisen auf ein kälteres Klima hin, das am Ende der Eiszeit dort sehr natürlich war. Auf ähnliche Schlüsse führen uns die Pfahlbauten in den Schweizer Seen, die Funde an den dänischen und skandinavischen Küsten, die alle die Existenz des Menschen beweisen. Während die Existenz eines tertiären Menschen als unerweisbar anzusehen ist, ist die Existenz des diluvialen Menschen außer Frage gestellt. Die Eiszeit stellt aber nur das Mittelalter des Diluviums dar, indem ihr größere Zeiträume vorausgehen und nachfolgen, wie wir bezüglich des letzteren Punktes gleich zeigen werden. Das Auftreten des Menschen nach der Eiszeit ist erwiesen.*)

Soviel über die paläontologischen Erscheinungen der Diluvialperiode; es erübrigt noch die stratigraphischen Verhältnisse des Diluviums eines Augenmerks zu würdigen.

§ 6. Das Geschiebe und der Löß.

Oft vermengen sich die nicht erratischen Diluvialerscheinungen mit den erratischen, so z. B. in Norddeutschland, wo zwischen den Irrblöcken ein Rhein- und Elb-Diluvium in den Flußthälern bemerkbar ist. In den ehemaligen Gletscherrevieren tritt dagegen das nicht erratische Diluvium als Fortsetzung des erratischen auf. Betrachten wir zwei Diluvialbildungen, das Geschiebe und den Löß.

Von den Gebirgskämmen abgesehen tritt das Gestein der Erde meist nicht zu Tage, sondern das Festland der Erde ist mit einer Schichte von Verwitterungen bedeckt, die sich zerreiben und in feuchtem Zustand kneten läßt. Diese Decke heißt Krume, Löß, Lüre, Boden, Lehm, und wechselt in einer Dicke von wenigen Zoll bis zu 100 Fuß und darüber. Untersucht man den Boden, so enthält er in verschiedenen Mischungsverhältnissen Quarz, Thon, Kalk, Alkalien Kochsalz, Eisen nnd in Folge von Verwesung thierischer und pflanzlicher Körper phosphorsauren Kalk und s. g. organische Substanz. Alle Gebirgsarten der Welt geben in ihrem letzten Stadium der Verwitterung Material zur Bildung von Humus oder Boden. Der silurische Kalk oder Muschelkalk, Jura oder Tertiärgestein, Thone oder Sandsteine: jede Gebirgsart wird zuletzt Lehm. Der Boden ist eine

*) Vergl. Pfaff Schöpfgsgesch. S. 6

Fülle von Leichen der Steine, denen erst das neue wahre Leben entsproßt.

Unter dem Löß, zumal in Flußthälern befindet sich eine andere diluviale Ablagerung, welche die Namen Driftkies, Geschiebe, Gerölle führt. Der Rollkies verdankt den Flüssen selbst seine Entstehung, denn regelmäßig besteht er aus den Steinarten, die in dem betreffenden Flußgebiet heimisch sind. Man kann an den Thalabhängen der Flüsse eine ganze Reihe solcher Kiesablagerungen aufzählen und zwar oft bis zu einer solchen Höhe hinauf, daß auch die höchsten Ueberschwemmungen der Jetztzeit jene obern Schichten lange nicht mehr erreichen. Die paläontologischen und archäontologischen Einschlüsse weisen alle auf die Mammuthszeit und die Periode der Steinwerkzeuge hin. Alle unsere Flüsse waren früher vielmal stärker und reißender als heute. Zur Zeit ihres höchsten Wasserstandes setzten sie den Kies am obersten Thalrande ab, schwemmten ihn auch in die Hochebene hinaus. Je tiefer sie sanken und ein Bett sich gruben, desto tiefer setzten sie auch ihre Kiesablagerung ab.

„Um den Anfang der Mammuthszeit" sagt E. Dupont, der Erforscher des belgischen Maaslandes, „hatte das Bett der Maas in der Gegend von Dinant eine Breite von 12 Kilometer, zu Ende derselben war es nur noch 400 Meter breit Im folgenden Zeitraum machte der Strom nicht nur keine Eroberungen, er schrumpfte mehr und mehr zusammen, füllte sein ehemaliges Bett theilweise wieder aus, und schränkte dasselbe durch Anschwemmungen ein. Der majestätische Strom, der einst in der Provinz Namur eine Breite von 12 Kilometer besaß, dessen Gewalt selbst das härteste Gestein überwand und es bis in einer Tiefe von 150 Meter ausgewaschen hat — die Maas hat gegenwärtig eine Breite von nur 60 Metern und ihr Wasserstand reicht zu gewissen Zeiten des Jahres für die Schifffahrt nicht mehr aus. Dahin ist ihre Herrlichkeit." Nach Belgram hatte ehedem die Seine in der Gegend von Paris 6 Kilometer in der Breite und reichte bis ungefähr 37 Meter über ihren jetzigen Wasserstand hinan, während nach E. Sandberger der Rhein bei Straßburg 48 mal so viel Wasser vorbeiführte wie jetzt bei Hochwasser, und nach Prof. Sueß die Donau das ganze Wiener Becken vom Manhardsberg bis an die kleinen Karpathen in einer Höhe von 200 Metern ausfüllte.*)

*) Vgl. Stimmen v. M. L. 1878, 8 S. 267.

Und wir dürfen ja nicht glauben, daß die Flüsse nur einmal oder vorübergehend eine solche Höhe erreicht haben und dann rasch tiefer auf ihr jetziges Niveau gesunken seien. Diese ungeheure Stärke unserer Ströme ist eine ganz natürliche Folge der ungeheuren Ausdehnung der Gletscher, aus welchen täglich bei der feuchten Beschaffenheit des Klimas durch Abschmelzen eine Masse Wasser abfließen mußte, und wie die Gletscherperiode lange andauerte und öftere Fort- und Rückschritte machte, ebenso mußte auch die Höhe der Flüsse länger andauern und zuweilen von hohen Ueberfluthungen begleitet gewesen sein. Das Gletschereis hat auch die Felsen zu Sand zerrieben und die ungeheuren Ströme, die den Gletschern entquollen, haben ihn weit in die Ebenen hinausgeführt. Man hat berechnet, daß ein Kubikmeter des Wassers der Aar beim Austritt aus dem Gletscher 142 Grm. Sand enthält und daß in 24 Stunden 285,347 Kilogramm oder 1400 Ctn. Sand mit der Aar den Gletscher verlassen. Im Bereich von wasser- und moraſtreichen Strömen halten sich Elephanten, Flußpferde und Nashörner gerne auf, und die Höhlenfunde, welche aus Knochen genannter Thiere bestehen, sind somit nichts Auffallendes. Die diluvialen Ablagerungen in denselben beweisen aber, daß die Ueberschwemmungen wiederholt den obern Rand der Flußthäler erreicht haben. „In dem durch den Fluß in diesen Höhlen aufgeschwemmten Lehm lassen sich nun mehrfach verschiedene, knochen- und geräthhaltige Lagen unterscheiden, die durch andere knochenfreie wohl auch durch Stalagmit-Lagen von einander getrennt sind. Man zählt solcher scharf abgegrenzter, aufeinanderfolgender Knochenschichten mitunter vier, fünf, sieben.“ *). Natürlich weist dies alles auf lange Zeiträume hin und wer gewillt war, in den Ueberresten der verschiedensten Thierarten, die in Höhlen zusammengeschwemmt oder auch vom Menschen dahin geschleppt worden sind, einen Beweis für die Sündfluth zu erblicken, der ist jetzt in der glücklichen Lage, gleich sieben Sündfluthen aus den Knochenhöhlen beweisen zu können.

Fassen wir jetzt den Lös oder Lehm ins Auge. In Europa sind die Lehmschichten oft von sehr geringer Mächtigkeit und erreichen nur selten die Höhe von 600 Fuß. In Asien dagegen soll es Lehmschichten von 1800—2000 Fuß Mächtigkeit geben. Wir sprachen

*) L. Hummelauer, Stimm. v. M. Laach 1875 S. 275.

eben bei der Kiesablagerung, daß den Gletschern eine so gewaltige Sandmasse entführt werde. Lyell glaubt auf dieselbe Weise die Bildung des Lößes erklären zu können. Unter dem Namen Löß wurden zuerst die obersten lehmigen Lager des Rheinthales zwischen Basel und Mainz bezeichnet, welche im Ganzen sehr arm an organischen Resten, nur jetzt lebende Landconchylien hie und da auch Mammuth- und Rhinozeros-Knochen enthalten. Später fand man, daß ganz ähnliche Lager sich in allen Seitenthälern des Rheins finden. ja daß sie bis zu nicht unbeträchtlichen Höhen (am Kaiserstuhl bis zu 1600 Fuß) hinaufsteigen, daß sie auch rheinabwärts bis nach Belgien hinein vorkommen und die Höhen der Eifel zum Theil überdecken. Die Dicke dieser Lehmlager ist hier und da sehr beträchtlich, zwischen Darmstadt und Heidelberg z. B. 200 Fuß. Aehnliche Massen findet man überall im Donaugebiet.*)

Vielfach wird die Lehmbildung mit der Geröllablagerung als gleichzeitig angesehen. Das gröbere Geschieb lagert der Fluß zuerst ab und die feineren Theile, die den Lehm bilden, muß er höher ablagern. Sehr oft findet sich auch in den Flußthälern die Erscheinung, daß auf das gröbere Geröll allmählig feinerer Sand gelagert ist, der allmählig in Löß oder Lehm übergeht. Auch die eingeschlossenen Thiere aus der Mamuthszeit sprechen für die Gleichzeitigkeit und Einheitlichkeit der Ablagerungen. Hören wir noch das Urtheil eines competenten Fachmannes über die Diluvial-Lehmbildung. Es dient zur Ergänzung der obigen Theorie, wo hauptsächlich von den Wirkungen der Flüsse die Rede war, die aus Gletschern kommen. Oskar v. Fraas behauptet gleichfalls, daß das Geröll, Geschieb, Sand, Kies, Lehm, Löß nichts anderes als lauter Verwitterungen seien und sich in dem feuchten Klima der Pliocäne viel rascher und in größerer Massenhaftigkeit gebildet haben. „Der Lehm ist in Sicherheit das Ende der Steine ... und ganz sicher wesentlich das Product des Regens, d. h. der immer etwas Kohlensäure enthaltenden Regentropfen, die nach und nach ganz kleine Theile vom Gestein abschwemmen. Noch nie haben große Fluthen, Ueberschwemmungen, Gießbäche und ähnliche mit Vehemenz sich über die Länder wälzenden Wogen Lehm gebildet. Wohl sind Fluthen im Stande schon vorhandene Lehmlager aufzuwühlen und als feinen Schlick mit den Wassern fortzureißen, um ihn in der Niederung niedersinken zu lassen. Auf den Höhen

*) Pfaff. Neueste Forschg. S. 81.

einer schwäbischen Alb aber, die keine höheren Berge über sich oder hinter sich hat, von denen die Fluthen den Lehm-Schlick hätten herbeiführen können, ist die Entstehung des dortigen Lehms durch die Ueberschwemmung durchaus undenkbar. Einen ganz positiven Beweis der Bildung auf dem langsamen Weg der Jahrtausende, einfach in Folge des Einflusses der Atmosphäre, liefern die Schneckenhäuser im Lehm. Stellenweise füllen sie den Lehm in solcher Menge . . zu Milliarden von oben bis unten, daß sie dem an sich kalkarmen, häufig ganz kalkfreien Lehm mit ihren Kalkschalen einen oft recht beträchtlichen Gehalt an kohlensaurem Kalk mittheilen. Wie in aller Welt wäre es möglich, daß eine überschwemmende Fluth, die Ursache solcher Gebilde wäre? Wo existirten je zur selben Zeit eine solche Berge füllende Menge von Schnecken, deren Gehäuse fußhoch die Oberfläche auf meilenweit bedeckt hätten, und wenn sie je existirt und die Wasser sie fortgeführt hätten, ist eine so ruhige gleichmäßige Vertheilung der Schalen durch die ganze Lehmmasse eine Sache der physikalischen Unmöglichkeit. . . Es bleibt ihm, ob er auch Anfangs erschrocken an die Zahl der Jahrtausende denkt, die eine Bildung durch Regen voraussetzt, schließlich nichts Anderes übrig, als sich dem Gedanken gefangen zu geben, daß schon Jahrtausende vor dem Geschlecht der sterblichen Menschen auf derselben Oberfläche die Geschlechter der Mammuthe bis herab zum Geschlecht der Schnecken auf grünem Grund gelebt und gestorben, und daß nur der langsame aber sichere Zahn der Zeit an den Steinen genagt und der Regen das abgenagte Material über den Boden gelegt habe." *)

Wir mögen die Diluvialerscheinungen von der einen nach der andern Seite ins Auge fassen, das Glacialphänomen, die paläontologischen Verhältnisse, Knochenhöhlen, Fluthablagerungen, Lehmbildung: von allen Seiten drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß die Diluvialperiode Jahrtausende gedauert haben muß. Nachdem wir die Wirkungen und Erscheinungen des Diluviums kennen, wollen wir zum Schluß noch die Ursachen der Gletscherbildung oder der Eiszeit genau kennen lernen.

§ 7. Ursachen der Eiszeit.

Gletscher entstehen, wenn der Winterschnee beständig an einer Stelle nicht ganz schmilzt, wenn über der Schneegrenze bedeutende

*) Vor der Sündfluth. S. 442.

Mulden liegen, in welchen ſich der Schnee anhäuſen kann und wenn mit dieſen Mulden Thäler in Verbindnng ſtehen, durch welche der zu Eis gewordene Schnee ſich thalabwärts bewegen kann. Eine feuchte gleichmäßige Witterung (oceaniſches Klima) begünſtigt die Gletſcherbildung, trockene Luft mit kalten Wintern und warmen Sommern wirkt zerſtörend auf dieſelben, weßhalb die Alpengletſcher bei regneriſchem Sommer voranſchreiten und bei heißem Sommer zurückgehen. Die Südpolargegend iſt wegen des Eiſes viel unzugänglicher als der Nordpol, weil letzterer mehr vom Feſtland, erſterer mehr vom Ocean umgeben iſt. Während der Aargletſcher auf 3000 Fuß Höhe ſein Ende erreicht, ſteigen die Eisſtröme in Patagonien unter gleicher geographiſcher Breite nahezu bis ins Meer herab. In Neuſeeland ſteigen die Gletſcher unter dem 44. Grad ſüdl. Breite von den 8000 Fuß über dem Meere gelegenen freien Feldern bis zu 1500 in die Thäler herab. Auf der Nordſeite des Himalaya treten ſie auf 14,400 Fuß zurück, während ſie auf der dem Meere zugewandten Seite bis auf 11,000 Fuß herabſteigen. Auf die Gleichmäßigkeit und Ungleichmäßigkeit des Klimas übt den entſcheidendſten Einfluß die Art der Vertheilung von Land und Meer. Während auf dem Continent die Sommer heiß ſind, iſt an der See das Klima ſehr gemäßigt. Die mittlere Sommerwärme und Winterkälte iſt gering, während der Unterſchied auf dem Continent beträchtlich iſt. Die Meerluft iſt feucht und gemäßigt, die Luft im Binnenland trocken und kalt oder warm.

War nun früher die norddeutſche Ebene vom Meer bedeckt, ſo waren die klimatiſchen Verhältniſſe Skandinaviens ähnlich den heutigen in Südamerika und deßhalb konnten dort wie hier die Gletſcher auch ins Meer herabſteigen. Nun iſt die Blockvertheilung im nördlichen Deutſchland, ſowie auch die Bodenbeſchaffenheit ein unumſtößlicher Beweis dafür, daß in der quaternären Zeit ein großer Theil des europäiſchen Tieflandes noch vom Meer bedeckt war. Anderſeits aber liefert die untergegangene Flora und Fauna den Beweis, daß der Canal zwiſchen Frankreich und England noch nicht exiſtirte, (man vergleiche nur die Kalkfelſen bei Calais und Dower) und England noch mit dem Continente zuſammenhing. Die aus dem Schooß des atlantiſchen Oceans hervorragenden Inſelgruppen von Jan Mayen bis Triſtan da Cunha ſind faſt lauter Vulcane und Zeugen dafür, daß in dieſem Meer ein tertiärer Continent begraben liegt. Die Profeſſoren Unger, Martins und Heer ſind der Anſicht,

daß das Verſinken des großen miocänen Continents (Atlantis) wahrſcheinlich gleichzeitig mit der Hebung der Alpen erfolgte, die ſich bis zum Ende der Diluvialzeit fortſetzte. Hierdurch wird eine alte Sage glaubwürdiger, die wir im Timäus und Kritas leſen. Plato hörte nämlich von egyptiſchen Prieſtern, daß außerhalb der Säulen des Herkules ſich eine Inſel befunden, größer als Aſien und Libyen zuſammen, bewohnt von einem kräftigen Volk, bekleidet von einer üppigen Vegetation, belebt von Heerden großer Elephanten, und daß ſpäter ein Erdbeben und eine Fluth gekommen und die Inſel verſunken ſei. Während des Tertiärs hing Griechenland im Oſten mit Kleinaſien zuſammen, und die Cycladen und Sporaden ſind nur die höchſten Gipfel des verſunkenen Feſtlandes. Es ſteht ferner feſt, daß die Elephanten aus Afrika über Spanien nach Europa einwanderten. Das adriatiſche Meer war ein Tiefland mit einzelnen Binnenſeen, welche die Alpenflüſſe aufnahmen. Dagegen war die ganze Wüſte Sahara ein großes Meer und wahrſcheinlich ſtand ganz Nordafrika unter Waſſer, ſo daß im Gebiet der Alpen größere Feuchtigkeit und geringere Sommerwärme bedingt wurde als gegenwärtig, wodurch das Abſchmelzen der Gletſcher ſich verringerte. Daniel, auch A. v. Humboldt nehmen an, daß der kaſpiſche See mit dem nördlichen Meere und auch mit dem ſchwarzen zuſammengehangen habe. Vielleicht hängt dieſe arolo-kaſpiſche Erdſenke von 200,000 Quadratmeilen mit der Erhebung des Kaukaſus zuſammen.

Wie die atlantiſchen und griechiſchen Inſeln die höchſten Höhen untergegangener Continente bezeichnen, ſo ſind die malayiſchen Inſeln wahrſcheinlich auch noch Trümmer eines doppelten Feſtlandes, wovon das eine die Fortſetzung des hinterindiſchen, das andere des auſtraliſchen Continents war, und nicht mit Unrecht bringt Wallace die beiderſeitige Senkung des Bodens mit der weitgreifenden Thätigkeit der zahlreichen Vulkane jener Inſeln in Verbindung.

Hören wir P. v. Hummelauer: „Europa hatte einen weit mehr inſel- und halbinſelartigen Bau. Anſtatt mit Aſien auf der ganzen Breite des ſarmatiſchen Tieflandes verwachſen zu ſein, hing es mit dieſem Erdtheil nur durch einen ſchmalen Steg an der Stelle des heutigen Bosporus zuſammen. Skandinavien war eine Inſel, die niederrheiniſch-baltiſche Tiefebene ein Meeresboden, das vereinigte caspiſche und ſchwarze Meer ſtand einerſeits mit dem Polarmeer, das einen großen Theil des ſibiriſchen Tieflandes bedeckte,

Digitized by Google

anderseits mit dem Hanhai in Verbindung, jenem Binnenmeer, welches die Stelle der Wüste Gobi und des Tarimbeckens einnahm. Der persische Meerbusen reichte über den größten Theil Mesopotamiens herein und die Adria über das ganze Pothal, und fand sich auch ein Theil des gegenwärtig durch das Mittelmeer ausgefüllten Flächenraums über dem Meeresspiegel erhoben, so war dafür die Sahara, jetzt die Brutstätte des sengenden Südwindes, ein Meer. Welchen Einfluß mußte nun eine so veränderte Theilung von Land und Meer auf das Klima, zunächst Europa's üben? Mit Ausnahme Westeuropa's ist das Klima unseres Erdtheils ein mehr oder weniger continentales. Wie ganz anders mußte dem sein im pliocänen Europa? Wohl übte schon damals der atlantische Ocean seinen mildernden Einfluß auf unser Klima; aber auch die aus dem äquatorialen Afrika herüber wehenden Südwinde wurden bei ihrem Fluge über das Saharameer gekühlt und mit Feuchtigkeit geschwängert; ebenso erging es dem jetzt so kalten und trockenen Nordostpassatwinde, der Mitteleuropa nur über das damalige sarmatisch-baltische Meer erreichen konnte; ebenso den von Asien kommenden Ostwinden. So war Europa ein sehr feuchtes, gleichmäßiges und darum auch mildes Klima gesichert."*)

„Die Eiszeit", so resumirt G. de Saporta seine Untersuchung, „verdient ihren Namen einzig im Sinne einer durch bedeutende Gletscherentwickelung nicht aber durch allgemeine, außerordentliche Kälte gekennzeichnete Periode. Vielmehr mußte in den die Gletscher nicht unmittelbar berührenden Landstrichen gerade der größten Ausdehnung der Gletscher ein sehr mildes Klima entsprechen, gemäßigter, wärmer, vor allem aber feuchter, als das unsrige. . . Und in eben dem Maße, als nachträglich die Feuchtigkeit und mit ihr die Gletscher schwanden, war auch das Klima trockener, kälter, continentaler."**)

Die jetzt lebende Fauna auf Spitzbergen stimmt mit der vorweltlichen von Norwegen überein. Würde heute der Golfstrom hinwegfallen, so würde nach Fraas die mittlere Jahreswärme Norwegens und Großbritanniens so weit herabgesetzt, daß diese Länder wieder in ihre frühere Eiszeit zurückfallen müßten. Umgekehrt: Als der Golfstrom nach Kamtschatka und Sibirien hinüber strömte, waren

*) A. a. Ort S. 180 und 181.

**) Rede auf dem Congreß zu Stockholm 1874.

dieſe Länder befähigt, ſo ungeheure Mengen von Maſtodonten, Elephanten und anderen ſüdaſiatiſchen Thieren zu ernähren, wie ſie ſich dort jetzt größtentheils im gefrorenen Erdboden vorfinden und das Eintreten der jetzigen Eiszeit Nordaſiens hat eben auf jener Schließung der Meerenge von Panama beruht, wodurch der Golfſtrom ſeither rückwärts, nach den Küſten Weſteuropa's, gelenkt wurde. Bekanntlich beruft man ſich auf die eingefrorenen Elephanten in Rußland als Zeugen der Sündfluth, da ſie blos durch eine plötzliche Kataſtrophe ihren Untergang finden konnten. Wir überlaſſen es dem geneigten Leſer ſelbſt zu entſcheiden, welche Erklärung beſſer ſei. Würde der Golfſtrom in einer anderen und neuen Richtung fließen, ſo würde die mittlere Temperatur Europa's um 6—7 Grad fallen. Bezüglich der Sahara-Wüſte ſagt Dr. Fraas: „daß die Sahara ihre Entſtehung keiner älteren Epoche verdankt . . . iſt conſtatirt. Neben tertiären Muſchelſchalen liegen moderne, noch in den nächſten Meeren lebende Formen in der Wüſte umher . . . . Als dieſe ungeheure Wüſte noch unter Waſſer ſtand, trieb kein Sirocco ſeinen auf weiten Flächen brennenden Sandes erhitzten Athem über das Mittelmeer, die Südwinde waren vergleichsweiſe kalt und erlaubten dem Alpenſchnee auch auf der Südſeite der Alpen ſich in einer Ausdehnung anzuhäufen, für welche heutzutag nur noch die coloſſalen Dimenſionen der Moränen ehemaliger Gletſcher Zeugniß ablegen. . . . Kurz gefaßt: die Entſtehung der Eiszeit war die einfache Folge der Configuration der Gebirge der Formung der Continente zur nachtertiären Zeit, bei der wir eine Verbindung der Oſtſee mit dem weißen Meer einerſeits und einen Zuſammenhang Englands mit dem Feſtland anderſeits zu Hilfe nehmen, was beides in geologiſchen und orographiſchen Beobachtungen begründet iſt.“*)

§ 8. Verhältniß der Sündfluth zu dem Diluvium.

In welchem Verhältniß ſteht nun die Sündfluth zu den geſchilderten Diluvialerſcheinungen? Dieſe Frage iſt bereits zu Anfang des letzten Jahrhunderts erörtert worden. Die verſteinerten Pflanzen und Thiere oder Foſſilien wurden damals für Reſte aus der Sündfluth gehalten, und eifrige Theologen nahmen ſie im höchſten Sieges-

*) Fraas, a. a. O. S. 433 ff.

gefühl für ſchlagende Beweiſe der moſaiſchen Erzählung. Die Naturforſcher kamen in Verlegenheit und griffen zu ganz abſurden Erklärungen, indem ſie die Foſſilien für unorganiſche Naturſpiele ausgaben. Als man dem Dr. Lentilius in Stuttgart 1709 die Schneckenſchalen aus dem Lehm von Steinheim bei Heidenheim zeigte, behauptete er, das können keine Reſte lebender Thiere ſein. Es entſpann ſich in Folge hiervon der erbittertſte Kampf zwiſchen Theologen und Naturforſchern. Zu gleicher Zeit entdeckte der Tübinger Profeſſor Dr. Cammerer in Heidenheim neben Millionen ſichtbarer Schnecken Billionen unſichtbarer, nur mit dem Vergrößerungsglas zugänglicher Schälchen, die ganz undenkbar durch jene wilde Noachiſche Fluth ſo regelmäßig abgelagert ſein konnten, doch zog er ſich aus dem Streit mit den denkwürdigen Worten zurück: „Die Wahrheit der allgemeinen Sündfluth iſt zwar weltbekannt, aber wer Moſes und den Propheten nicht glaubt, wird auch durch dieſe figurirten Steine nicht überzeugt. Ihr habt, rief er den ſiegestrunkenen Sündfluthsmännern zu, noch das Fegfeuer der Zukunft durchzumachen, ehe ihr ins Elyſium der Wahrheit eintreten dürft.“ *)

Dieſes Fegfeuer kam bald. Cuvier (1769—1832) zeigte in ſeinem „Discours sur les révolutions de la surface du globe“, daß nicht blos eine, ſondern ſchon viele Kataſtrophen über die Erde hinweggegangen, alle Geſchöpfe erloſchen und neue erzeugt worden ſeien. Uebrigens hielt er die Sündfluth nicht für univerſell, ſprach aber doch mit größter Beſtimmtheit von geologiſchen Beweiſen für die Wirklichkeit derſelben. Buckland beſchränkte 1823 in ſeinen „Reliquiae diluvianae“ die Spuren der Sündfluth dahin, daß dieſelben nur in den oberflächlichen Anhäufungen von Lehm und Schutt, nicht aber in älteren geſchichtetem Geſtein geſucht werden dürfen. Während Scheuchzer noch, gleichviel ob in den Sauriern der Jurazeit oder den Salamandern des Tertiärs und ein Prälat Hiemer in den Pentacrinen des Lias die Zeugen der großen noachitiſchen Fluth erblickten — bekanntlich hat dies P. Boſizio wieder im J. 1877 verſucht — gab Buckland nur noch die Mammuthe und Höhlenbären zu. Die Foſſilien des geſchichteten Gebirgs fielen ihm in die Zeit des bibliſchen Sechstagewerkes; nur die Foſſilien des Lehms wurden in die Sündfluth verlegt.

---

*) Quenſtedt, Schöpfg. der Erde S. 19.

Diese Ansicht Bucklands fand sogar bei streng bibelgläubigen englischen Geologen (Jameson, J. Fleming) solchen Widerspruch, daß er sich im Jahr 1836 zu einem Widerruf entschloß. „Es ist wahrscheinlicher, daß jene gewaltige Ueberschwemmung, deren Beweise ich 1823 zusammgestellt habe, nicht mit der in der Geschichte genannten zusammenfällt, sondern die letzte der großen geologischen Revolutionen war, die durch gewaltsamen Einbruch des Wassers hervorgebracht wurden. Man hat gegen den Versuch dieses große geschichtliche und jenes große Naturereigniß zu identificiren, mit Recht eingewendet, daß eine vergleichungsweise so ruhige Ueberschwemmung und ein so kurzes stufenweises Steigen und Fallen der Wasser, wie die Noachitische Fluth nach der Beschreibung der Bibel war, nur eine verhältnißmäßig geringe Veränderung in der überschwemmten Gegend bewirken konnte". Die Engländer leisten überhaupt auf dem Felde der Geologie ganz Bedeutendes und sind dabei vielfach ganz streng bibelgläubig. Die Rückzugsbewegung, die Buckland angetreten hat, ist unterdeß beträchtlich verstärkt worden. Zum Beweis hierfür mögen noch zwei Urtheile englischer Geologen Platz finden, die auch Reusch bereits mitgetheilt hat.

„Ich habe früher", sagt Greenough, „ausschließlich auf physicalische und geologische Gründe hin die Ansicht ausgesprochen, daß die ganze Erde zu einer Zeit, die nicht bestimmt angegeben werden könne, von einer allgemeinen aber vorübergehenden Fluth bedeckt gewesen sei. Es sind seitdem viele neue Data bekannt geworden, und ich muß meine frühere Erklärung zurücknehmen. Ich bin überzeugt, wenn vor 5000 Jahren eine Fluth die ganze Erde überschwemmt hat, so können ihre Spuren jetzt nicht mehr von denen neuerer und localer Störungen unterschieden werden." In ähnlicher Weise hat ein anderer englischer Geologe seine Zustimmung zu der älteren Ansicht von dem Diluvium öffentlich zurückgenommen. „Ich glaube, ein wichtiges negatives Ergebniß haben wir jetzt sicher gewonnen: daß die ungeheuren Massen von Diluvialkies, welche fast über die ganze Erde ausgebreitet sind, nicht von einer einzigen gewaltigen und vorübergehenden Fluth herrühren. Es war sehr voreilig, wenn wir die Gleichzeitigkeit aller dieser Ablagerungen annahmen. Wir fanden die deutlichsten Spuren von diluvialen Ereignissen, und wir hatten in unserer hl. Geschichte den Bericht von einer allgemeinen Fluth: auf dieses doppelte Zeugniß hin faßten wir eine große Reihe von Phänomenen, von denen wir noch keines vollständig begriffen, unter

dem Namen Diluvium zusammen. Ich habe selbst die Meinung gehegt und verbreitet, die ich jetzt als eine wissenschaftliche Ketzerei ansehe. Ich nehme sie jetzt also förmlich zurück. Es war gefehlt, daß wir verschiedene unbekannte Formationen unter einem Namen zusammenfaßten, sie auf einen gemeinsamen Ursprung zurückführten und ihre Zeit bestimmten." (Sedgwick)*). Andere ähnliche Aeußerungen englischer und amerikanischer Geologen theilt John Pye Smith mit. Güttler äußert sich in seinem schönen Buche**) also: „Unter diesen Umständen möchte es ein gewagtes, wenn nicht ganz unfruchtbares Unternehmen sein, die erratischen Blöcke mit der biblischen Fluth in Verbindung zu bringen. Stellt die Eis- und Gletscherperiode eine längere homogen verlaufende Entwicklungsperiode des Erdkörpers vor, dann ist jeder Parallelismus illusorisch. . . . Ganz sicher darf man aber die Gesammtheit der erratischen Erscheinungen nicht mehr als thatsächliche Beweise für eine allgemeine, mit der Vernichtung alles organischen Lebens verbundene Ueberschwemmung aufführen. Der Versuch Wiseмans, die Allgemeinheit der Fluth an den erratischen Blöcken nachzuweisen, muß als veraltet aufgegeben werden."***)

Der letzte Satz verdient namentlich alle Beachtung. Wiseмans „Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Offenbarung" ist durch Haneberg's und Weinhart's Uebersetzung in Deutschland schon in 3. Auflage verbreitet, und seine Ansichten über den in Frage stehenden Punkt sind auch in manche populäre apologetische und homiletische Bücher übergegangen, aber es wäre sehr an der Zeit, dieselben nicht mehr zu wiederholen und zu vertreten. Da das Auftreten des Menschen noch in die Diluvialperiode hereinfällt, wie die Höhlenfunde beweisen, so wollen wir ja keineswege in Abrede stellen, daß die historische Sündfluth mit den Diluvialfluthen in irgend einem Zusammenhang stehen kann, aber man darf das biblische Diluvium niemals mit dem geologischen identificiren, und die Beweise für das letztere sind noch keineswegs Beweise für das erstere. Alle Erscheinungen des geologischen Diluviums, die erratischen, die ein mehrmaliges Vor- und Rückwärtsschreiten der Gletscher anzeigen, die verschiedenen Schichten nicht nur in den Höhlenablagerungen, sondern in Kies, Sand Lehm ꝛc., kurz sämmtliche

*) Siehe Reusch. Bibel und Natur, 4. Aufl. S. 277.

**) The relation etc. S. 109.

***) Naturforschung und Bibel S. 265.

Merkmale der Diluvialperiode sind ebenso viele Proteste gegen die Identificirung des geologischen Diluviums mit dem historischen.

Es ist also gar nicht anzunehmen, daß die menschlichen Knochen, welche in Höhlen gefunden würden, von Opfern des göttlichen Strafgerichts herrühren. Unmöglich ist es gerade nicht, daß Nachforschungen in Asien noch solche Beweise liefern könnten, aber wahrscheinlich ist es nicht. Knochen von Zolldicke werden nach 3—400 Jahren in Folge des Regenwassers vollständig aufgelöst. Nur wenige Knochen könnten sich an Orten erhalten haben, wo sie sofort von einer dicken Lehmschicht bedeckt wurden. Es läßt sich aber kaum erwarten, daß eine so kurz dauernde Wasserbedeckung irgend welche Spuren hinterlassen habe, die nicht längst wieder verwischt wären. Die Größe der Sündfluth soll ja nicht herabgesetzt werden, und stellenweise mag sie bedeutende Wirkungen ausgeübt haben, wo sie in Thäler einbrach, die Erdoberfläche aufriß, Steine und Felsen mit sich fortriß, aber ob wir nach mehr denn 6000 Jahren noch Spuren davon finden können, ist nicht wahrscheinlich. Nur an solchen Punkten, wo große Wasser längere Zeit ruhig stehen bleiben, können sich geregelte geschichtete Niederschläge bilden, die uns einen Beweis von einer Wasserbedeckung an die Hand geben und durch organische Einschlüsse einen Schluß auf die Zeit gestatten, in der sie statt fand.

An den Schichten der älteren Formationen sehen wir, daß oft eine lange Reihe von Jahren nöthig war, bis sich nur eine Schichte von einigen Zoll bildete. Die Art und Weise, wie wir darin die eingeschlossenen Thiere finden, bürgt dafür. So finden wir z. B. junge und alte Generationen von Austern neben und über einander. Die Thiere sind aber festgewachsen, haben ihren Ort gar nicht ändern können, hätten demnach auch kein hohes Alter erreichen können, wenn die Niederschläge sich rasch gebildet hätten. Oft haben sich Thiere auf Theilen anderer Thiere, die im Gestein steckten, z. B. auf Belemniten, angesiedelt und sind nachher gleichfalls versteinert. Das erste Thier mußte also vorher gänzlich versault sein, ehe sich auf seinem Knochengerüst ein anderes ansiedeln konnte, und zwar durfte in dieser Zeit kein Niederschlag und keine Schichtenbildung erfolgen. Die Diluvialschichten erreichen aber, wie wir hörten, zuweilen eine Mächtigkeit von 300 Fuß. Zu ganz ähnlichen Schlüssen sind wir berechtigt, wenn wir die Millionen und Millionen Schnecken ins Auge fassen, die in den diluvialen Lehmschichten eingeschlossen sind.

Bei einer kurz dauernden reißenden Ueberfluthung laſſen ſich weder die Schichten, noch ſo regelmäßige Einſchlüſſe erklären. Wir müſſen alſo ſtreng das geologiſche Diluvium vom hiſtoriſchen unterſcheiden und dürfen das eine nicht mit dem andern identificiren. Dies zu zeigen war die Aufgabe unſerer Ausführung. In einer folgenden Broſchüre werden wir das Diluvium in der Tradition der Völker betrachten und das Diluvium der Bibel näher erklären.

Gesetzmäßige Lagerungsfolge und Altersreihe der sedimen-

Nach Dr. C. Fr. Naumann's
Lehrbuch der Geognosie. 1850—1873.

Känozoische Form-Gruppe.

XII. Quartär-Formation.
35. Alluvium, Alluvial- oder Recente Ablagerungen.
34. Diluvium, Diluvial- oder Pleistocäne Ablagerungen.

XI. Tertiär-Formation.
33. Pliocän } Neogen.
32. Miocän }
31. Oligocän } Paläogen.
30. Eocän }

Mesolithische Formations-Gruppe.

X. Kreide-Formation.
29. Senon, wirkliche Kreide und Aequivalente } Obere Kreide-Form.
28 Turon, Kreidemergel und Aequivalente }
27. Cenoman, oberer Grünsand, Quadersandstein }
26. Gault } Untere Kreide-Formation.
25. Neocom oder Hils }

IX. Wealden-Formation, Deister-Formation.
24. Wealdenthon.
23. Hastings-Sand.
22. Purbeck-Kalk.

VIII. Jura-Formation.
21. Weißer Jura.
20. Brauner Jura (Dogger).

VII. Lias-Formation oder Schwarzer Jura.
19. Obere Lias-Formation.
18. Mittlere „ „
17. Untere „ „

VI. Trias-Formation.
16. Keuper.
15. Muschelkalk.
14. Buntsandstein.

Paläozoische Formations-Gruppe.

V. Permische oder Dyas-Formation.
13. Zechstein (Magnesian limestone).
12. Rothliegendes, Todtliegendes (Lower red Sandstone).

IV. Steinkohlen-Formation.
11. Jüngere (limnische) Steinkohlen-Formation.
10. Aeltere (marine) Steinkohlen-Formation.
9. Kohlenkalkstein.

III. Devonische Formation. } Uebergangs-Formationen.
8. Obere devonische Formation,
7. Mittlere „ „
6. Untere „ „

II. Silurische Formation.
5. Ober-Silur.
4. Mittel-Silur.
3. Unter-Silur.

I. Cambrische Formation.
2. Obere Etage.
1. Azoische Schiefer.

Urgebirge.
Urschiefer-Formation, Urgneiß-Formation,
Granitische Eruptiv-Formationen.

tären Gebirgsglieder nach ihren geologischen Formationen.

Känozoische Formations-Gruppe.

Viertes Zeitalter.

Nach Dr. H. Credner's
Elemente der Geologie 1876.

XI. Quartär-Formation oder Aufgeschwemmtes Gebirge.

Periode des Mammuth und des Urmenschen. — 27. Alluvium oder jungquartäre Gebilde. 26. Diluvium oder altquartäre Gebilde.

X. Neogen-Formation oder Jüngere Tertiär-Formation:

Periode der Mastodont. — 25. Pliocän und Miocän.

IX. Aeltere Tertiär-Form., älteres Braunkohlengebirge.

Periode der Paläotherien und Nummuliten. — 24. Oligocän. 23. Eocän.

Mesozoische Formations-Gruppe.

Drittes Zeitalter.

VIII. Kreide-Formation oder Quadersandsteingebirge.

Periode der Hippuriten und der Krüppelformen: Hamites, Scaphites, Turrilites, Baculites, der Ammoniten und der ersten Laubhölzer. — 22. Senon, Schreibekreide oberer Quader. 21. Turon, mittlerer Quader. 20. Cenoman, unterer Quader. 19. Gault. 18. Neocom, Hils, Spotangenkalk. Unter Neocom, gleichzeitig 17. Wealdenformation mit Steinkohlenflötzen.

VII. Jura-Formation oder Oolithengebirge.

Periode der Nerineen, Ammoniten, Belemniten der Fisch- und Flugsaurier. — 16. Weißer oder oberer Jura (Malm) 15. Brauner oder mittlerer Jura. 14. Lias oder schwarzer Jura.

VI. Trias-Formation oder Salzgebirge.

Periode der Froschsaurier der ersten Ammoniten, Vögel und Säugethiere. — 13. Das Rhäth (Kösner Schichten) Keuper 12. Muschelkalk (Partnach-Schichten). 11. Buntsandstein (Werfner-Schichten) und (Gröbener Sandstein).

Paläozoische Formations-Gruppe.

Zweites Zeitalter.

V. Dyas- oder permische Formation.

Periode der ungleichschwänzigen Schmelzschupper. — 10. Zechstein-Formation. 9. Rothliegendes.

IV. Carbonische Formation oder Steinkohlengebirge.

Periode der Kryptogamen, der ersten Amphibien, Spinnen und Insecten. — 8. Productive Kohlenformation. 7. Subcarbonische Formation. 6. Kohlenkalk, Kulm.

III. Devonische Formation oder Oberes Grauwackengebirge.

Periode der Panzerfische und der ersten Landpflanzen. — 5. Oberdevon, Goniatitenkalk. 4. Mitteldevon, Eifelerkalk. 3. Unterdevon, Rheinische Grauwacke.

II. Silurische Formation oder Aelteres Grauwackengebirge.

Periode der Trilobiten, Cystideen und Graptolithen. — 2 Ober-Silur. 1. Unter-Silur mit der Primordialzone.

Archäische Form.-Gruppe.

Erstes Zeitalter.

I. Cambrische Formation.

Periode der ersten Anfänge des organischen Lebens. — Spärliche Tangen, einzelne Graptolithen (Oldhamia) spärliche Crinoidenreste.

Huronische Formation oder Urschiefergebirge.

Graphite organischen Ursprungs (?)

Laurentische Formation oder Urgneißgebirge.

Im Kalke der Gneißformation Eozoon Canadense, eine noch zweifelhafte Thierart.

Einbanddecken.

Die Verlagshandlung hat es sich zur angenehmen Pflicht gemacht zweckmäßige Einbanddecken für die einzelnen Jahrgänge der Neuen Folge herstellen zu lassen und offerirt dieselben den Herren Abonnenten zu 90 Pfg. per Stück. Gegen Einsendung von **1 M. 10 Pfg.** in Marken erfolgt Franco-Zusendung.

Bitten zu verlangen.

Hochachtungsvollst

A. Foesser Nachfolger.

Zur gefälligen Beachtung.

Als **gediegene Kunstblätter** und **hübsche Zimmerzierden** sind die religiösen **Kupfer- und Stahlstiche**, meist von berühmten Düsseldorfer Meistern, aus dem

Otto Joseph Kings'schen Kunstverlage,

zu beziehen von **A. Foesser** Nachfolger, Buch-, Kunst- und Verlagshandlung in **Frankfurt a. M.**, bestens empfohlen:

(Die Stichgröße ist in Centimeter angegeben.)

Beger, Prof. „**Regina Coeli**“, Stahlst. von Prof. Keller. (43 × 26) à 12 Mark.

„ „ „**Mariä Verkündigung**“, Stahlst. von Glaser. (24 × 43) à 3 Mark.

Mintrop, „**Das Engelständchen**“, Kupferstich von Nüsser. (60 × 40) à 12 Mark.

Scherer, „**Ascensio Christi**“, Stahlst. von Nordorf. (Gegenstück zur „Regina Coeli“) (49 × 30) à 9 Mark.

Raphael, „**Die Vision des Ezechiel**“, Kupferstich von Eichens. 40 × 29) à 6 Mark.

„ „**Madonna de Foligno**“, Kupferst. v. Prof. Forberg. (26 × 20) à 2 Mark.

„ „**Die heilige Familie**“, Kupferstich von Leybold. (28 × 20) à 2 Mark.

„ „**Madonna della Sedia**“, Kupferstich von Knolle. (28 × 28) à 3 Mark.

Tizian, „**Der Zinsgroschen**“, Kupferstich von Glaser. (29 × 22) à 6 Mark.

Rubens, „**Christus am Kreuz**“, Kupferstich von d'Alton. (57 × 42) à 2 Mark.

Assen, von, „**Mater dolorosa**“, } Kupferstich von Schöninger Gegenstücke (35 × 27) à 2 Mark.

Memling, „**Ecce homo**“, } Kupferstich von Schöninger (35 × 27) à 6 Mark.

Heinemann, „**Kleingläubiger**“, Stahlstich von Allgeyer. (42 × 30) à 2½ Mark.

Heß, von, „**Christnacht**“, von Schöninger, (37 × 46) à 3 Mark.

Maasen, „**St. Elisabeth**“ } Gegenstück, (25 × 20), Stahlstiche von
„**St. Vincenz**“, } Baumann je à 2 Mark.

NB. Den Abonnenten der Frankfurter Broschüren gewähren wir auf obige Kunstblätter einen Extra-Rabatt von 10%.

Seit dem 1. October 1879 erſcheinen die im Jahre 1864 gegründeten

„zeitgemäßen Broſchüren"

in neuer Folge. Es wurden in dieſen Jahrgängen folgende Thematen behandelt:

1879/80.

1. **Haffner**, Göthe's Fauſt.
2. **von Hertling**, Darwinismus.
3. **de Waal**, die Nationalſtiftungen des deutſchen Volkes in Rom.
4. **Bene**, über Roman und Romanlectüre.
5. **Haffner**, Gräfin Ida Hahn-Hahn.
6. **Höhler**, Kaiſer Friedrich II.
7. **Wasserburg**, Freimaurerei und Bühne.
8. **Falk**, Schul- und Kinderfeſte im Mittelalter.
9. **Hettinger**, Thomas v. Aquin und die moderne Civiliſation.
10. **Ibach**, Socialismus im Zeitalter der Reformation.

1880/81.

1. **Haffner**, Göthe's Dichtungen, auf ſittlichen Gehalt geprüft.
2. **Fischer**, Der Peſſimismus.
3. **Bene**, Das Te Deum.
4. **Zardetti**, Maryland, die Wiege des amerikaniſchen Katholicismus.
5. **Lerique**, Schule und Socialismus.
6. **Bäumker**, Todtentanz.
7. **Hauser**, Toleranz und Intoleranz.
8. **Hardy**, Hamlet.
9. **Walter**, Heilige Muſik.
10. **Schmitz**, Volksſchulweſen im Mittelalter.

1881/82.

1. **Haffner**, der Atheismus als europäiſche Großmacht.
2. **Meser**, Chriſtenthum und Kirche in den Dichtungen Schiller's.
3. **Oidtmann**, Geſchichte der Pocken, ein Culturkampf in der Medicin.
4. **Hermann**, Johannes Tetzel.
5. **Gutberlet**, das Sechstagewerk.
6. **Schütz**, die Leichenverbrennung.
7. **Marcour**, War Maria Stuart Gattenmörderin?
8. **Bellesheim**, die Elementarſchulen im katholiſchen England.
9. **Lerique**, das Judenthum in der deutſchen Literatur.
10. **Hardy**, Schliemann u. ſeine Entdeckungen auf der Bauſtelle des alten Troja.
11. **Zimmerle**, Reformation und Revolution.
12. **Liesen**, Biſchof W. E. v. Ketteler und die ſociale Frage.

1882/83.

1. **Haffner**, Randzeichnungen zu Janssen's Geschichte des deutschen Volkes.
2. **Reimers**, die Pflanzenwelt in Poesie, Kunst und Kultus.
3. **Adler**, die Sünden Englands an dem irischen Volke.
4. **Heinrich**, Franz von Assisi und seine culturhistorische Bedeutung.
5. **Baumgarten**, die deutschen Hexenprocesse.
6. **Haffner**, das Ignoramus und Ignorabimus der neueren Naturforschung.
7. **Störmann**, die Mädchenerziehung in Pensionaten.
8. **Schauerte**, die Doppelehe eines Grafen von Gleichen.
9. **Hettinger**, Dante und Beatrice.

Die vorstehenden Jahrgänge werden, so weit der Vorrath reicht, zu dem Preise von je 3 Mark abgegeben.

Die neue Folge des von Anfang an sehr beifällig aufgenommenen Broschüren-Cyclus hat sich einer stets steigenden Theilnahme zu erfreuen. Es konnte darum in den beiden letztverflossenen Jahrgängen ohne Preis-Erhöhung die Zahl der Broschüren von 10 auf 12 vermehrt werden.

Die Broschüren erscheinen je am 1. jeden Monats und können direct bei der Verlags-Buchhandlung, wie auch durch den Buchhandel bezogen werden.

Der Preis des Jahrgangs — 12 Broschüren, zusammen mindestens 24 Bogen — ist 2 Mark. Die einzelne Broschüre kostet 50 Pfg.

In unserem Verlage erschien ferner und halten wir zur bevorstehenden Reisesaison bestens empfohlen:

Führer durch Frankfurt a. M.

und nächste Umgebung

mit Plan und Ansichten.

Preis 1 Mark.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie bei Einsendung von 1 Mark in Briefmarken franco von

A. Foesser Nachfolger

Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Das Diluvium in der Tradition der Völker.

Von

Dr. B. Schäfer.

Ueber das Verhältniß der Traditionen des Menschengeschlechts zum entsprechenden biblischen Bericht äußerst sich Hamann ganz richtig, wenn er sagt: „Auch hier haben wir eine historische Urkunde im allereigentlichsten Verstande vor uns, welche die hl. Nacht in den Fragmenten und Trümmern aller Traditionen aufklärt. Denn es sind gleiche Grundbestandtheile, welche den heidnischen Fluthsagen unterliegen, nur mythologisch ausgemalt und dadurch umgestaltet, daß die sittliche Bedeutung des Vorgangs zurücktritt, die Oertlichkeit den Heimathsitzen möglichst nahe gerückt wird, der Gesichtskreis einer allgemeinen Fluth sich mehr oder weniger in nationalem, particularistischem Interesse verengert und die Formen volksthümlichen Gemeinlebens schon in die vorfluthliche Zeit zurückgetragen werden."

„Es gewähren", sagt A. v. Humboldt, „diese alterthümlichen Sagen des Menschengeschlechtes, die wir gleich den Trümmern eines großen Schiffbruches über den Erdtheil zerstreut antreffen, dem philosophischen Forscher der Geschichte der Menschheit das höchste Interesse; überall stellen die kosmogonischen Ueberlieferungen der Völker die gleichartige Gestaltung und Züge der Aehnlichkeit dar, die uns zur Bewunderung hinreißen. So mancherlei Sprachen, welche völlig vereinzelten Stämmen anzugehören scheinen, überliefern uns die nämlichen Thatsachen. Das Wesentliche der Angaben über die zerstörten Stämme und über die Erneuerungen der Natur ist nur wenig abweichend; jedes Volk aber ertheilt ihm sein örtliches Colorit. Auf den großen Festlanden, wie auf den kleinsten Inseln des stillen Oceans ist es jedesmal der höchste und nächste Berg, auf den sich die Ueberreste des Geschlechts der Menschen gerettet haben. Wer die mexikanischen Alterthümer aus den Zeiten, welche der Entdeckung der

neuen Welt vorangingen, aufmerksam erforscht, wer mit dem Innern der Wälder des Orinoko, mit der Kleinheit und Vereinzelung europäischer Einrichtungen und hinwieder auch mit den Verhältnissen der unabhängig gebliebenen Völkerstämme bekannt ist, der kann unmöglich versucht sein, die bemerkten Aehnlichkeiten dem Einfluß der Missionarien und des Christenthums auf die Nationalüberlieferungen zuschreiben zu wollen". *)

Wir wollen jetzt einen Rundgang auf dem Erdball machen und den Ausgangspunkt in unserem Erdtheil Europa nehmen. Von da gehen wir in die neue Welt hinüber, dann nach Ostasien, sodann um Afrika herum nach Westasien, und dort, zumal am Landungsplatz der Arche werden wir die ungetrübtesten Sagen entdecken.

I. Sagen in Europa.

a Hellenische Sagen. In Griechenland finden wir zwei Fluthsagen; die eine Ueberschwemmung soll unter dem König Ogyges in Attica, die andere unter Deucalion, König von Phthiotis stattgefunden haben. Von der ersteren thut Plato in Timäus Erwähnung, die einzelnen Züge sind aber noch spärlich und dunkel. Die Fluth soll nur Attica betroffen und viele Menschen vertilgt haben. Daß Ogyges sich in einem Schiff gerettet und daß dieses Fahrzeug nicht mehr die niedere Luft, sondern die höheren Regionen des Aethers durchschnitten habe, weil die Fluth den ganzen Erdboden bedeckte, ist eine spätere Ausschmückung, die uns ein christlicher Dichter Nonnus erhalten hat. **) Ausgebildeter ist die Sage, welche von Deucalion ausgeht. Pindar erwähnt sie im Anfang des 5. Jahrhunderts v. Chr. in der 9. olympischen Ode. Ausführlicher wird die Sage von Apollodor wieder gegeben, der etwa 100 J. v. Chr. schrieb, ferner vom römischen Dichter Ovid in seinen Metamorphosen unter dem Kaiser Augustus, von Horaz, und von Lucian etwa 2 Jahrhunderte n. Chr. Nach Apollodor erbaute sich Deucalion, der einzige Gerechte, als Zeus das eherne Geschlecht vernichten wollte, das weder Eid noch Gastrecht hielt, noch sich der Flehenden annahm, auf den Rath seines Vaters Prometheus einen Kasten, brachte in den denselben die nöthigen Lebensmittel und ging mit seinem Weibe Pyrrha hinein. Zeus sandte starke Regengüsse, so daß die meisten Theile von Hellas überfluthet

*) Reise in die Aequinoctialgeg. III. Thl. S. 408

**) Vgl. Buttmann, Mythol. I. S. 205. Euseb. Praepar evang 10, 10, 4. Nonnus, Dionys. III. S. 96.

wurden. Alle Menschen starben mit Ausnahme von wenigen, die sich auf die Berge flüchteten. Nach 9 Tagen und 9 Nächten landete Deucalion auf dem Gipfel des nicht überflutheten Parnaß, stieg heraus und opferte dem Zeus Phyxios, der seine Rettung begünstigt hatte. Hören wir noch die Darstellung Lucian's:

„Ich habe Griechen von Deucalion erzählen hören; die Fabel lautet also:" Das jetzige Menschengeschlecht ist nicht das älteste, welches völlig untergegangen ist, sondern es ist eine zweite Generation, die von Deucalion abstammt. Jene früheren Menschen waren sehr vermessen und verübten gesetzwidrige Frevel. Weder hielten sie den Eid, noch hielten sie Gastfreundschaft, nahmen auch den Fremdling nicht auf und schonten seiner nicht, wenn er sie um Schutz anrief. Dafür wiederfuhr ihnen großes Unheil. Es ergoß sich plötzlich viel Gewässer aus der Erde, mächtiger Platzregen fiel, die Flüsse traten über ihre Ufer und hoch erhob sich das Meer, bis Alles unter Wasser stand und alle Menschen ertranken. Deucalion allein ward erhalten ob seiner Weisheit und Tugend. Er ging in eine große Arche, die er besaß, ließ auch sein Weib und seine Kinder hineingehen. Da kamen zu ihm, je Paar und Paar, Schweine, Pferde, Löwen, Schlangen sammt allen Thieren, welche die Erde ernährt. Die nahm er alle auf, und sie verletzten ihn nicht, denn Zeus stiftete unter ihnen große Freundschaft. So schifften sie alle im Kasten, so lange das Wasser anhielt". *) Bei Plutarch **) ist sogar von der Taube die Rede, der sich Deucalion bedient habe, um den anhaltenden Regen oder die Erheiterung des Himmels zu erfahren.

Um diese beiden Hauptsagen gruppiren sich dann noch verschiedene Stammsagen von Thessalien, Arkadien, Megara, Kos, Attica, Phokis und Samothrake, welche die Fluth in mehr oder weniger verengtem Gesichtskreis localisiren.

b. Italische Sagen. Aurelius Victor erzählt, daß, als die Länder von der Sündfluth bedeckt waren, Viele zerstreut in verschiedenen Gegenden auf den Bergen, zu welchen sie ihre Zuflucht genommen hatten, sich befunden hätten. Von diesen her neue Wohnsitze suchend, seien sie nach Italien gekommen und Aborigener genannt worden. Im Jahre 1696 wurde in der Nähe Roms eine halb thönerne, halb metallene Vase ausgegraben. Dieselbe enthielt verschiedene altrömische Siegel und Amulette, besonders aber auch höchst

*) De Dea Syria Luc. opp IX. 93—96 ed. Bip.

**) De sollert. animal. § 13.

interessante Figuren von Menschen und Thieren. Die 35 menschlichen Figuren strengten sich alle an, um dem Ertrinken zu entgehen, hielten Mund und Nase zu, und die weiblichen Personen wurden meist auf dem Rücken von Männern getragen. Auch ein Leichnam eines bereits Ertrunkenen war sichtbar. In der Mitte war eine Leiter dargestellt, die offenbar den Zweck hatte, den Flüchtigen die Ersteigung eines höher gelegenen Rettungskastens zu ermöglichen. Dieser letztere scheint ein hölzernes Bauwerk zu sein, mit Fenstern und Läden versehen. Oben schauen aus demselben Thiere und Menschen hervor, die ihre Angst vor dem drohenden Wassertod noch nicht völlig überwunden hatten. Bianchini glaubt, daß die Vase bei dem altrömischen Feste zur Erinnerung an die Fluth gebraucht worden sei. Siehe eine Abbildung bei Schuster-Holzhammer, Handbuch zur bibl. Gesch. 3 Aufl. S. 101.

c. Keltische Sagen. Von der Lehre der alten Kelten ist uns ein kostbares Ueberbleibsel erhalten in den Bardenliedern der keltischen Bevölkerung, von Wallis in England, bei der wir gleichfalls eine Sage von der Sündfluth finden. Eines der furchtbarsten Ereignisse war der Ausbruch des Sees Lion, der die Welt überschwemmte und alle Menschen ertränkte bis auf den Dwyvan und die Dwyvach, die in einem nackten Schiff entrannen und Britannien bevölkerten. Dieses Schiff wurde von dem himmlischen Herrn Neivion (Noe) erbaut, und nahm in sich auf ein Männchen und Weibchen von jeder Thiergattung, als der See ausbrach. Der Erbauer des Schiffes wird bei den Kelten auch als Erfinder des Weins und als erster Ackersmann verehrt. Besonders interessant ist, daß die keltische Mythe auch den Regenbogen in Beziehung zu der Sündfluth bringt. Um den furchtbaren Regenschauern zu wehren, habe die „Frau des silbernen Rades" aus Liebe zu den Britten in ihrer Halle gedreht „den Strom des Regenbogens, einen Strom, der den Ungestüm von der Erde verscheucht und das Verderben seines vorigen Zustandes rings um den Weltkreis aufhören macht." *)

d. Germanische Sagen. Die Sage über die Sündfluth, die sich bei den alten Deutschen erhalten hat, ist uns in der Edda aufbewahrt. Dieselbe erzählt uns vom Urmenschen und Vater der Riesen Ymir Folgendes: Bör's Söhne (nämlich die Gottes Stelle hier vertretenden drei Brüder Odin, Vile und Ve) tödteten den Riesen

*) Vergl. Mone. Nord. Heidenthum 2. S. 491 und 524

Ymir, und so viel Blut lief aus den Wunden, als er fiel, daß sie darin alle Riesen ertränkten bis auf einen, der mit seiner Familie entkam. Er bestieg mit seiner Frau ein Boot und rettete sich dadurch, und von ihm stammt das neue Riesengeschlecht her. Die drei Brüder Odin, Vile und Ve sind die drei Noachiden oder Sündfluthspatriarchen selbst und vertreten in der Sage die das verderbte Geschlecht vertilgende Gottheit. Bekanntlich spricht auch die Bibel von Riesen vor Beginn der Fluth. Von Odin werden noch zwei Raben erwähnt und es wird erzählt, daß er sie ausfliegen ließ, um zu sehen, wie die Erde beschaffen sei, aber der eine sei nicht mehr zurückgekehrt.

e. Slavische Sagen. Eine merkwürdige Sündfluthssage findet sich bei den Litthauern. „Als Pramzimos, der höchste Gott aus einem Fenster seines himmlischen Hofes über die Welt schaute und lauter Krieg und Mord unter den Menschen gewahrte, sandte er zwei Riesen Wandu und Wejos (Wind und Wasser) auf die sündige Erde, die 30 Nächte und Tage hindurch Alles verwüsteten. Von Neuem niederschauend warf Pramzimos eine Schale hinunter die auf dem Gipfel des höchsten Berges niederfiel, zu dem sich Thiere und einige Menschen-Paare geflüchtet hatten. Alle stiegen in die Nußschale, die nun auf der Alles bedeckenden Fluth umherschwamm. Gott aber richtete sein Antlitz zum dritten Mal auf die Erde und ließ den Sturm sich legen und die Gewässer wieder abfließen. Da vertheilten sich die Geretteten, und ein Paar blieb in jener Gegend, wovon die Litthauer herstammen. Sie waren aber schon alt und härmten sich; da sandte ihnen Gott zum Tröster den Regenbogen u. s. w.*)

II. Sagen in Amerika.

Dr. Lücken hat in seinem Buch: „Die Traditionen des Menschengeschlechts" die Sündfluthssagen von mehr als 30 amerikanischer Volksstämme gesammelt, von welchen wir aus den einzelnen Theilen Amerika's nur die eine oder die andere anführen wollen.

a. Sagen in Nordamerika. Die Grönländer wissen von einer Fluth zu erzählen, in der alle Menschen ertrunken sind. Die Erde schlug um, wie ein Kahn, nur ein Mensch rettete sich, der durch Aufschlagen mit dem Stock auf die Erde die erste Frau hervorbrachte. Diese Eskimo's kennen sogar zehn Generationen vor der Fluth, ganz wie die Bibel.

*) Siehe Grimm, Mythol. 3 Ausg. S. 545.

Die Kris und Sauteux, Indianerstämme der vereinigten Staaten erzählen: „Es gab eine Zeit, wo die Menschen Riesen geworden, daß sie Gott nicht mehr gehorchen wollten. Der Allmächtige ließ eine Fluth kommen, und darin ging Alles zu Grunde. Ein einziger Mann baute sich ein Schiff; nachdem er lange Zeit auf dem Wasser umhergefahren war, glaubte er von fern eine Insel zu erblicken und ließ einen Raben frei, der nicht mehr zurückkehrte. Zur Strafe für seinen Ungehorsam wurde der sonst weiße Rabe schwarz. Dann wurde eine weiße Holztaube ausgeschickt; sie kam zurück mit Schlamm an den Füßen. Daraus schloß der Mann, die Erde sei trocken und stieg ans Land.

Die Mandaner (am oberen Missouri) haben nicht nur die Sage von der Fluth oder der Arche des ersten Menschen, worin dieser auf einem hohen Berg im Westen landete und sich aus dem allgemeinen Unglück rettete, sowie von der Taube, die den Weidenzweig mit den grünen Blättern brachte, sondern sie feiern auch ein großes Archenfest zum Andenken an die Sündfluth, wobei alle Vorgänge der Fluth symbolisch nachgeahmt und dargestellt werden. Auch ein Opfer kommt dabei vor und eine Friedenspfeife kommt zur Vertheilung. Die nordamerikanischen Stämme am Bärensee sagen, sie seien durch eine große Fluth aus einem schönen Lande, wo kein Winter herrsche, vertrieben.

b. Sagen in Mittelamerika.

Die Mexicaner reden von vier großen, durch gewaltige Naturumwälzungen getrennten Weltperioden. Die letzte erfolgte durch eine Fluth, die alle Menschen und Thiere zu Grund gerichtet habe. Ein Mann Namens Koxkox und eine Frau Chichequetzal (nach Diestel Chihuakoatl), durch welche die Sünde in die Welt gekommen, retteten sich in einer Barke und landeten auf dem Gebirge Colhuacan, welches den mexicanischen See umgibt. Hier zeugten sie viele Kinder, die aber alle stumm waren. Da erschien eine Taube, setzte sich auf einen sehr hohen Baum und lehrte sie die Sprache. Weil aber Keiner den Andern verstand, so beschlossen sie, von einander zu ziehen. In dieser Sage finden sich also sogar Anklänge an die babylonische Sprachenverwirrung.

Die Bewohner von Mechoacan (Norden von Mexico) haben folgende Ueberlieferung. Gott habe aus der Erde einen Mann und

eine Frau erschaffen. Als nachher die Menschen ihren Ursprung und ihre Pflichten gänzlich vergessen hatten, waren sie durch eine allgemeine Sündfluth gänzlich vertilgt worden. Nur ein indianischer Priester, Namens Tezbi, sei verschont geblieben. Dieser habe sich mit seiner Frau und seinen Kindern in einen großen hölzernen Kasten gesetzt, auch allerhand Thiere und verschiedene Sämereien mit sich genommen. Nach Ablauf des Wassers habe er den Vogel Aura fliegen gelassen, der aber nicht wiedergekommen sei; ebensowenig andere Vögel. Nur der allerkleinste, der Colibri, habe sich nach einiger Zeit mit einem Baumzweig im Schnabel wieder eingestellt.

Die Chiapanesen, südlich von Mexico, führen ihre Geschichte ebenfalls bis auf die große allgemeine Ueberschwemmung zurück und erzählen, daß ihr Stammvater Votan der Enkel jenes Greisen gewesen, der bei der Sündfluth die Barke gebaut habe. Votan erzählte ferner von seinen Wanderungen nach der Fluth, will auch das große Haus gesehen haben, das auf Befehl seines Großvaters von der Erde bis zum Himmel habe hinaufreichen sollen. Ferner sei in jener Gegend, wo er das große Haus gesehen, einem jeden Volke seine eigene Sprache gegeben worden.

Es ist klar, daß wir in dieser Ueberlieferung eine Erinnerung an den babylonischen Thurmbau haben.

Die Bewohner von Cuba, von den Spaniern über ihren Ursprung befragt, gaben folgende Auskunft: Sie hätten von ihren Vorfahren gehört, daß Gott den Himmel, die Erde und alle Dinge erschaffen, daß ferner ein Greis, die Ueberschwemmung ahnend, mit welcher Gott die Menschen ihrer Sünden wegen heimsuchen wollte, ein großes Boot erbaut und sich mit seiner Familie und vielen Thieren eingeschifft habe. Als die Fluth abgenommen, habe er einen Raben ausgesandt, der nicht mehr zurückgekehrt sei, weil er viele todte Leiber gefunden; darauf habe er eine Taube fliegen lassen, die bald mit einem Zweiglein des Hoba (Obstbaum) im Schnabel zurückgekommen sei. Daraus habe der Greis geschlossen, daß die Erde trocken geworden, sei gelandet, habe Wein aus wilden Trauben gepreßt, sei berauscht worden und eingeschlafen. Einer seiner Söhne habe über seine Blöße gespottet, ein anderer Sohn sie ehrerbietig bedeckt. Erwachend habe er darum jenen geflucht und diesen gesegnet. Sie selbst stammten von ersterm ab, und das sei die Ursache, daß sie fast nackt gingen.*) Es ist unverkennbar, daß auf diese treue Ueber-

*) Clavigero. t. IV. S. 16.

einstimmung mit der mosaischen Erzählung der Unterricht christlicher Missionäre eingewirkt haben muß. Lücken will die Hauptbestandtheile der Sage doch aus dem Alterthum herleiten, weil auf St. Dominique, Haiti und den Antillen sich ähnliche Sagen finden, die allerdings nicht so sehr in christlichem Sinn von allen Zuthaten gereinigt sind.

c. Sagen in Südamerika.

Humboldt sagt in seiner „Reise in den Aequinoctialgegenden", daß sich der Glaube an die Sündfluth am obern Orinoco, in Neugranada und Venezuela bei allen einzelnen Völkerstämmen finde. Die Tamanaken sagen, daß zur Zeit der großen Ueberschwemmung alle Menschen bis auf einen Mann und eine Frau ertrunken seien. Die Peruaner erzählen von einer Fluth, aus welcher sich nur vier Männer und vier Frauen, gerade wie in der hl. Schrift, in die Höhlen der höchsten Berge retten konnten. Sie sandten auch Thiere aus, zwar nicht Tauben, aber doch Hunde. Bei den Bewohnern von Bogata in Neugranada spielt auch der Regenbogen in ihrer Sündfluthsage eine Rolle. Wegen des sündhaften Betragens der Bewohner von Bogata seien die Ströme, die früher andere Betten hatten, in das flache Land gelenkt und Alles weit und breit überschwemmt worden. Die Menschen flüchteten sich auf die Höhen. Dort erschien eines Abends Bochica (ein fremder, weiser Einwanderer, Begründer der Cultur und speciell des Ackerbaues) thronend auf dem Regenbogen und hielt mit den Menschen Reichstag, versprach Rettung aus der Wassernoth u. s. w. Nach der Sage der Makusi-Indianer in Südamerika bevölkerte der einzige Mensch, der die Fluth überlebte, die Erde wieder, indem er Steine in Menschen verwandelte. Doch genug hierüber.

Einige protestantische Exegeten (Dillmann, Dieſtel) wollen diesen amerikanischen Sagen alle und jede Bedeutung absprechen und sie sammt und sonders auf locale Ueberschwemmungen, oder wo die Uebereinstimmung mit der Bibel doch zu eclatant ist, auf den Unterricht christlicher Missionäre zurückführen. Man hat sogar versucht, die Verpflanzung dieser Sagen aus dem christlichen Europa durch Normannen im Mittelalter noch vor der Entdeckung Amerika's durch die Spanier erklären zu wollen. Wir wollen ja bei den Traditionen des einen oder anderen Stammes christlichen Einfluß (wie z. B. in Cuba) nicht in Abrede stellen, aber wie soll es erklärt werden, daß manche amerikanische Sagen

Bestandtheile enthalten, die wir nur bei heidnischen asiatischen Völkern finden? Die amerikanischen Ueberlieferungen sind von Ostasien und nicht von Europa importirt worden. Letztere Annahme würde z. B. nicht erklären lassen, daß die nord- und südamerikanischen Indianer ihre Sündfluthslegenden haben, während sich doch ihre Culturzustände gänzlich unabhängig von einander entwickelt haben. Es finden sich außer den Fluthsagen auch noch andere Bestandtheile der semitischen Urtradition im Norden und Süden Amerika's z. B. Thurmbau, Sprachenverwirrung, und wiederum andere Culturdenkmale z. B. Bauwerke weisen auf einen Zusammenhang dieser Völker mit Ostasien hin, wozu die Inselwelt im stillen Ocean die Brücke gebildet hat. Auch Delitzsch erblickt in den Fluthsagen Amerikas eine Zurückweisung auf eine alte historische Verbindung des für uns neuen Continents mit dem östlichen Asien, ebenso verrathen ihm die Sagen von einer allgemeinen Fluth unter den Tahitiern und andern Insulanern des Gesellschafts-Archipels asiatischen Ursprung, wie überhaupt Manches in dieser Völkergruppe an Indien erinnert. Zöckler urtheilt hierüber ganz richtig folgendermaßen: „Dennoch bleibt der Traditionen von relativ originalem, in keiner Weise aus späteren Einflüssen herzuleitendem Inhalt und Charakter eine hinreichend große Zahl übrig, um sichere Schlüsse zu Gunsten des einstigen Zusammenlebens der betreffenden Völker und Volksstämme an einem der alten Welt angehörigen Ursitz unseres Geschlechtes darauf bauen zu können, und solche Schlüsse haben bis auf die Gegenwart nicht nur Forscher von streng gläubiger, sondern auch kritische und religiös indifferente Gelehrte wie Alexander v. Humboldt, C. B. Tyler, Alfred Maury und Oskar Peschel ziehen zu müssen geglaubt. Ja selbst Gegner der Einheit des Menschengeschlechts z. B. Waitz, K. Andree haben das hohe Gewicht jener Instanz anerkannt." *)

III. Sagen in Ost-Asien.

a. Chinesische Sagen. Wir schöpfen dieselbe aus dem ältesten Geschichtsbuch der Chinesen, dem Schuking, aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. Darnach überschwemmte unter den drei Urkaisern Yao, Si und Ki eine ungeheure Fluth alle neun Theile der Welt, setzte selbst die höchsten Gebirge unter Wasser, und ertränkte alle Menschen. Nur jene drei Urkaiser, deren drei Namen eine Verwandtschaft mit Sem, Cham, Japhet kund geben, retten sich in einem Fahrzeug und

*) Jahrb. f. deutsche Theol. Gotha, 1870. 2. S. 333.

landen zuletzt auf dem Gipfel des Berges Jolü. Nach Ablauf der Gewässer bringen sie in Mitten der Welt dem Gott des Himmels ein Dankopfer dar, und theilen unter sich die Reiche der Erde, wobei Yao das Reich der Mitte erhält und Begründer der ersten chinesischen Dynastie wird. *) Dillmann will nun freilich auch diese Ueberlieferung auf eine große locale Ueberschwemmung zurückführen, allein dagegen spricht, daß die chinesischen Schilderungen der vorfluthlichen Zeit ebenso auffallend mit der Bibel übereinstimmen. **)

b. Indische Sagen.

Die späteren Brahmanas handeln ausführlich von der Sündfluth. So heißt es im **Cathapata**: Dem Manu brachten seine Diener früh Waschwasser. Da kam ihm ein Fisch in die Hände, der also sprach: „Rette mich, ich werde dich retten." Auf die Frage Manu's: „aus welcher Gefahr," erwiederte er: Eine Fluth wird alle diese Wesen hinwegspülen; aus dieser werde ich dich retten. So lange ich klein bin, ist die Gefahr für mich, daß die größeren Fische mich fressen; so bewahre mich zuerst in einem Wasserbehälter. Werde ich zu groß, so mußt du einen Teich graben, und werde *ich* auch dafür zu groß, so mußt du mich in den Ocean bringen. Schnell wuchs er zu solcher Größe an und sagte: In diesem und diesem Jahre wird die Fluth kommen, baue also ein Schiff und komm zu mir. Du wirst dich einschiffen, wenn die Fluth steigt und ich werde dich daraus erretten. Manu brachte den Fisch ins Meer. In dem Jahre, das der Fisch ihm angegeben, baute er das Schiff und begab sich hin zu ihm. Als die Fluth stieg, schiffte Manu sich ein. Der Fisch schwamm herbei, und Manu band das Fahrzeug an des Fisches Horn. So kam er über das nördliche Gebirge. Der Fisch sagte nun: ich habe dich gerettet; binde das Schiff an einen Baum, damit dich nicht, ob du auch auf dem Berge bist, das Wasser fortspüle. Wenn das Wasser allmählig fällt, dann magst du auch allmählig hinabsteigen. Darum heißt dieser Berg das Herabsteigen des Manu. Er lebte nun betend und fastend und opferte das Paka-Opfer u. s. w.

Auch das Gedicht **Mahabharata** erzählt dieselbe Sage, enthält aber noch zwei beachtenswerthe Momente: 1. die Landung des Manu

*) Jahrbuch f. deutsche Theolog. Gotha, 1870 2. S. 329.

**) Vgl. Windischmann, Philosophie 2c. I. Theil 1. Abthlg. S. 211 und Gützlaff's Gesch. des chines. Reiches von Neumann S. 26 f.

erfolgt auf dem höchsten Gipfel des Himalaja. 2. Außer Manu werden noch 7 Weise in dem Schiff gerettet, wodurch wir wieder die Achtzahl der Familie Noe's bekommen.

Auch im **Bhagavata purana** begegnet uns die Sage. In jener Zeit lebte der tugendhafte König Manhu **Satjavrata**, dem Vischnu in Fischgestalt Folgendes offenbarte: „Von jetzt an in 7 Tagen, o Bändiger der Feinde, werden die drei Welten in den Ocean des Todes versenkt werden, aber mitten in den großen Wellen soll ein Schiff von mir zu deinem Gebrauch gesandt, vor dir stehen. Dann sollst du mit dir nehmen alle heilsamen Kräuter, allerlei Samen und in Begleitung von 7 **rishis** (Weisen) umgeben von Paaren unvernünftiger Thiere in die große Arche gehen und darin bleiben sicher vor der Fluth . . . Manu handelte nach dem Befehle Gottes. Als die Fluth zu Ende war, stiegen die 8 Personen aus dem Schiff und beteten den Vischnu an.

Diese Sagen finden sich aufgezeichnet bei Lüken*), J. L. Fischer**), Diestel***), Weber†), Jones††) Rohrbacher†††). Delitzsch mit vielen neueren Apologeten hält die Beweiskraft dieser Legenden aufrecht. Diestel dagegen, obwohl er zugesteht, daß der große Eugène Burnouf unserer Ansicht das Wort redet, will die Sage auf eine Ueberschwemmung des Indusdelta zurückführen. Selbst Dillmann will es nicht in Abrede stellen, daß die indische Sage von den Babyloniern entlehnt sein könnte und fügt noch bei: „selbst wenn sie alt und einheimisch ist, so betreffen die Berührungspunkte mit der Vorderasiatischen Sage nur den allgemeinen Satz von einer dem jetzigen Menschengeschlecht vorausgegangenen großen Fluth." Gen. S. 148.

c. Persische Sagen.

Ein Artikel in der Z. D. M. G. XXV. 63 liefert den Nachweis, daß die alten Perser eine Fluthsage haben und daß letztere auf die Fluth der Genesis Bezug nimmt. Nach dem Bundehesch lautet die Sage der alten Perser folgendermaßen. Die von dem

*) A. a. O. S. 206 f.
**) Heidthm. u. Offbg. S. 95.
***) A. a. O. S. 27 f.
†) Ind. Stud. 1850, 2.
††) Asiat. Abhdl. übers. v. Kleuker I. S. 176 f.
†††) Universalgesch. I. S. 143 f.

bösen Princip Ahrimann verdorbene und mit unreinen dämonischen Wesen angefüllte Erde sollte durch eine Fluth gereinigt werden. Tistar oder Taschter, der Genius des Wassers, brachte sie hervor. Menschenhoch war die Erde mit Wasser bedeckt, denn dreißig Tage und dreißig Nächte strömte der Regen. Als nun jene dämonischen Wesen, die Kharfesters, gestorben waren, kam ein Wind vom Himmel und trug das Wasser zu den Wolken empor. Aus dem Uebrigen bildete Ormuzd das Weltmeer.*) Dr. L. E. Fischer will im Aveſta noch eine Erinnerung an die Sündfluth in dem Hereinbrechen eines großen winterlichen Regens und in der Gründung einer Schutzstelle eine Erinnerung an die Arche finden, was wir dahingestellt sein lassen.**)

Mit Uebergehung der Sagen, die Lüken auch bei den Völkern auf den Inseln der Südsee entdeckt hat, wenden wir uns nach Afrika.

IV. Sagen in Afrika.

„Als die Bosheit der Menschen groß geworden war auf Erden und alles Dichten und Trachten ihres Herzens zum Bösen gerichtet, beschloß Gott die Menschen von der Erde zu vertilgen.“ So lautet der Text der hl. Schrift. Hören wir nun, was der Turiner Todten-Papyrus, das egyptische Todtenbuch, von dieser Katastrophe als Glaube der alten Aegyptier uns aufbewahrt hat. Es heißt daselbst nach Dr. L. Fischer vom hochheiligen Gott: „Mein ist das Regiment, mein dem Herrn, der ich meinen Arm, den rechten furchtbar machte, mein dem Hochheiligen, der das Wohnhaus der Gottlosen, den Erdkreis zertrat, der das sündige Geschlecht der Welt zermalmte, der die Kinder des Lügners und die Uebermüthigen im Wohnhaus der Gottlosigkeit auf Erden zittern machte.“ Hier ist offenbar von einem furchtbaren Strafgericht in Folge allgemeiner Gottlosigkeit die Rede. Worin dieses bestand, ist zwar nicht gesagt, daß aber die Sündfluth darunter zu verstehen ist, geht nicht nur aus den analogen Sagen der anderen Völker hervor, sondern wird auch direct von alten Schriftstellern bestätigt.***) Es kann fast auffallen, daß die Aegyptier Nachrichten von der Sündfluth überhaupt erhalten haben, weil sie

*) S. Dieſtel a. a. O. S. 31 u. Spiegel: „Geneſis u Aveſta“ im „Ausland“ 1868. II. S. 656 ff.

**) A. o. O. S. 140.

***) Vgl. Plato. Timaeus. Herodot. 1, 2 c. 4 u. 99 Diodor Sic. 1, 10 Orig. c. Cels. 1, 20. Euseb. Chron. armen. II.

behaupten, daß sie viel älter seien als die Noachiden, daß sie schon vor der Fluth existirten und von dieser verschont worden seien. Die ägyptische Sage ist nahe mit der indischen verwandt. In dem indischen Noe, Manu, kehrt der ägyptische Menes wieder, und beide gelten als Lehrer und Gesetzgeber. Nach Diodor lehrte dieser Menes das Volk die Götter zu ehren und Opfer zu bringen, sei aber später wegen üppigen Lebens verflucht worden. Man denke an Noe's Trunkenheit und an Cham's Verfluchung, von dem doch die Aegyptier abstammen sollen. Die Fluth wird als eine große Nilüberschwemmung localisirt. Nach Herodot soll ganz Aegypten unter diesem König unter Wasser gestanden haben mit Ausnahme von Theben. Menes soll dann dem Nil sein Bett gegraben und dadurch die Noth abgewendet haben.

Nach Diodor entstand in der Urzeit, als Osiris über Aegypten herrschte, beim Aufgang des Sirius eine große Ueberschwemmung die einen großen Theil von Aegypten überfluthete und fast alle Menschen dieses Landes vertilgte.*)

Die Sudanneger nennen den See Kaudie in Bornu Bahar el Nich „Wasser des Noe" und glauben, daß eine Fluth über die ganze Erde aus ihm hervorgebrochen sei. Die Hottentotten nennen ihre Stammeltern Noh und Hingnoh und sagen, sie wären durch ein Fenster oder eine Thüre auf die Erde gekommen. Delitzsch überliefert noch eine Sage von dem südwestafrikanischen Volk der Herero oder Damara, die also lautet: Vor undenklich langer Zeit waren die Großen droben im Himmel über die Menschen erzürnt und ließen in Folge dessen den Himmel auf sie fallen (d. h. sie ließen schrecklich regnen). Fast alle Menschen wurden getödtet. Die Wenigen, welche übrig blieben, schlachteten ein schwarzes Schaf zum Sühnopfer, worauf die Großen im Himmel denselben wieder zurückzogen (d. h. den Regen aufhören ließen.) Missionäre versichern unseren Gewährsmann, daß diese Sage ursprünglich und nicht durch das Christenthum gefärbt sei, weil vor ihnen noch kein Weißer jene Gegenden betreten habe.

Gehen wir jetzt nach Westasien hinüber, in jene Länder, über welche die Fluth ganz sicher hereingebrochen und wo die Arche auch stehen geblieben ist. Beginnen wir an der phönizischen und syrischen Küste, gehen wir über Phrygien in Kleinasien nach Armenien

*) S. Lücken a. a. O. S 230 f.

hinüber und machen wir den Schluß unserer Weltumwanderung bei den neu ausgegrabenen Bibliotheken zu Ninive.

V. Sagen in West-Asien.

a. Die phönizische Sage. Sanchuniaton erzählt uns von der Rettung des Gottes Demaros aus der allverheerenden Fluth des Pontos und von der darauf folgenden Herrschaft dieses Demaros und zweier anderer Götter über die dreigetheilte Welt.

b. Die phrygische Sage. Stephanus, der byzantinische Lexicograph erzählt von der phrygischen Stadt Iconium, daß dort ein gewisser Annakos (*Ἄννακος*, der biblische Henoch) gelebt habe, der über 300 Jahre alt geworden sei und wehklagend über sein Volk gebetet habe. Derselbe habe nämlich eine Fluth verkündigt, in der Alle umkommen würden. Andere Nachrichten nennen den Berg Kelaenae, später Apamea Kibotos als Landungsplatz der Arche, sowie das pisidische Antiochia als Erbauungsort für dieselbe. Apamea hat wohl von der Nähe des Ararat den Beinamen *Κιβωτός* „Arche" bekommen. In dieser Stadt sind in neuerer Zeit Broncemünzen aufgefunden worden aus der Zeit des römischen Kaisers Septimius Severus. Auf der Rückseite ist ein schwimmender Kasten dargestellt, in welchem ein Mann und ein Weib von der Brust an sichtbar sind, und an dessen Vorderseite *NΩ*, und auf einigen ganz gut erhaltenen Exemplaren *NΩE* (Noe) zu lesen ist. Auf dem Rand des Kastens steht ein in's Freie ausschauender Vogel; ein anderer fliegt, einen Oelzweig in den Krallen, auf den Kasten zu.

c. Die armenische Sage. Diese stimmt, wie sich erwarten läßt, sogar in Angabe der Oertlichkeit mit der Bibel überein. Nicolaus Damascenus (ed. Orelli p. 123) und Strabo (XI, 531) melden, daß der Berg Baris in Armenien als derjenige bezeichnet werde, auf welchem zur Zeit der Fluth viele sich gerettet haben und auf dessen höchstem Gipfel einer in einem Kasten angelandet sei, von welchem Kasten später noch Holztheile vorhanden gewesen seien.

d. Die syrische Sage. Nach einer Angabe des Lucian*) über Hierapolis waren in dem angeblich von Deucalion „dem Scythen" gestifteten Heiligthum der Juno im Libanon zu seiner Zeit noch alljährlich Ceremonien über einem Erdspalt, welcher einst die Wasser der großen Fluth aufgenommen haben soll.

*) de Dea Syr. c. 13.

e. Babyloniſche Sagen. α. Der babyloniſche Belprieſter Beroſus, der etwa 260 J. v. Chr. ſchrieb, hat uns die Ueberlieferung der Chaldäer erhalten. Freilich beſitzen wir nur Bruchſtücke ſeines Werkes, die alle von Richter (Berosi Chaldaeorum fragmenta Leipzig 1825) geſammelt ſind, aber Beroſus wird auch von Joſephus*), Euſebius**) und anderen Kirchenſchriftſtellern und Kirchenvätern citirt. Dies iſt die genaueſte und denkwürdigſte aller Sagen. Dem zehnten chaldäiſchen König Xiſuthrus (vergl. die 10 Patriarchen der Bibel vor der Fluth) wird durch Kronos im Traum die bevorſtehende Vertilgung der Menſchen durch eine Fluth angezeigt und der Auftrag gegeben, alle Wiſſenſchaften und Kenntniſſe der Menſchen auf Stein zu ſchreiben und zu verbergen, darauf ein Schiff zu bauen und mit ſeinen Gefährten, Verwandten und nächſten Freunden daſſelbe zu beſteigen, auch Speiſe und Getränk hineinzuthun und Thiere, Geflügel ſowohl als auch Vierfüßler mitzunehmen. Das Schiff war 5 Stadien, alſo 3000 Fuß lang und 2 Stadien oder 1200 Fuß breit. Als die Waſſerfluth ſich legte, ließ Xiſuthrus einen Vogel fliegen, der, da er weder Nahrung noch feſten Boden fand, wieder zurückkehrte. Nach einigen Tagen ließ er einen andern Vogel fliegen; dieſer kam zurück, Schlamm an den Füßen tragend. Der dritte fortgeſchickte Vogel kam nicht zurück. Da merkte Xiſuthrus, daß ſich Land zeige, und nachdem er eine Oeffnung durch das Schiff gebrochen, ſieht er das Schiff auf einen Berg treiben und landen, ſteigt aus mit den Seinigen, und nachdem er einen Altar gebaut und Opfer dargebracht hatte, verſchwand er. (Offenbar eine Anſpielung auf Henoch). Eine Stimme aus der Luft ſagt den Zurückgebliebenen, daß Xiſuthrus ſeiner Frömmigkeit wegen in die Wohnung der Götter aufgenommen ſei, und befiehlt ihnen die zu Sippara verborgenen Schriften den Menſchen mitzutheilen; der Ort wo ſie ſich befänden, ſei Armenien. Von dem Schiffe, ſetzt Beroſus hinzu, ſei noch ein Stück auf dem Berg der Kordyaeer in Armenien vorhanden, wovon einige ein Stück abſchabten und es mit ſich nach Hauſe nahmen. Selbſt Dieſtel muß geſtehen „daß dieſe Sage die größte Aehnlichkeit mit der bibliſchen verräth und da auch dieſe auf Meſopotamien hinweiſt, ſo können wir ſie ſehr wohl als einen ſelbſtändigen Zweig betrachten, der aus dem Stamme einer urſprünglichen identiſchen Sage hervorgegangen iſt.“ Uebrigens

*) Antt. 1, 3, 6. c. Ap. 1, 19.

**) Euseb. chron. armen 1, 31. seq. 48. Praep. ev. 9, 11, 12.

zeigt auch hier die Ausdehnung des Rettungsſchiffes, die Himmelfahrt und Vergötterung der Hauptperſon, daß der babyloniſche Bericht eine mythologiſche Trübung erlitten hat.

β. Neueſtens iſt von G. Smith auf aſſyriſchen Thontäfelchen aus der Bibliothek des Königs Aſurbanipal ein Fluthbericht der Babylonier bekannt gemacht worden, der das Referat des Beroſus als echt beſtätigt. Dieſe Sündfluthslegenden ſind kein für ſich beſtehendes Werk, ſondern nur ein Theil der Izdubar-Sagen, die ſchon 1800—2000 J. v. Chr. geſchrieben wurden und vorher im Volksmunde gelebt haben. Der jetzige Text iſt, wie bereits bemerkt, eine durch Aſurbanipal (7. Jht.) angefertigte Copie eines uralten Originals (aus Erech oder Warka), das jedenfalls Beroſus benutzt hat. In zwölf Tafeln iſt das älteſte Epos der Welt beſchrieben. Izdubar iſt König einer babyloniſchen Tetrapolis (Babel, Erech, Surippak, Nipur) und beſteht mit ſeinem Freunde Heabani viele Kämpfe und Abenteuer, in die er durch die beleidigte Göttin Iſtar verwickelt wird. Als er am Ende ſeines Lebens den Tod fürchtete, erinnerte er ſich ſeines Ahnen Haſiſadra (Siſit, Noe, Xiſuthros des Beroſus), der wegen ſeiner Frömmigkeit durch die Götter aus der Waſſerfluth gerettet und in die ſelige Gemeinſchaft der Götter verſetzt wurde. Dieſen will er aufſuchen, um von ihm das Geheimniß der Unſterblichkeit zu erfragen. Der Fährmann Haſiſadra's, Urhamſi, fuhr ihn über die Waſſer des Todes in 45 Tagen. Bei Haſiſadra angelangt, trägt er (Tafel X) ſein Anliegen vor. Die XI. Tafel enthält in 4 Colonnen den Sündfluthbericht, der dem Haſiſadra in den Mund gelegt wird. Wir laſſen denſelben, freilich verſtümmelt, hier folgen.

Haſiſadra ſagte zu Izdubar: „Es ſei dir offenbart, Izdubar, die geheime Erzählung — und das Urtheil der Götter will ich dir verkünden.—Die Stadt Surippak, die Stadt, wo du ſtehſt — . . war alt und . . . die Götter in ihr — . . ihr Knecht die großen Götter — .. der Gott Anu — . . der Gott Bel— .. der Gott Ninip— .. und der Gott . . Herrſcher des Hades. — Ihren Willen offenbart er inmitten . . und — ich hörte ſeinen Willen und er ſprach zu mir: Surippakite, Sohn des Ubaratutu — mach dir ein großes Schiff nach dieſer. — Ich vertilge die Sünder und das Leben. — Laß hineingehen allen lebendigen Samen in die Mitte des Schiffes — . . das Schiff, das du machen ſollſt, — 600 (?) Ellen ſoll es ſein das Maß ſeiner Länge — und 60 (?) Ellen das Maß ſeiner Breite und ſeiner Höhe. — Auf die Tiefe laß es laufen. — Ich vernahm es und

ſagte zu Hea meinem Herrn: — das Schiffbauen, das du mir geboten haſt, — wenn ich es gethan haben werde — Jung und Alt wird mich verſpotten! — Hea that ſeinen Mund auf, ſprach und ſagte zu mir, ſeinem Knechte: — . . . du ſollſt ſagen zu ihnen — . . . er hat ſich gewandt von mir und — . . . feſtgeſetzt über mir . . . . — . . . wie Höhlen — . . oben und unten — . . geſchloſſen das Schiff — . . . die Fluth, die ich euch ſenden werde, — gehe hinein und wende die Thüre des Schiffs. — In ſeine Mitte dein Korn, deine Geräthe und deine Götter — deinen Reichthum, deine Mägde, deine Sclavinnen und deine Jünglinge — das Vieh des Feldes, die Thiere des Feldes, alle ich will ſie ſammeln und — zu dir ſchicken und in deiner Thüre ſollen ſie eingeſchloſſen ſein — Am fünften Tag . . . es — in ſeinem Umfange 14 Maß . . ſeine Geſtalt. — Vierzehn Maße maß es . . . oben darüber . . ſetzte ich ſein Dach . . ich ſchloß es ein. — Ich fuhr in ihm zum 6. Male, ich unterſuchte ſein Aeußeres zum 7. Male — Bretter gegen die Waſſer ſetzte ich hinein, — Riſſe ſah ich und die fehlenden Theile ſtellte ich hin — drei Maß Pech goß ich inwendig hin, — drei Maß Pech goß ich auswendig hin. — Drei Maß die Männer tragend ſeine Körbe . . . ſie bauten Käſten — Ich ſchloß in die Käſten das Opfer, welches ſie opferten — Zwei Maße der Käſten hatte ich vertheilt dem Schiffer — . . . und Schamas vollendete das Bauholz des Schiffes — . . ſtark und — Schilf ſtreute ich aus oben und unten — . . . gingen hinein zwei Drittel davon — Alles was ich beſaß, ich ſammelte es Alles, was ich beſaß, ich ſammelte des Silbers — des Goldes — des lebendigen Samens. Das Ganze — ließ ich gehen hinauf in das Schiff, all meine Knechte und Mägde — die Thiere des Feldes, das Lebendige des Feldes, die Kinder der Menge, ſie alle ließ ich gehen hinauf — Eine Fluth Schamas machte und — er begann in der Nacht und ſprach: Ich will es regnen laſſen ſchwer vom Himmel. — An dem Tage, da ich feierte ſein Feſt — an dem Tage, den er beſtimmt hatte, Furcht hatte ich nicht — Ich ging hinein in die Mitte des Schiffes und ſchloß meine Thür — zu lenken das Schiff, Buzurſadirabi, dem Schiffer — den Palaſt gab ich in ſeine Hand — die Wuth eines Wetters am Morgen — erhob ſich vom Ende des Himmels anfangend — und weit — Bul in ſeiner Mitte donnerte, und Nebo und Saru ſchritten voran — die Träger des Thrones wandelten über Ebenen und Berge, — der Zerſtörer Nergal ſchlug um — Ninip ſchritt voran und ſchlug zu

Boden — die Geiſter trugen die Vernichtung — in ihrer Macht durchfegten ſie die Erde. — Die Fluth Bul's reichte bis zum Himmel — die herrliche Erde ward zur Wüſte. — Alles Leben vom Antlitz der Erde ward zerſtört — die mächtige Fluth ſtieg hinauf bis zum Himmel, — Bruder ſah nicht ſeinen Bruder, — Nicht erkannten die Menſchen einander. — Die Götter im Himmel fürchteten das Wetter und ſuchten Zuflucht, — ſie ſtiegen auf in den Himmel Anu's, — ſie ſtreckten ſich hin in Haufen gleich Hunden — Und Iſtar ſprach wie ein Kind: — Alle ſind gewandt zum Verderben. — Dem Böſen war geweiht mein Volk, und ich weiſſagte ſo. — Ich habe geboren mein Volk, und wie Fiſchbrut erfüllen ſie die See. — Die Götter weinten mit ihr — die Götter ſaßen in Seufzen, verhüllt waren ihre Lippen wegen des kommenden Verderbens. — Sechs Tage und Nächte vergingen. — Wind, Fluth und Sturm wurden übermächtig. — Im Laufe des 7. Tages ward ruhig der Sturm, und die Fluth ward ſtill. — Die See ließ er trocknen und Wind und Fluth hörten auf. — Ich ſah das Meer in heftiger Bewegung — und all die Menſchen gewandt zum Verderben, — wie Schilf trieben ihre Leichname umher. — Ich that auf das Fenſter, und das Licht brach herein über mein Antlitz, — es verging. Ich ſaß nieder und weinte, — Ueber mein Geſicht floſſen Thränen — Ich ſah das Ufer am Ende der Waſſer. — Zum Lande Nizir kam das Schiff. Der Berg Nizir hielt das Schiff auf, darüber hinwegfahren konnte es nicht — Am 7. Tage, in ſeinem Laufe — ſandte ich aus eine Taube, und ſie verließ mich, ſie ging und flog hin und wieder und — einen Ruheplatz fand ſie nicht und kehrte zurück. Ich ſandte aus eine Schwalbe, und ſie verließ mich, ſie ging und flog hin und wieder und — einen Ruheplatz fand ſie nicht und kehrte wieder. — Ich ſandte aus einen Raben — und er flog davon und die Abnahme der Waſſer ſah er, — er fraß, er ſchwamm und wanderte weg und kehrte nicht wieder. — Ich ſandte aus alle Thiere nach den 4 Winden, goß aus ein Trankopfer, — ich baute einen Altar auf der Spitze des Berges, — ſieben Pflanzen ſchnitt ich, — untenhin legte ich Schilf, Fichtenreiſer und Singar. — Die Götter verſammelten ſich über ſeinem Geruche, ſammelten ſich über ſeinem Wohlgeruche — die Götter, wie Fliegen fielen ſie über ſein Opfer her — In jenen Tagen flehte ich, daß ich ſie auf ewig nicht möchte verlaſſen. — Mögen die Götter kommen zu meinem Altar, — möge Ilu nicht kommen zu

meinem Altar. — Denn ohne zu überlegen hat er die Fluth angerichtet — und mein Volk der Tiefe preisgegegeben. — Vom Alters her Ilu in seinem Lauf — sah das Schiff und voll Aergers ging Ilu zu den Göttern und Göttinnen: — Lasset nicht Einen lebendig davon kommen, lasset nicht einen aus der Tiefe gerettet werden. Ninip öffnete seinen Mund und sprach und sagte zu dem Krieger Ilu: — Wer denn will fragen Hea nach dem, was er gethan hat? — Und Hea wußte alle Dinge. — Hea öffnete seinen Mund und sprach und sagte zu dem Krieger Bel: — Du, Fürst der Götter, Krieger — wenn Du zornig bist, richtest Du eine Fluth an. — Wer Sünde that, that seine Sünde, wer Böses that, that sein Böses — der gerechte Fürst lasse ihn nicht vertilgt werden, der Gläubige läßt ihn nicht vernichtet werden! — Anstatt daß Du eine Fluth machest, mögen Löwen überhand nehmen und die Menschen vertilgen — . . . Und die Götter sandten Hesisadra — einen Traum und ihr Urtheil hörte er. — Als sein Urtheil erfüllt war, Bel trat mitten auf's Schiff, — er nahm meine Hand und richtete mich auf, — er ließ mein Weib aufstehen und an meine Seite bringen, — er machte einen Bund, errichtete einen Vertrag und gab seinen Segen — vor Hasisadra und dem Volke also: — Wenn Hasisadra und sein Weib und das Volk, um gleich den Göttern zu sein entrückt sind — dann soll Hasisadra auf einem fernen Ort an die Mündung der Ströme wohnen. — Sie nahmen mich und an einem fernen Ort an der Mündung der Ströme setzten sie mich."

Dillmann, Prof. der Theologie in Berlin, der so weit fortgeschritten ist, daß er den biblischen Bericht einfach für eine hebräische Sage ausgibt und drei Berichterstatter herausschneidet, kann doch nicht umhin zu erklären: „Hat sich aber den vorderasiatischen, namentlich semitischen Völkern das Andenken an die große Fluth so tief eingeprägt, so müssen wir den Kern der Sache für so gut verbürgt erachten, als man es bei vorhistorischen (?) Ereignissen überhaupt kann". Auch gibt er zu, daß die alljährlichen Ueberschwemmungen im untern Mesopotanien nicht Veranlassung zur Sage gewesen sein können, da auch in dem babylonischen Bericht Armenien als Ausgangspunkt der geretteten Menschheit erscheine.

Die Berührungspunkte in unserer Sage mit dem biblischen Berichte sind so überraschend und so zahlreich, daß es genügt, einfach an dieselben zu erinnern. Die Ursache der Fluth ist die Sünde Hier wie dort haben wir den göttlichen Befehl ein Schiff zu bauen,

dessen Bau und Masse genau geschildet werden. Ein einziger frommer Mann mit seiner Familie, alle Thiergeschlechter und Speisevorräthe werden gerettet. Das Schiff wird von innen und außen verpicht und verschlossen. Die einzelnen Momente der Fluth verlaufen in wesentlicher Uebereinstimmung. Hasisadra-Noe öffnet das Fenster, nachdem er auf einem Berge gelandet und sendet Vögel aus. Er verläßt sein Schiff, baut einen Altar, bringt ein Brandopfer dar, dessen Wohlgeruch zum Himmel steigt. Dann folgt die Verheißung, daß eine Fluth nicht mehr kommen werde, schließlich der Segen und der Bund Gottes mit dem Fluthpatriarchen.

VI. Schluß.

Nachdem wir bei unserer Wanderung um die Welt, wobei wir von dem europäischen Land ausgegangen, das dem Schauplatz der Fluth zunächst liegt, jetzt zum Landungsplatz des Rettungsschiffes zurückgekehrt sind, wollen wir bei der Arche Halt machen und uns fragen: ist es denkbar, daß bei allen Völkern eine solche Sage von so merkwürdiger Uebereinstimmung selbst in den unwesentlichsten Einzelheiten rein ersonnen oder erdichtet wurde, wenn die Sündfluth keine geschichtliche Thatsache wäre? Das ist durchaus undenkbar und unmöglich. Dafür ist die Sage zu allgemein und die Uebereinstimmung in besondern, bezeichnenden Einzelnheiten zu treffend; man denke nur an die Arche und die Thiere in derselben, an den Rabe n, die Taube, den Oelzweig, den Berg der Landung, das Opfer, den Regenbogen u. s. w. Wo die Trübung des anfänglichen Gehaltes stärker geworden ist, kann man unschwer noch Erinnerungen an das Paradies, dämonischen Verführer, Brudermord, Thurmbau, Sprachenverwirrung u. s. w. herausschälen. Zuweilen wird Noe mit Adam, zuweilen mit Henoch identificirt.

Die biblische Erzählung allein gibt das Correctiv für diese Mythen und enthält den gesunden historischen Kern, ähnlich wie es bei der Schöpfungsgeschichte der Fall ist.

Dies ist die allein richtige Darstellung der Sachlage. Dagegen wird diese geradezu auf den Kopf gestellt, wenn Virchow am 26. Februar 1883 auf der Berliner Tribüne sagte: „die alte mosaische Schöpfungsgeschichte ist eine bereits in altsyrischen Bibliotheken enthaltene Lehre, ein der heidnischen Religion entlehntes menschliches Machwerk."

Es kann ja zugegeben werden, daß nicht Alles, was z. B.

Lüken an Sagen gesammelt, die Kritik besteht; — wir haben auch Vieles bei ihm übergangen — wir geben ferner zu, daß z. B. Zöckler's Folgerung, aus den amerikanischen Sagen gehe hervor, daß auch Amerika von der Fluth betroffen worden sei, nicht stichhaltig ist; wir haben auch zugegeben, daß in dem einen oder andern Falle christlicher Einfluß zur Klärung und Reinigung der getrübten Ueberlieferung eingewirkt haben mag; endlich ist einzuräumen, daß bei einzelnen Stämmen z. B. in Griechenland eine locale Ueberschwemmung auch Veranlassung zu einer Localsage geworden ist: aber trotzdem geht es nicht an, alle Sagen ähnlich zu erklären, vielmehr genügt ein Ueberblick auf all diese Ueberlieferungen, um uns zu vergewissern, daß die Fluth nicht ein Mythus, sondern ein geschichtliches Ereigniß ist. Und wenn dasselbe so tief im Gedächtniß der Völker haftete, daß die Erinnerung daran von Armenien bis Britannien, Südafrika, China und über Ostasien bis nach Amerika lief und dort sich von Nord bis Süd verbreitete, so ist dies nur so erklärlich, daß die einzelnen Völker beim Verlassen des gemeinsamen Vaterhauses vom gemeinsamen Stammcapital der Ueberlieferung ihre Erbtheile mit sich auf die Wanderung genommen haben. Wir stimmen Zöckler bei wenn er sagt, daß nur eine geflissentliche, jedes Zugeständniß an die geoffenbarte Wahrheit verweigernde hartnäckige Hyperkritik Angesichts des großen Consenses fast aller Nationen bezüglich jener erschütternden Katastrophe der Urzeit bei ihrer Behauptung einer ursprünglichen Verschiedenheit der menschlichen Racen beharren und demgemäß abenteuerliche Auswege versuchen kann, wie die Annahme, die meisten Fluthsagen seien unabhängig von einander kraft eines der Phantasie aller Völker einwohnenden analogen Bildungstriebes entstanden. Schließen wir mit den Worten Fraas': „Der Umstand aber, daß alle bekannten Völker, die überhaupt ihre Geschichte zu schreiben im Stande sind und ihre Traditionen zu bewahren verstehen, mit wenig Abänderungen auf gleiche Weise ihre Geschichte bis zur großen Fluth hinreichen lassen und sich als Abkömmlinge eines oder weniger Menschenpaare betrachten, welche durch göttliche Bewahrung die Katastrophe über lebten, ist ein sicherer Bürge für die Wahrheit der Thatsache, welche die hl. Schrift berichtet."

Es fehlt zwar nicht an Naturforschern, welche die Geschichte der Sündfluth kurzweg eine einfältige Mythe nennen zu dürfen glauben, die aus Gesetzen der Natur keinerlei Erklärung finde. Es ist freilich bequemer auf hohem Roß, an einer unverstandenen Er-

ſcheinung vorüber zuſprengen, als ſich auf deren Deutung und Erklärung einzulaſſen. Die Entſtehung dieſer Mythe und deren gleichmäßige Aufnahme in die Religionſyſteme der Menſchen iſt, wenn es blos Mythe ſein ſoll, nach unſerem Dafürhalten noch viel ſchwerer zu verſtehen, als jene Thatſache einer allgemeinen Ueberſchwemmung.*)

*) Vor der Sündfluth. S. 480. Neueſtens iſt noch eine Sündfluthſage der Lappen im „Ausland" 18. Juli 1881 publicirt worden.

Verlag von A. Foesser Nachfolger, Frankfurt a. M.

In unserem Verlage erschien:

Juristische Rundschau

für

das katholische Deutschland

herausgegeben durch den

katholischen Juristenverein zu Mainz.

III. Heft.

Inhalt.

Abhandlungen: Erwerbs- und Eigenthumsrecht der Kirche (Fortsetzung und Schluß). —
Proceßreferate, Civilproceß: Die Folgen eines standesamtlichen Eheschließungsactes bei Unterlassung der versprochenen kirchlichen Trauung.—
Strafproceß: Actenstücke eines maigesetzlichen Processes aus den Jahren 1882/83.—
Miscellen: Göttliche Justiz. —
Vereins- und Redactions-Telephon. —

Preis 75 Pf.

Zu beziehen durch **A. Foesser Nachfolger** so wie durch alle solide Buchhandlungen.

Natur & Offenbarung.

Organ zur Vermittlung zwischen Naturforschung & Glauben

für Gebildete aller Stände.

Monatlich 1 Heft à 4 Bogen. — Preis pro Jahr 8 Mark.

Verlag der Aschendorf'schen Buchhandlung, Münster; zu beziehen durch A. Foesser Nachfolger in Frankfurt a. M.

Inhalt des VII. Heftes:

Abhandlungen. — Ueber die Fortschritte in der chemischen Atomenlehre. Von L. Dressel, S. J. (Fortsetzung.)
Ueber Hypnotismus. Von Prof. Dr. C. Gutberlet. (Schluß.)
Der Trichterwickler, ein Bild aus dem Instinktleben der Thiere. Von Erich Wasmann, S. J. (Fortsetzung.)
Die ewige Bewegung der Materie. Von Aloys Hegglin, S. J, Ditton Hall near Widny, Lancasshire, England.
Erwiderung. (L. D.)
Recensionen. — Madagaskar. Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel, Sprache, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner. Von James Sibree. (L. D.) — Die Spectralanalyse in ihrer Anwendung auf die Stoffe der Erde und die Natur der Himmelskörper. Gemeinfaßlich dargestellt von Dr. H. Schellen. (H.) — Glaube und Aberglaube in der neueren Naturwissenschaft. Von Dr. H. Bolze. (D.)
Vermischtes. — Das Zodiakallicht. — Die Erährung des Herzens. — Meerungeheuer.

In unserem Verlage erschien und halten wir zur Reisesaison bestens empfohlen:

Führer durch Frankfurt a. M.

und nächste Umgebung

mit Plan und Ansichten.

Preis 1 Mark.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie bei Einsendung von 1 Mark in Briefmarken franco von

A. Foesser Nachfolger

Frankfurt a. M.

Madagaskar.

Von

Franz Topp.

Madagaskar, die drittgrößte Insel der Erde, die „Perle des Ostens", zieht besonders in jüngster Zeit wegen seines Krieges mit Frankreich die Augen Europas auf sich. In Rücksicht auf diese Zeitumstände möchte es angezeigt sein, einiges über die Insel und ihre Bevölkerung, deren Lebensweise und Sitten, und besonders über die dortige katholische Mission, die in hoher Blüthe steht, zusammenzustellen, wie es uns von Reisenden und Missionären berichtet wird.

Zuvor aber müssen wir die gegenwärtige politische Situation der Insel und die Ursachen des Krieges mit Frankreich in kurzen Zügen klarstellen.

Nachdem König Ludwig XIII. auf Anrathen Richelieu's die Insel für französisches Eigenthum erklärt hatte, versuchten die Franzosen zu verschiedenen Zeiten, aber stets mit unglücklichem Erfolge, dort festen Fuß zu fassen. Um dieses zu verhindern und Madagaskar vor einer Eroberung durch die Franzosen zu bewahren, erkannte England im Jahre 1810 den Häuptling der Howas als König der Insel an. Dagegen suchten die Franzosen ihre alten Ansprüche zu behaupten und schlossen mit dem Stamme der Sakalaven ein Bündniß. Als nun im vorigen Jahre die Howas versuchten, auch diesen Stamm sich zu unterwerfen, protestirte Frankreich und schickte vor einigen Monaten mehrere Kriegsschiffe nach Madagaskar. Darüber entstand auf der Insel eine nicht geringe Aufregung und die Königin beeilte sich, ihren Premierminister, der zugleich ihr Gemahl, an der Spitze einer Gesandtschaft an verschiedene Höfe Europas zu schicken. Noch weilten die Gesandten in London und schon langte die Nachricht an, daß die Franzosen die Hafenstädte Passandava und

Mojanga an der Westküste, und Tamatave an der Ostküste Madagaskars bombardirt und alle Zugänge zur Hauptstadt Tananariva gesperrt haben. Die Engländer scheinen nicht geneigt zu sein, den Madegassen zu helfen, doch werden sie auch nicht zulassen können, daß Frankreich die schöne Insel vollständig annektire; denn dadurch würde ihr Handel in diesem Theile Afrikas empfindlich geschädigt werden. Der Regierung von Madagaskar ist diese Sachlage vollkommen bekannt; sie weiß, daß sie im äußersten Falle an England einen Rückhalt hat, und beschleunigt deshalb ihre militärischen Rüstungen, fest entschlossen, dem französischen Angriff mit Gewalt zu begegnen. Jetzt sollen sich sogar die Sakalaven, die bisher Frankreich freundlich gesinnt waren, und deretwegen der Krieg eigentlich ausgebrochen ist, den Howas, ihren früheren Feinden, angeschlossen haben, um mit vereinten Kräften den fremden Einfall zurückzuweisen. So ganz leicht möchte demnach den Franzosen die Besitznahme der Insel nicht sein. Indessen scheint die ganze madegassische Angelegenheit für jetzt noch in den Anfängen der Entwicklung zu sein, was sich daraus ergeben wird, ist vorläufig noch nicht abzusehen.

Wenden wir uns nach dieser kurzen politischen Auseinandersetzung zu einer Beschreibung der Insel und ihrer Bewohner und beginnen wir mit der Darlegung ihrer geographischen Verhältnisse als dem grundlegenden Theil.*)

1. Beschreibung des Landes.

Obschon Madagaskar seit vielleicht 1000 Jahren den Arabern bekannt war, erhielt Europa erst im dreizehnten Jahrhundert Kunde von der Insel. Marko Polo, der berühmte venetianische Reisende, hatte auf seinen Reisen in Asien Nachrichten über dieselbe gesammelt und diese in einem Kapitel seines Reisebuches niedergelegt. Da er aber die Insel, die er Magastä oder Madeigaskar nennt, nicht selbst gesehen, so ist es begreiflich, daß nicht alle seine Angaben auf Wahrheit beruhen Portugiesische Seefahrer waren die ersten Europäer, welche die Insel zu Gesicht bekamen. Am 1. Febr. 1506 entdeckte Fernando Soares, der Unterbefehlshaber des bekannten Franzisko

*) Benutzt wurden vorzugsweise: „Madagaskar von James Sibree“ (einem protestantischen Missionär, der sich mehrere Jahre in Madagaskar aufhielt), Leipzig, Brockhaus 1881 und „Die katholischen Missionen“, Freiburg, Herder. Jahrgang 1875, 79 und 83.

d'Almeida, des Vizekönigs von Oſtindien, die Oſtküſte von Madagaskar und am 10. Auguſt des nämlichen Jahres, am S. Laurentiustage, entdeckte Gomez d'Abreu die Weſtküſte der Inſel und nannte ſie Isle de S. Laurenzo. Dieſen Namen hat ſie mehr als hundert Jahre behalten, ſpäter wurde der alte Name Madagaskar wieder gebräuchlich. Woher letzterer ſeinen Urſprung hat, iſt nicht feſtzuſtellen, wahrſcheinlich iſt er von Fremden der Inſel beigelegt; denn die Eingeborenen ſelbſt nannten ſie Nosie-dambo, d. i. „Inſel der wilden Schweine" oder Izao-rehetra-izao, d. i. „Dieſes Alles". Die älteſten Berichte über Madagaskar, namentlich das Buch des Churfürſtlich Sächſiſchen Hiſtoriographen Hieronymus Megiſerus*) ſowie die Werke des engliſchen Arztes Walter Hamond**) enthalten neben manchem Wahren viele Uebertreibungen und Unrichtigkeiten und ergehen ſich in langen Schilderungen der paradieſiſchen Schönheit und Herrlichkeit des Lands und des Glückes ſeiner Bewohner. Die Berichte neuerer Reiſenden entwerfen uns zwar ein ganz anderes Bild der Inſel; aber auch ſie preiſen ihre ſchöne Lage, ihren Reichthum und ihre Fruchtbarkeit. Doch iſt ſie bis jetzt noch durchaus nicht genau durchforſcht; es gibt im Innern noch viele ausgedehnte, ganz unbekannte Gebiete, die noch nie eines Europäers Fuß betreten, und ſelbſt die geographiſchen Aufnahmen und Karten leiden noch an vielen Unrichtigkeiten und Mängeln.

Madagaskar, von Afrika durch die Straße von Mozambique getrennt, hat eine Länge von 215, eine durchſchnittliche Breite von 47 deutſchen Meilen. Man kann ſich von ihrer Größe einen Be-

*) „Wahrhafftige, gründliche und ausführliche, ſowol Hiſtoriſche alß Chorographiſche Beſchreibung der überauß reichen, mechtigen und weitberhümbten Inſul Madagaskar, ſonſten S. Laurentii genandt, welche heutigstags für die allergröſſeſte auff dem Meer, in dem gantzen umbkreiß der Welt gehalten wird. Sampt erzehlung aller derſelben Qualiteten und gelegenheiten, Einwohnern, Thieren, Früchten und Erdgewächſen u. ſ. w. Durch Hieronymum Megiſerum." Altenburg in Meißen 1609.

**) „Ein Paradoxon, durch welches bewieſen wird, daß die Bewohner der Inſel Madagaskar oder St. Lorenz (in weltlichen Dingen) das glücklichſte Volk der Erde ſind." 1640.

„Madagaskar, das reichſte und fruchtbarſte Eiland der Welt. Hierinnen ſind die Temperatur des Climas, die Natur der Einwohner, die Annehmlichkeiten des Landes und die Leichtigkeit und der Nutzen einer Beſiedelung durch unſer Volk ausführlich und wahrhaftig beſchrieben. Verfaßt durch Walter Hamond." London. 1643.

griff machen, wenn man bedenkt, daß ihre Länge von Hamburg nach Neapel reicht und daß sie das Deutsche Reich um 1700 □ Meilen übertrifft. „Von der See aus, heißt es in den „Katholischen Missionen" (Jahrgang 1875, S. 6), gewährt Madagaskar einen pittoresken Anblick; die Insel gleicht einer ungeheuren Festung, die aus mehreren aufeinander gethürmten Gebirgen erbaut ist." Aus einer niedrigen, oft sumpfigen und seenreichen Küstenebene steigt im Osten fast mauerartig, im Westen in Terrassen das Gebirgsland auf. Dasselbe liegt nicht gerade in der Mitte, sondern mehr nach Osten und Norden zu und ist eine waldlose, größtentheils öde und unfruchtbare Hochebene. Auf ihrem rothen Thonboden erheben sich dann höhere Gebirgszüge, wie das Ambohitsmenagebirge, kaum 9000 Fuß über dem Meere. Die Gipfel, die theilweise im Winter mit Schnee bedeckt sind, haben oft großartige, überraschende Formen, wie der Berg Ambohitra oder Amber, der schon aus weiter Entfernung vom Meere her mit seinen drei Spitzen einen malerischen Anblick darbietet. Auf dieser Hochebene entspringen die Flüsse, von denen einige an der Ostseite der Insel münden. Sie durchbrechen den Felsrand in gewaltigen Schluchten und bilden zahlreiche Wasserfälle, wie der Matitanana, der in einem Sturze 5—600 Fuß tief herabfällt. Die meisten und größten Flüsse aber wenden sich nach Westen; unter ihnen ist der Betsiboka der bedeutendste; nach ihm kommen der Mahajamba und der Mania. Letzterer soll einen so gewaltigen Wasserfall haben, daß man sein Geräusch aus einer Entfernung von mehreren Stunden deutlich vernehmen kann. Merkwürdig ist an der Ostseite der Insel die Reihe von Lagunen, die sich auf einer Strecke von mehreren hundert Kilometern am Strande des Meeres hinziehen. Sonst gibt es in Madagaskar nur wenige Seen; der größte ist der Alaotra-See, der dem Bodensee ungefähr an Größe gleichkommen mag. Die Küste ist im Osten und Süden ihrem größten Theile nach gleichförmig ohne Einschnitte und Meerbusen; die nördliche Hälfte dagegen ist reich an trefflichen Hafenbuchten, unter andern die Antongil-Bai an der Ostküste und der Britische Sund an der Nordspitze, wohl einer der schönsten Häfen der Welt. Einige kleine Inseln sind der Küste vorgelagert, so Sainte Marie an der Ostküste und Nossio-Be an der Westküste, die den Franzosen gehören.

Erst in neuerer Zeit hat man konstatirt, daß sich ein Urwald wie

ein Gürtel rings um die Insel hinzieht; von diesem sind große Strecken noch undurchforscht, die hoffentlich in Zukunft für die Botanik eine reiche Ausbeute liefern werden.

2. Klima, Thiere und Pflanzen.

Das Klima der Insel ist sehr verschieden. Auf den Hochebenen und in den Gebirgen ist es gemäßigt, an den Küsten durch Seewinde gemildert, doch an der Ostküste sehr ungesund, indem die Hitze in den zahlreichen Sümpfen und stehenden Gewässern miasmatische Dünste erzeugt. Hier entstehen die gefährlichen Gallenkrankheiten, die unter dem Namen der madagassischen Fieber bekannt sind. „Daher kommt es, schreiben die Katholischen Missionen*), daß die oft wiederholten Kolonisationsversuche der Europäer stets scheiterten und die Insel den Namen „Kirchhof der Europäer" nicht ohne Grund erhielt. Wenn man dem Könige Radama I. rieth, Festungen anzulegen und europäische Offiziere zur Ausbildung seiner Truppen kommen zu lassen, um den Europäern gewachsen zu sein, pflegte er zu antworten: „Ich habe zwei Generäle, Haso und Faso, die es mit allen europäischen Generälen aufnehmen." Haso heißt der Urwald und Faso das Fieber. In der That war die Insel von diesen beiden Wächtern gut beschützt. Indessen ist, wie schon bemerkt, das Klima im größten Theile der Insel sehr gesund und den Europäern zuträglich; hier ist die Luft so rein und durchsichtig, daß man auf weite Entfernungen hin ohne Fernrohr alles deutlich wahrnehmen kann.*)"

„Ein großes Gebiet von Madagaskar, sagt Sibree**), ist mit Wald bedeckt, der als breiter Gürtel in fast ununterbrochener Linie die Insel umzieht, während außerdem noch ausgedehnte, weniger dichte Waldungen einen bedeutenden Theil der westlichen und südlichen Ebenen einnehmen. Diese Wälder müssen dem Anscheine nach einen passenden Aufenthalt darbieten für eine beträchtliche Menge lebender Wesen: Vögel, Reptilien und auf Bäumen lebende Säugethiere. So könnte man denn aus den natürlichen Bedingungen des Landes den Schluß ziehen, daß Madagaskar, das ja fast in seiner ganzen Ausdehnung der tropischen Zone angehört, von einem überaus reichen Thierleben erfüllt sei. Dem ist aber nicht so, wenigstens nicht

*) Jahrgang 1875. S. 7.
**) Seite 41.

in dem Maße, wie man es erwarten könnte; und einem Fremden, der den Wald zum ersten Male durchwandert, wird die allgemeine Stille ringsum und die offenbare Seltenheit von Vögeln auf seinem Wege immer auffallen. Die Fauna des Landes enthält zwar einige ungemein interessante und Ausnahmen bildende Thiere, ist aber fast ebenso merkwürdig durch das Fehlen wie durch das Vorhandensein gewisser Arten. Und nicht nur dieses: nach der Lage der Insel in Bezug auf Afrika, von dem es durch eine Meeresstraße getrennt ist, die an ihrer schmalsten Stelle nur etwa 400 Kilometer breit ist (und dieser Abstand wird durch eine Untiefe noch auf etwa 250 Kilometer reducirt), dürfte man wohl erwarten, daß die Fauna von Madagaskar mit der des Festlandes die größte Aehnlichkeit habe.

Und doch ist dieselbe eine auffallend verschiedene; ganze Familien der großen Säugethiere fehlen vollständig; die größeren Katzen: Löwen und Leoparden, auch Hyänen sind gar nicht vertreten; ebenso die Hufsäugethiere, mit alleiniger Ausnahme einer Art des Flußschweines, des einzigen Verwandten des Flußpferdes, Rhinoceros und Büffels; es gibt hier weder Zebras, Quaggas oder Giraffen, noch auch irgend eine der zahlreichen Antilopenarten, welche die afrikanischen Ebenen durchstreifen. Kein Elefant weidet in den Waldregionen Madagaskars, und, was noch merkwürdiger ist, auf ihren Bäumen leben auch keine Affen. Die wenigen auf der Insel vorhandenen Pferde und Esel sind erst vor Kurzem von Europäern eingeführt worden; selbst das Zebu, das in ungeheuren Heerden sich vorfindet, ist wahrscheinlich nicht einheimisch, sondern in einer früheren Zeit schon aus Afrika gebracht worden; und die haarigen, fettschwänzigen Schafe, sowie die wenigen Ziegen, die man in Madagaskar findet, sind von anderswo eingeführt." Dagegen darf das Land wohl als das Hauptquartier der Halbaffen (Lemuren oder Makis) bezeichnet werden, die sehr verschieden an Gestalt und Farbe, in dem ganzen umgebenden Waldkreise vorkommen. Wenn man von der Küste nach dem innern Hochlande reist, wird man häufig ihr lautes klagendes Geschrei hören, von dem der Wald manchmal minutenlang widerhallt, und das, zum ersten Male gehört, den erschreckendsten Eindruck macht. „Im ersten Augenblicke dachte ich," erzählt Sibree, „es müßten irgendwo in der Nähe Menschen in großer Noth sich befinden; nachdem ich aber die Ursache dieser Töne entdeckt hatte, gewährte es mir immer ein eigenartiges Vergnügen, dem langgezogenen melancholischen Geschrei zu lauschen." Es gibt gegen 34 Arten

dieſer Thiere, die der Inſel eigenthümlich ſind und ſich ſonſt in keinem andern Lande finden. Auch unter den Vögeln gibt es außerordentlich viele Spezies, die nur auf Madagaskar vorkommen; man hat bis jetzt mehr als 110 verſchiedene Arten von Landvögeln entdeckt, von denen nur zwölf identiſch ſind mit den ſchon bekannten benachbarter Continente. Strauße, Faſane, Paradiesvögel, Kolibris finden ſich in Madagaskar nicht, dagegen zahlreiche Sumpf- und Waſſervögel, welche ſich in der größten Mannigfaltigkeit an den Seen und Flüſſen aufhalten. Neuerdings hat man auch konſtatirt, daß die Erzählung vom Vogel Ruck, die uns Mark Polo in ſeinem Reiſeberichte gibt, und von dem auch die indiſche Sage berichtet, doch mehr als ein bloßes Märchen iſt. Man ſagte von ihm, daß er mit ſeinen ausgeſpannten Flügeln 30 Schritt gemeſſen und ſo groß geweſen ſei, daß er ſeinen Jungen Elefanten ins Neſt getragen habe; einmal ſei von ihm ein Ei herabgefallen, und habe mit ſeinem Inhalt 32 Ortſchaften überſchwemmt. Wenn auch dieſe Angaben märchenhaft ſind, ſo muß es doch ehemals auf Madagaskar Vögel gegeben haben, welche die jetzigen bei weitem an Größe übertrafen. Man hat dort nämlich einige Vogeleier gefunden, die ſechs- bis ſiebenmal größer als Straußeneier nnd hundertachtundvierzigmal größer als Hühnereier ſind. Jetzt iſt der Vogel, der ſolche ungeheure Eier legt, wahrſcheinlich ausgeſtorben, nur einige Knochen von ihm haben ſich noch vorgefunden. An Schlangen iſt Madagaskar ziemlich reich, doch ſind unter ihnen wahrſcheinlich keine giftige; deſto gefährlicher ſind die Krokodile, von denen alle Flüſſe wimmeln. Bisweilen ſind die Einwohner, die nahe an einem Waſſer wohnen, gezwungen, ſich durch dichte Hecken und Geſtrüpp vor dieſen Unthieren zu ſchützen. Madagaskar beſitzt außerdem, wie ſchon bemerkt, zahlloſe wilde Schweine, ausgezeichnetes Rindvieh und Schafe mit Fettſchwänzen; Schmetterlinge, Käfer und andere Inſekten zeichnen ſich aus durch große Schönheit in Geſtalt und Farbe, und wunderbar glänzende Feuerfliegen erhellen das Dunkel der Nacht.

Wie die Bodenbeſchaffenheit der Inſel, ſo zeigt auch demgemäß die Vegetation eine große Mannigfaltigkeit. Während die Hochebenen im Innern meiſtentheils ganz ohne Baumwuchs ſind und wie die Prairien Amerikas nur langes, hartes Gras tragen, das jedoch von den Eingeborenen zu vielen nützlichen Dingen verwerthet wird, findet ſich in den Ebenen an der Meeresküſte und in den Flußthälern oft die üppigſte tropiſche Vegetation. In den Urwäldern wachſen

Bäume von ungeheurer Höhe, feine für Tischlerarbeiten dienende Hölzer, herrliche Palmen, Bambusrohr u. s. w. Das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung ist der Reis, der auf großen, mit vieler Einsicht und vielem Fleiße bearbeiteten Feldern gebaut wird. In den meisten Gegenden gedeihen auch das Zuckerrohr, der Kaffeebaum, die Tabackstaude und die verschiedensten Obstarten in der üppigsten Fülle Citronen, Orangen, Ananas, Weintrauben, Bananen u. s. w. Der nützlichste und Madagaskar besonders eigenthümliche Baum ist aber ohne Zweifel der berühmte „Baum des Reisenden". Derselbe wächst zu einer Höhe von 30—70 Fuß empor und trägt anstatt der Krone ein Büschel langer Blätter. Durchsticht man den untern Theil eines der Blattstiele mit einem spitzen Stocke, so springt ein Strahl kühlen und klaren Wassers hervor, an dem man bequem seinen Durst löschen kann. Es leuchtet ein, daß ein solcher Baum in den wüsten, wasserlosen Hochebenen für die Reisenden von unschätzbarem Nutzen ist.

„Die vegetabilischen Produkte Madagaskars, schreibt Sibree*), sind sehr mannigfaltig und im Ueberflusse vorhanden. Durch die Beihülfe von europäischem Kapital und Sachverständniß könnten hier fast alle tropischen Produkte in großem Maßstabe für den Export gewonnen und zu einer Quelle ungeheuren Reichthums für das Land gemacht werden. Reis wird schon in nicht ganz unbedeutender Menge ausgeführt; die Kaffeeproduktion, die einen bedeutenden Umfang erreicht hat, nimmt von Jahr zu Jahr zu; aber daneben können auch Zucker, Indigo, Taback und Gewürze in wahrhaft unerschöpflichen Quantitäten gewonnen werden. Mit der Zeit werden sicherlich auch die werthvollen Hölzer der großen Waldungen zu einem wichtigen Posten in dem Export des Landes werden, und es unterliegt wohl keiner Frage, daß eine eingehende wissenschaftliche Erforschung der Wälder noch zahlreiche andere, für den Handel werthvolle vegetabilische Produkte zu Tage fördern würde."

Aus dem Gesagten ist ersichtlich, daß Madagaskar für den Zoologen wie für den Botaniker ein höchst interessantes Land ist; sagte doch schon ein bedeutender Naturforscher des vorigen Jahrhunderts Linné würde auf Madagaskar 10 Ausgaben seines Pflanzensystems haben abfassen können, ohne die Flora zu erschöpfen. Indeß werden wohl noch viele Jahre vergehen, bis die vielen in den Urwäldern verborgenen Schätze für die Wissenschaft gehoben sind.

*) Seite 109.

3. Die Bevölkerung des Landes.

Es ist wahrscheinlich, daß früher ein anderes Volk als heutigen Tages, Madagaskar bewohnte. Diese Ureinwohner, Vazimbas genannt, deren Gräber sich überall im Lande befinden, leben noch fort in der Tradition des Volkes, und es wird von ihnen berichtet, daß sie von auffallend kleiner Statur gewesen und schmale Köpfe gehabt hätten; der Gebrauch des Eisens sei ihnen unbekannt gewesen. Spuren dieses Volksstammes sollen noch heute an der westlichen Seite der Insel existiren.

Wie schon früher angedeutet, stehen die in Madagaskar sich vorfindenden Pflanzen und Thiere in fast gar keiner Verwandtschaft zu den Pflanzen und Thieren des benachbarten Afrikas; sie weisen vielmehr auf verwandte Formen des südlichen Asiens und den malaiischen Inselgruppen hin. Dasselbe kann man auch von der Bevölkerung mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß sie nicht afrikanischen Ursprungs ist. Die Sprache, der Typus, die Sitten und Gebräuchen der Madegassen deuten unzweifelhaft auf eine Verwandschaft mit den Bewohner der Halbinsel Malakka. Doch finden sich auch, namentlich im Osten der Insel, Spuren eines arabischen Einflußes. Die Araber haben sich wahrscheinlich schon seit hundert Jahren auf der Insel niedergelassen, doch leben sie von der einheimischen Bevölkerung streng geschieden und gehen nur selten mit ihnen Ehen ein. An der Westküste haben auch indische Elemente Eingang gefunden und haben hier die Städte mit ihren steinernen Häusern und flachen Dächern ein ganz indisches Aussehen. Die Sklaven, die früher und auch jetzt noch trotz der Wachsamkeit der Engländer vielfach heimlicher Weise eingeführt werden, sind zum großen Theil afrikanischen Ursprungs.

Abgesehen von diesen fremden Elementen ist die Bevölkerung Madagaskars rein und ungemischt, aber nach den einzelnen Stämmen und Landschaften auffallend verschieden. Es gibt Leute mit fast ganz schwarzer und fast weißer Hautfarbe, mit kurzem krausen und langem schwarzen Haar, mit fast europäischem und fast amerikanischem Typus. Unter den Stämmen, welche die Insel bewohnen, sind an erster Stelle die Howas zu nennen. Sie bewohnen die Mitte der Insel und sind heute unbestritten der herrschende Stamm. Diese ihre Macht verdanken sie ihrem Könige Radama I (1810—28). Derselbe schloß mit den Engländern einen Vertrag, demzufolge er den Sklavenhandel unterdrückte und dafür europäische Waffen und Munition erhielt. So konnte er seine Truppen nach europäischer

Art einrichten und nach harten Kämpfen die meisten Stämme der Insel sich unterwarfen. Jedoch sind die Howas nie faktisch Herren ganz Madagaskars gewesen und sind es auch heute noch nicht; ein Theil der Westküste und die ganze Südküste, wenigstens ein Drittel der Insel, ist noch unabhängig. Die Howas haben einen gedrungenen Körperbau und glattes schwarzes Haar, an Intelligenz und Civilisation übertreffen sie alle andern Stämme.

Nahe verwandt mit ihnen sind die Betsileos, in der südlichen Mitte Madagaskars. Auch sie sind sehr intelligent und fleißig, aber auch unzuverlässig und hinterlistig, wie denn Lügen und Betrügen in ganz Madagaskar an der Tagesordnung ist.

Tiefer im Süden wohnt das Volk der Baras, das weit roher und unkultivirter ist, als die übrigen Madegassen.

Während sie bisher vom Christenthume nichts wissen wollten, hat dasselbe unter den Tanalas oder Waldleuten, welche den Urwald an der Ostküste bewohnen, schon einigen Eingang gefunden Ihre Hauptstadt Ikongo liegt auf einem steilen, tausend Fuß hohem Berge, der von allen Seiten fast ganz unzugänglich ist. Darum haben sie sich auch bisher von der Herrschaft der Howas fast ganz frei zu halten gewußt.

Dagegen wurden die Sihanakas, die mehr nach Norden an den Ufern des Alaotra-Sees wohnen, im Anfange dieses Jahrhunderts nach harten Kämpfen von den Howas unterworfen. Die Sihanakas leben in einem sumpfigen, ungesunden Lande und nähren sich meist von Viehzucht, die hier in großartigem Maße betrieben wird; manche sollen Heerden von 5000 und mehr Stück Rindvieh besitzen.

Hart an der Ostküste wohnen die Betsimisarakas, ein Gesammtname für alle dortigen Stämme. Sie zeichnen sich theilweise durch große Aehnlichkeit mit den Howas aus und sind ein ruhiges, geduldiges, dem Christenthume geneigtes Volk.

Die ganze Westseite Madagaskars nehmen die Sakalavas ein, die vor ungefähr hundert Jahren das mächtigste Volk der Insel waren; selbst die Howas waren ihnen unterworfen. Durch den Howakönig Radama I aber erlangten, wie schon gesagt, die letztern das Uebergewicht und machten sich nicht nur frei, sondern fingen auch an, ihre früheren Herren zu unterjochen. Doch die unmenschliche Grausamkeit derselben veranlaßte die Sakalavas, sich unter den Schutz der Franzosen zu begeben. Diese nahmen durch einen Ver-

trag die kleine Insel Nossi-Be und auch einen kleinen Theil des Festlandes in Besitz. Da nun, wie im Eingange bemerkt, die Howas im vorigen Jahre versuchten, auch dieses Volk ganz zu unterwerfen und sich um den Vertrag nicht kümmerten, ist der augenblickliche Krieg mit Frankreich entstanden.

Nach ungefährer Schätzung mag die Bevölkerung Madagaskars gegen 4 Millionen Seelen betragen. Früher war sie unstreitig eine zahlreichere. Aber durch die vielen Kriege, welche die einzelnen Stämme unter sich mit großer Grausamkeit führten und theilweise noch führen, sind ganze Länderstrecken entvölkert worden. Noch mehr trägt dazu bei die trotz der Einführung des Christenthums vielfach herrschende Unsittlichkeit, sowie der Aberglaube des Volkes, der sämmtliche an sogenannten Unglückstagen geborenen Kinder dem Tode weiht, wovon später noch die Rede sein wird. An den Küsten haben auch vielfach die Pocken gewüthet und eine große Sterblichkeit hervorgerufen.

Große Städte gibt es außer der Hauptstadt der Howas, Tananariva oder Antananarivo, eigentlich nicht. Tananariva, die „Stadt der tausend Dörfer", die Residenzstadt der Königin, liegt ungefähr in der Mitte des Landes und hat mehr als 100,000 Einwohner. „Es bietet, schreibt P. de Regnon*), einen ganz merkwürdigen Anblick; die Stadt bedeckt einen Hügel, der von ferne gesehen, einer abgestumpften Pyramide gleicht, über welche sich der Königspalast erhebt. Um denselben an steilen Abhängen liegen die zahreichen Privathäuser, meistens mit Rohr bedeckt. Die Straßen sind eng, unregelmäßig, schmutzig oder vielmehr es sind in Tananariva gar keine Straßen — mit Ausnahme der zum Königspalast führenden — sondern nur steile elende Fußpfade vorhanden. Dennoch sind manche der Privatgebäude sowohl, die mit hübschen Veranda's geschmückt sind, als auch die Gärten und das Grab Radama's I., das an ägyptische Architektur erinnernde Grabmal Reiniharo's und mehrere andere Bauwerke wohl geeignet, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Der Königspalast ist ganz aus Holz gebaut, das ganze Gebäude ist von Holzsäulen umgeben, auf welchen das Dach ruht, das selbst zeltförmig noch 13 Meter sich erhebt und in der Mitte auf eine Holzsäule von 39 Meter sich stützt. Alle diese Säulen, auch die in der Mitte, bestehen aus einem einzigen

*) Katholische Missionen. Jahrgang 1875. S. 7.

Stamm. Bedenkt man nun, daß die Wälder, in denen so hohe Bäume sich finden, gegen 20 Stunden entfernt sind, daß es ferner gar keine ordentlichen Wege gibt und daß man Zugthiere und Maschinen auf Madagaskar nicht kennt, sondern alles von Menschenhand geschehen muß, so darf man die Errichtung dieses Gebäudes wohl für ein halbes Wunder halten. Außer dem Palast ist auch noch der große Platz von Andohalo, weniger seiner Schönheit als seiner Bedeutung wegen, sehenswerth. Auf ihm finden die großartigen Volksversammlungen statt, zu denen bis zu 50,000 Menschen und mehr zusammen kommen. In der Mitte des Platzes befindet sich der heilige, Vatomasina genannte Stein, welcher allein die Kraft hat, die Könige und Königinnen von Madagaskar rechtmäßig mit der Herrschergewalt zu belehnen. Die erwählte Person stellt sich auf den Stein, verweilt einen Augenblick und verläßt ihn als unumschränkter Herrscher aller Madegassen; die Königswürde selbst heißt bei ihnen daher Vanivato, die Blume des Steines, da sie aus diesem Steine gleichsam entsprießt.

Nächst Tananariva ist Tamatave zu nennen, die besuchteste Hafenstadt, mit 7000 Einwohnern. „Dieselbe hat nichts Merkwürdiges, schreiben die katholischen Missionen" *), und das Einzige, was den Neuankommenden hier überrascht, ist der Bazar, wo neben den mannigfaltigsten Produkten der Insel in buntem Gemisch auch alle möglichen Artikel europäischer Industrie ausgestellt sind. Was Ausverkäufer in Frankreich und England nicht mehr absetzen können, scheint nach Tamatave auszuwandern, um hier armen Madegassen als kostbarer Schmuck verkauft zu werden. Da gibt es Uniformen von alten Schweizerregimentern und Hofrathsfräcke aus dem vorigen Jahrhundert, die um so eifriger gekauft werden, je bunter sie sind; da gibt es Crinolinen und Damenhüte von allen denkbaren Formen, die noch immer Liebhaberinnen genug finden. Das ist die Civilisation, welche der Handel hier verbreitet." Mojango ist der wichtigste Hafen an der Westseite der Insel und hat gegen 14,000 Einwohner. Kürzlich ist es von den Franzosen bombardirt und besetzt worden. Außerdem gibt es noch einige andere Städte von 5000 Seelen z. B. Fianarantsao, die Hauptstadt der Betsileos, während die Dörfer ausnahmslos nur sehr klein sind.

In neuerer Zeit werden die Städte und Dörfer in Mada-

*) Jahrgang 1875. Seite 8.

gaskar auf Befehl der Regierung meiſt in der Ebene gebaut, wogegen die älteren gewöhnlich eine ſehr ſchöne maleriſche Lage auf den Gipfeln der Hügel haben. Sie ſind mit drei oder vier tiefen Gräben umgeben, die durch einen ſchmalen Damm verbunden ſind. Die Gräben enthalten meiſtens kein Waſſer, dienen aber oft als Gärten und ſind dann mit Obſtbäumen und allerlei ſchönen Früchten bewachſen. Innerhalb derſelben iſt häufig noch ein hoher Erdwall aufgeworfen, durch den ein ſchmaler ſteinerner Thorweg führt. In der Mitte der Ortſchaft erhebt ſich die Wohnung des Häuptlings, größer und höher als die übrigen. Faſt alle Häuſer ſind mit einem Palliſadenzaun umgeben. Sie ſtehen gewöhnlich nicht in Reihen zu Straßen geordnet, ſondern kreuz und quer durcheinander und es herrſcht in ihnen oft eine Unreinlichkeit, die für einen Europäer widerwärtig iſt. Neben denſelben befinden ſich vielfach Fallgruben, in denen Ochſen gemäſtet werden, welche durch gute Fütterung einen ſolchen Umfang erhalten, daß ſie nur mit Mühe aus ihrer Grube wieder herauswatſcheln können. Früher waren Stiergefechte ein Lieblingsvergnügen der Madegaſſen und befindet ſich zu dieſem Zwecke faſt in jedem älteren Dorfe ein größerer Platz. Seit Einführung des Chriſtenthums haben dieſelben mehr und mehr aufgehört.

Bei den Sihanakas und andern Stämmen haben die Dörfer keine Gräben, ſondern eine dichte Schutzwehr von Cactushecken. Man kann ſich kaum eine furchtbarere Verſchanzung gegen feindliche Angriffe denken, als dieſe Pflanzen, die an jedem ihrer Theile mit Büſcheln ſcharfer langer Stacheln bewaffnet ſind, welche bei einer unvorſichtigen Berührung ſchmerzhafte Wunden verurſachen. Für eine Armee ohne Artillerie iſt ein ſolches Dickicht ein unüberſteigliches Hinderniß, zumal für Menſchen, die nur wenig bekleidet ſind. Ein langer gewundener Pfad führt durch dieſe Hecken hindurch zu dem hölzernen Thore, das aus Balken beſteht, die von einem Querholze herabhängen. Will man ins Innere des Dorfes, ſo muß man ſich die kleine Mühe nicht verdrießen laſſen und die ſchweren Hölzer einzeln wegnehmen.

Die Häuſer der gewöhnlichen Howas ſind meiſt aus hartem rothem Thon, der ſich überall auf der Hochebene findet, die der reichen und vornehmen aus Holz gebaut. Sie ſind viereckig und haben ein hohes und ſteiles Dach. Die vordern Giebelbalken ragen länger oder kürzer, je nach dem Range des Eigenthümers, über die Kreuzung hinaus; bei den königlichen Häuſern ſind dieſe „Haus-

hörner" oft zwölf Fuß lang. Die Fenster und Thüren befinden sich stets an der Westseite. „Nach dem höflichen Brauche der Malagassy, sagt Sibree*), rufen wir, ehe wir in das Innere des Hauses treten, „Haoby, Haoby", was unserm „Darf man eintreten?" oder „Ist es erlaubt?" entspricht. Und während wir noch einige Augenblicke draußen stehen bleiben, um der Frau des Hauses Zeit zu lassen, eine reine Matte für den Gast herabzunehmen, bemerken wir, daß die Schwelle ein bis zwei Fuß über dem Boden sich befindet, und daß an jeder Seite ein Stein liegt, der als Stufe dienen soll. Dem gastlichen Rufe „Mandrosoa, tompokoë" („Tritt näher, Herr") folgend, steigen wir über die hohe Schwelle und überschauen mit einem Blicke den ganzen innern Raum des Hauses." Dicht an der Thüre steht gewöhnlich der große hölzerne Mörser zum Stoßen der Reiskörner, daneben ist ein Kalb angebunden und in der Ecke der Platz für das Geflügel. Der Thüre gegenüber sind drei oder vier kugelförmige Wassertöpfe aufgestellt, neben denselben befindet sich das Bett, gewöhnlich ziemlich hoch über dem Fußboden angebracht, so daß man mit einer Leiter hinaufsteigen muß. Hier in der Nähe ist auch die heilige Ecke, wo früher alle heiligen Handlungen des Götzendienstes vorgenommen wurden und der Hauszauber in einem Korbe an der Wand hing. Links von der Thüre ist der Heerd aufgemauert, bei dem sich der Ehrenplatz für die Gäste befindet und man sich auf einer zierlich und sauber gearbeiteten Matte niederläßt. Nach dem Aussehen derselben darf man aber nicht auf die Reinlichkeit der Bewohner schließen. Im Gegentheil, die Madegassen sind ein unreinliches Volk und zu träge, um die schmutzig gewordenen Matten durch neue zu ersetzen. Sie pflegen dieselben nur mit einer reinen zu bedecken und dieses Verfahren wird fortgesetzt, bis eine Lage von vier bis fünf faulenden Matten auf dem Boden liegt, die eine schmutziger, als die andere

Unter den Sihanakas an den Ufern des Alaotra-Sees lebt ein seltsamer Stamm, der, wenn während der Regenzeit das Wasser in die Häuser eindringt, sich aus Binsen eine Art Floß macht, welches von dem steigenden Wasser emporgehoben wird. Auf diesem Floß schlagen sie ihren Heerd und ihre Lagerstätte auf, auf ihm leben sie, mit dem Wasser steigend und fallend, mehrere Monate lang, bis die Regenzeit vorüber ist.

*) Seite 222.

In den letzteren Jahren hat jedoch, wenigstens in der Hauptstadt Tananariva, die europäische Kultur manches besser gestaltet. Es gibt dort jetzt viele feste massive Häuser, aus Ziegelsteinen gebaut, mit Treppen, Zimmern u. s. w., ganz nach europäischer Art.

5. Kleidung und Lebensweise.

Die Kleidung der Bewohner Madagaskars ist sehr einfach. Sie besteht außer einem Streifen Kattunzeug, das um die Hüften geschlagen wird, hauptsächlich aus der Lamba, einem großen Tuche, welches von der Schultur herabhängt und bis zu den Knien reicht. Die Frauen kleiden sich ebenso wie die Männer, doch jetzt nach Einführung des Christenthum tragen sie meistens eine eng anliegende Weste und einen langen Rock, worüber dann die unvermeidliche Lamba geworfen wird. Sie verstehen sich darauf, nicht nur starke und dauerhafte, sondern auch schöne Stoffe aus Baumwolle, Hanf, Baumfasern und Seide herzustellen und benutzen dazu einen dem unsrigen nicht unähnlichen Webstuhl. Auch in der Anfertigung zierlich geflochtener Matten und Körbchen aus Holzfasern und Gräsern sind sie sehr geschickt. Die Tanalas und Betsileos kleiden sich blos mit Matten, die Baras sind noch weniger kultivirt. Der engliche Missionär Richardson entwirft uns von einem Barakrieger folgende Schilderung: „Sein Haar ist mit Fett, Wachs und Kreide zu festen Knoten zusammengeballt, die, wenn man darauf schlägt, klingen wie hartes Wachs. Auf der Stirn trägt er sein großes Amulet, eine runde Muschel von der Größe eines Kronenthalers. Um den Hals hängen Perlen von verschiedener Größe und einige hölzerne Amulete, in den Ohren Ringe oder Holzstückchen. Vor der Brust ist wieder ein Amulet, mit unzähligen Schnüren kleiner Perlen behängt, um die Hüften sind einige Ellen bunten Stoffes geschlungen. In der Hand trägt er eine alte Flinte und einige Lanzen, auf dem Rücken sein Pulverhorn. Was er denkt, ist etwa folgendes: Gebt mir mein Gewehr, mein Pulver, meine Lanze; laßt mir meinen Rum, meine Weiber, meine Ochsen. Laßt mich Jedermann berauben und von seinem Vieh, seinen Weibern, Kindern und Sklaven fortschleppen, so viel ich mag. Dann möge über das Land herrschen, wer da will."

„Oft, sagt Sibree, *) wenn ich die nur mit einer dünnen Lamba bekleideten Eingeborenen in der kühlen Morgenluft der Wintermonate vor Frost zittern sah, ist mir eingefallen, daß diese unver-

*) Seite 239.

änderliche Gewohnheit der leichten Bekleidung als ein sicherer Beweis dafür angesehen werden darf, daß die Howas und die andern Stämme des Innern ursprünglich Einwohner einer wärmeren Region gewesen sind. In jedem Jahre werden Tausende von Thieren geschlachtet, deren Felle in Afrika sämmtlich als Mäntel und Decken verwerthet werden, und dennoch scheinen die Malagassy nie auf den Gedanken gekommen zu sein, sie in obiger Weise anzuwenden. In neuerer Zeit haben sie jedoch vielfach angefangen, sich in Flanell und andere Stoffe zu kleiden."

Große Sorgfalt verwenden die Einwohner auf das Ordnen ihrer Haupthaare. Früher, vor dem Könige Radama I, trugen Männer sowohl als Frauen langes Haar. Als aber dieser König sein Heer nach englischem Muster einrichtete, ließ er sich die Haare schneiden und befahl dasselbe allen seinen Offizieren und Soldaten. Darüber entstand in der Hauptstadt ein gewaltiger Aufruhr der Frauen, die nicht zugeben wollten, daß ihre Männer geschoren wurden. Der König aber machte kurzen Prozeß; er ließ die Aufrührerinnen von Soldaten umringen und einige niederstechen, die andern aber drei Tage ohne Nahrung einsperren, daß ihnen alle Lust zu politischen Einmischungen verging. Seitdem tragen die Soldaten kurzes, die übrigen Männer aber langes geflochtenes Haar, ganz wie die Frauen, doch wird das kurze Haar bei allen Männern immer mehr Mode. Die Sitte, den Körper zu tätowiren, kommt in Madagaskar nicht vor; nur einige Stämme machen sich leichte Einschnitte in den Körper, wodurch derselbe ganz mit Schwielen und Narben bedeckt wird. Die Tanalas färben ihre Zähne oder bloß die hintere Reihe schwarz, oft auch haben sie dieselben abwechselnd weiß und schwarz, was ihnen ein widerliches Aussehen gibt.

„Ich bin in Europa, sagt Sibree, *) sehr häufig von Leuten, die sich über die Lebensgewohnten der Malagassy näher unterrichten wollten, gefragt worden: „Wie leben sie? Wovon ernähren sie sich?" Für einen Fremden, selbst wenn er längere Zeit in Madagaskar sich aufgehalten hat, ist es nicht leicht, auf derartige Fragen eine erschöpfende und befriedigende Antwort zu geben. Ist es doch für uns sogar, die wir mitten unter ihnen leben, oft unerklärlich, wodurch ein großer Theil des Volkes sich seinen Lebensunterhalt erwirbt und sich nur die nothwendigste Nahrung und Kleidung verschafft. Die

*) Seite 215.

große Masse des Volkes lebt in ziemlich gleichartigen, sorgenlosen Verhältnissen: jeder Einzelne beschäftigt sich mehr oder minder mit dem Ackerbau; fast jede Frau ist in irgend einer Handarbeit geübt, vorzugsweise in der Weberei, und fast jeder Mann kann einen großen Theil der zum Bau der einfachen Wohnhäuser nöthigen Arbeiten selbst ausführen; jeder Eingeborene, ja selbst jeder Sklave besitzt sein Reisfeld, so daß er, wenn er nur arbeiten will, sich die nothwendigste Nahrung verschaffen kann". Die Lebensbedürfnisse der Madegassen sind ja auch nur äußerst gering. Die gewöhnliche Nahrung ist der Reis und das Rindfleisch. Rindvieh, Schafe und Geflügel sind überreichlich vertreten, weshalb nur die Aermsten der Fleischnahrung entbehren. Das gewöhnliche Getränk ist Wasser; den Kaffee lieben die Eingeborenen nicht sonderlich, obgleich der Kaffebaum außerordentlich gut gedeiht. Außerdem bereitet man aus Zuckerrohr eine Art von Rum, doch trinken die Leute nur wenig davon. Das Laster der Trunkenheit kömmt auf der Insel fast gar nicht vor.

In jüngster Zeit fangen indessen die Einwohner, wenigstens der Hauptstadt, vielfach an, sich den Künsten des Handwerks zu widmen. Die vielen Neubauten in Tananariva haben die Ausbildung der Maurer, Tischler, Schmiede u. s. w. sehr gefördert, man kann dort jetzt sogar Schuhmacher und Schneider, Gold- und Silberarbeiter finden. Ueberhaupt zeigen die Madegassen viele Geschicklichkeit und Erfindungsgabe. „Alle Arbeiten von Schmiedearbeit in Eisen, Kupfer und Messing werden in wahrhaft vollendeter Weise hergestellt. In einem der königlichen Paläste befindet sich eine ganze Sammlung silberner Vasen, die alle von eingeborenen Arbeitern nach einem aus Europa gebrachten Modell angefertigt sind."

Eine merkwürdige Sache ist in Madagaskar das Reisen. Fuhrwerke im gewöhnlichen Sinne des Wortes sind gänzlich unbekannt und würden, auch wenn sie vorhanden wären, gar nicht zu gebrauchen sein. Denn geordnete Wege und Straßen gibt es auf der Insel nicht, jeder sucht sich eben durch Wälder und Einöden, durch Schluchten und Felder seinen Weg, so gut es geht. Wer aber nicht zu Fuß geht, läßt sich in einer Sänfte tragen. „Die hier gebräuchliche Sänfte, schreibt ein Missionär *), deren auch wir uns bedienen müssen, da wir auf diesen elenden Pfaden keine längeren Reisen zu Fuß machen

*) Katholische Missionen. Jahrgang 1875. Seite 7.

können, besteht aus zwei, etwa 7 Fuß langen Holzstangen, zwischen denen ein Sitz befestigt ist. Ein Dach ist nicht vorhanden, dafür ist ein starker Sonnenschirm an einer Tragstange festgebunden. Wenn der Missionär auf diesem Tragsessel sitzt, kann er sein Brevier ziemlich leicht beten. Wie schlecht auch die Wege sind, er braucht keinen Unfall zu fürchten; die Träger sind so stark und geschickt, daß sie alles Vertrauen verdienen. Man braucht wenigstens sechs derselben, wenn man eine auch nur vier Stunden entfernte Gemeinde besuchen und am nämlichen Tage noch zurückkehren will. Obgleich wir so einfach als möglich reisen, kosten diese Reisen doch immer ziemlich viel."

Außerdem muß der Reisende, wenn ihn sein Weg durch unbewohnte, menschenleere Gegenden führt, allen Proviant selbst mitnehmen und braucht dazu noch mehrere Lastträger. „Gasthäuser, schreibt ein anderer Missionär *), gibt es in Madagaskar nicht, sog. „königliche Häuser" ersetzen dieselben. Unter diesen königlichen Häusern denke man sich nur keine Paläste oder schöne Wohnungen, sondern einfache Strohhütten ohne Tisch und Stuhl, ohne Bett und Kamin, kurz ohne alle Bequemlichkeit. Der erste, welcher ankommt, geht hinein und macht sich's bequem; diejenigen, welche nachkommen, nehmen mit dem übriggebliebenen Platz vorlieb. Findet der Reisende aber kein „königliches Haus," so wendet er sich an die madegassische Gastfreundschaft. Er geht in's erste beste Haus und sieht, ob es ihm gefällt; gefällt es ihm nicht, geht er in ein anderes. Der Eigenthümer begreift, was dieser Besuch zu bedeuten hat, nimmt seine Siebensachen zusammen, überläßt sein Haus und seine Möbel dem Ankömmling und sucht bei einem Nachbar ein Unterkommen. Es genügt ihnen meistens nicht einmal, ihre Wohnungen so den Gästen zu überlassen, sondern sie bringen auch Lebensmittel zum Geschenk, ohne je dafür das geringste Gegengeschenk annehmen zu wollen. Ueberhaupt halten die Madegassen sehr viel auf Höflichkeit. Sie haben alle bis zum Aermsten herab eine gewisse Würde in ihrem Benehmen. Wenn man am Hause eines Bekannten oder Höhergestellten vorübergeht und denselben vor der Thür sitzen sieht, wäre es höchst unhöflich, denselben nicht anzureden mit den Worten: „**Mbay lalana, tompokoë**" — „erlaubet, daß ich vorübergehe, Herr". Die Antwort lautet dann: „**Andeha tompokoë**" — „gehet nur, Herr", und daran schließt sich eine lange Reihe von Fragen nach dem Befinden u. s. w.,

*) Missionen. Jahrg. 1875. Seite 10.

die man im Gehen beantwortet, bis zuletzt die Reihe der Complimente durch ein „velona" — „leben Sie wohl" und ein „travantiravo" — „leben Sie lange" beschlossen wird. Dabei ist es dann Sitte, die Endsilben jedes Satzes um so länger zu ziehen, je höher man die Begrüßten ehren will."

Die Bevölkerung wird in drei Klassen eingetheilt, in die Adeligen, die freien Bürger und die Sklaven. Heirathen unter denselben sind durch Gesetz verboten. Der Adel beruht auf Abstammung und gewährt gewisse Vorrechte, so dürfen sich die Adeligen bessere Grabmäler bauen und müssen in anderer Weise begrüßt werden. Sonst sind sie häufig ebenso arm als gewöhnliche Howas und unterscheiden sich in nichts von ihnen, als durch ein höflicheres Benehmen. Zur zweiten Klasse gehört die Masse des freien Volkes, die sich in Civilisten und Soldaten scheiden. Die Sklaven rekrutiren sich entweder aus afrikanischen Negern, die von Sklavenhändlern nach Madagaskar gebracht sind, oder aus den Nachkommen der Gefangenen aus den zahlreichen Kriegszügen, welche die Howas mit den andern Stämmen der Insel führten. Manche stammen auch von früher freien Howas, die wegen Schulden verkauft oder wegen Vergehen in den Stand der Sklaverei degradirt sind. „Es kann vorkommen, schreibt ein Missionär,*) daß vornehme Familien wegen eines mit Recht oder Unrecht verurtheilten Gliedes in die Sklaverei verkauft werden. Am 10. Nov. 1856 hatte zu Tananariva ein Begräbniß stattgefunden, an welchem vier vornehme Häuptlinge hätten theilnehmen sollen; aus irgend einem Grunde hatten diese aber gefehlt und zur Strafe wurden nicht nur sie und ihre Familie, sondern auch alle ihre Standesgenossen gleichen Ranges, im Ganzen 126 Personen, zur Sklaverei verdammt. Auf einem Dorfe war ein Ochse gestohlen worden; alle, die davon gegessen, auch jene, die vom Diebstahl keine Ahnung hatten, mußten Sklaven werden, d. h. ein ganzes Dorf mit Ausnahme der Säuglinge." Weil nun kein Madegasse, und sei er noch so vornehm, sicher ist, nicht selbst in Sklaverei zu versinken, benutzen sie die Sklaven nicht so grausam, wie andere heidnische Völker. Diese haben es im Gegentheil ganz gut, werden zur Familie gerechnet und mit „Vater" und „Mutter" angeredet; ja wenn man Dienstleistungen von ihnen haben will, bittet man sie freundlich. Die Vornehmen halten jede, auch die

*) Missionen, Jahrg. 1875, Seite 10.

kleinste Arbeit für unpassend eines freien Mannes und lassen darum alles durch ihre Sklaven geschehen. „So würde, bemerkt Sibree, kein angesehener Malagassy nur den kleinsten Gegenstand selber tragen, alles muß ihm von hinterhergehenden Dienern nachgetragen werden; und wenn wir auf dem Wege nach unsern Schulen eine Landkarte oder Rolle in der Hand halten, so erregt dies stets große Verwunderung. Es kommt den Leuten sogar seltsam an, wenn sie uns Europäer kleine Wege machen sehen, ohne dabei stets von einem Diener begleitet zu sein; denn kein freier Malagassy, Mann und Frau, würde je daran denken, aus dem Hause zu gehen, ohne wenigstens einen Begleiter hinter sich zu haben."

Die Regierung des Landes liegt in den Händen des Königs oder der Königin und ihres Ministeriums. Die Königin hat das unbegrenzte Recht auf das Eigenthum und den persönlichen Dienst ihrer Unterthanen, so daß jeder aus dem Volke unentgeltlich zu allen Regierungsarbeiten herangezogen werden kann. Sie erscheint nie öffentlich ohne großes Gepränge, begleitet von Hunderten von Dienern und Soldaten; denn die königliche Würde gilt als die höchste auf Erden und wird mit abgöttischer Verehrung angesehen. Das Abzeichen derselben ist der scharlachrothe Sonnenschirm, der bei keinem Ausgange fehlen darf und den sonst nur sehr wenige vornehme Leute tragen dürfen. Niemals darf die Königin zu Fuß gehen, sondern muß immer in der Staatssänfte getragen werden, und die Eingeborenen verneigen sich tief, wenn sie nur aus der Ferne den rothen Sonnenschirm gewahren. Unternimmt sie eine Reise nach einem entfernten Theile des Reiches, so wird sie immer von einer ungeheuren Menge ihrer Unterthanen, oft 10—20,000 Mann, begleitet.

6. Religion und Sitten.

Wohl hat das Christenthum in den letzten zwanzig Jahren einen bedeutenden Einfluß auf das ganze Leben der Einwohner und besonders auf die Regierung ausgeübt; wohl hat sich ein großer Theil des Volkes theils den protestantischen Sekten, theils der katholischen Kirche angeschlossen, aber trotzdem sind die Madegassen im allgemeinen noch Heiden. Doch haben sie nie einen geregelten und ausgebildeten Götzendienst getrieben — es gibt auf der Insel weder Tempel noch ein Priesterthum im eigentlichen Sinne des Wortes — sondern sie sind dem Fetischismus ergeben d. h. der Verehrung von Gegenständen, welchen Zauberkräfte zugeschrieben werden. Die erste

Stelle nahm das Idol Rakelimalaza ein, wahrscheinlich drei Stückchen Holz, die mit Seide umwunden waren. Dieses sollte ein Beschützer des Reiches und besonders des Herrschers sein und vor Krokodile, Zauberei und Feuer bewahren. Es wurde in einem Dorfe nahe bei der Hauptstadt aufbewahrt, und jeder, der irgend ein Anliegen hatte, kam dahin und brachte dem Hüter seine Spenden an Geld und Thieren; zuweilen wurde es auch, an einer langen Stange befestigt und durch eine seidene Decke den Blicken der Menge verhüllt, im Lande umhergetragen. Ein anderes Götzenbild hieß Ramahavaly, das die Kraft besitzen sollte, Krankheiten zu heilen. Wollte ein Kranker genesen, so kaufte er sich ein kleines Stückchen Holz, welches eine zeitlang an dem Ramahavaly befestigt gewesen war. Außerdem gab es noch das Rafantaka, wahrscheinlich der Hauerzahn eines wilden Schweines, mit langen rothen Bändern umwunden, ferner das Ranakandriana, welches in einer Felsenhöhle aufbewahrt wurde und wohin alle diejenigen kamen, die in Betreff der Zukunft oder Erfüllung ihrer Wünsche Fragen stellen wollten. Sie erhielten auch wirklich eine Antwort und zwar von einem der Hüter, der sich hinter dem Götzen in einer Höhlung des Felsens verborgen hatte.

Außer diesen Hauptidolen waren in jedem Dorfe, ja in jedem Hause heilige Amulete, oft die seltsamsten Dinge, Stückchen Holz, Muscheln, Theile von Pflanzen u. s. w., die mit scheuer Ehrfurcht betrachtet wurden und von denen man wunderbare Dinge erwartete.

Heute sind diese Fetische und Talismane nicht mehr vorhanden, indem sie im Jahre 1869 auf Befehl der Regierung den Flammen übergeben wurden. „Es war ein merkwürdiges Schauspiel, erzählen die katholischen Missionen,*) als an dem bestimmten Tage alle Einwohner zusammenströmten. Sie brachten alle die Gegenstände mit, mit welchen sie bisher Götzendienst getrieben hatten und gaben sie den königlichen Beamten, welche sie auf einen großen Haufen warfen. Das war ein wunderlicher Plunder von Steinen, Perlen, Körnern, Hölzern und andern Dingen, welchen die armen Heiden zuvor göttliche Kraft und wunderbare Wirkungen zugeschrieben hatten. Vor allem zahlreich waren die Sikidis d. h. Perlen und Körner, die zum Wahrsagen dienten und die bei jedem wichtigen Ereignisse be-

*) Jahrgang 1880. Beilage für die Jugend, Seite 5.

fragt wurden; dann die Sampis oder Talismane, kleine Holzstücke, auf welche die Madegassen die größten Stücke hielten; denn nach ihrer Meinung bewahrten diese Klötzchen vor Feuersgefahr, machten kugelfest und schützten vor allen Krankheiten und bösen Zufällen. Von diesen Sampis wurden in einer Landgemeinde 300 abgeliefert. Als alle diese abergläubischen Sachen beisammen waren, wurde um den Haufen ein großes Feuer angezündet, und während dieses lustig aufloderte, stieg der Gesandte der Königin auf eine Tribüne, gab Gott die Ehre und pries die Königin, die solches zum Heile der Unterthanen verordnet. Die Sampis bewährten wenig Kraft gegen das Feuer. Sie brannten ebenso tüchtig als das andere Holz und die Madegassen schauten neugierig dem Feuer zu, welches die Götzen ihrer Vorfahren und ihre eigenen einstigen Heiligthümer in einen Aschenhaufen verwandelte."

Von jeher sind die Eingeborenen Madagaskars geneigt, alles Unglück, das sie trifft, der Zauberei böswilliger Menschen zuzuschreiben, und solche, die im Verdachte standen, derartige Zauberei getrieben zu haben, wurden der Tangenaprobe oder dem Tanghin unterworfen. Der Tangena ist ein kleiner Baum mit giftigen Nüssen. Der Verdächtige mußte drei kleine Stückchen von der Haut eines Huhnes verschlucken und darnach eine Dosis des Tangenagiftes einnehmen. Gab er, durch das Gift gereizt, die drei Hautstückchen unverletzt wieder von sich, so war er unschuldig; sobald er aber eines der Stückchen gar nicht oder nur irgendwie beschädigt wiedergab, so war er schuldig und wurde gleich getödtet, wenn er nicht schon in Folge des Giftes starb. Dieser Aberglaube wurde von boshaften Menschen oft benutzt, um sich unbequemer Personen zu entledigen; man gab ihnen so viel von dem Gifte ein, daß sie daran starben. „Bei den Howas, schrieb ein Missionär,*) und den ihnen unterworfenen Völkern herrscht der Tanghin; er leitet die Untersuchung, fällt das Urtheil und führt es aus, so daß die Häuptlinge sich keine Sorge zu machen haben. Allein diese Giftprobe wird auch auf der ganzen Insel als ein Speculationsmittel angesehen. Da an vielen Orten der Ankläger das Recht auf die Güter des Angeklagten erhält, wenn derselbe verurtheilt wird, oder die Häuptlinge sich dieselben aneignen, so begreift man, wie viele unschuldig getödtet werden. Namentlich bei den Howas, bei welchen die Regie-

*) Missionen, Jahrgang 1875, S. 11.

rung die Güter des Verurtheilten in Beſitz nimmt, wird der Tanghin unter dem geringſten Vorwand und auch ſogar ohne Vorwand angewandt, und zwar nicht nur bei einer oder zwei Perſonen, ſondern bei ganzen Familien und Dörfern. Ein Häuptling hat z. B. einen ſchweren Traum gehabt, er hat während ſeines Schlafes eine Familie geſehen und dieſe hat ſeinen Schlaf geſtört. Am folgenden Morgen empfängt die ganze Familie den Befehl, den Tanghin zu nehmen, damit ſie die Ruhe des Herrn nicht mehr ſtöre. Anfang Juli 1855 ließ ein alter Miniſter die Bewohner eines ganzen Dorfes den Tanghin nehmen, weil man ihm erzählt hatte, in dieſem Dorfe befände ſich eine Perſon, welche ſtärkere Zauberformeln als die von der Regierung approbirten beſäße. Um dieſe eine Perſon zu finden, wurden 180 Menſchen durch den Tanghin getödtet.“ Jetzt iſt glücklicher Weiſe dieſer abergläubiſche Gebrauch wenigſtens offiziell beſeitigt; denn durch den Vertrag mit England vom Jahre 1865 wurde die Anwendung des Tanghins, der jährlich Tauſenden von Menſchen das Leben koſtete, für immer abgeſchafft.

Bei andern Stämmen kommen noch andere Gottesurtheile vor, z. B. die Krokodilsprobe. Der Angeklagte wird in Gegenwart einer großen Volksmenge an einen Fluß geführt, in dem viele Krokodile hauſen. Der Häuptling tritt vor, ſchlägt mit der Hand ins Waſſer und hält eine Rede an die Krokodile, worin er ſie auffordert, die Schuld oder Unſchuld des Verdächtigen darzuthun. Gelingt es nun demſelben, durch den Fluß zu ſchwimmen und wieder zurück, ohne von den Unthieren angegriffen zu werden, ſo iſt er unſchuldig; aber nur ſelten kommt einer bei dieſer Probe mit dem Leben davon.

Von dem großen Aberglauben der Madegaſſen zeugen ferner ihre ſonderbaren Vorſtellungen über beſtimmte Glücks- und Unglückstage. Die erſten Tage des Monats ſind beſonders unheilvoll für die an ihnen geborenen Kinder. Ein katholiſcher Miſſionär ſchreibt darüber:*) „Der Kindermord wird hier in der Weiſe geübt, daß man entweder, wenn man nahe am Meeresufer wohnt, das Kind zur Zeit der Fluth ans Geſtade bringt und vom Waſſer hinwegſpülen läßt, oder es an einem Fluſſe ausſetzt, wo es die Nahrung der zahlreichen Krokodile wird, oder es auch einfach in eine offene Grube wirft und vor Hunger umkommen läßt. Dieſes

*) Miſſionen. Jahrg. 1875. Seite 9.

Verbrechen ist alltäglich auf der großen afrikanischen Insel und der Aberglaube macht es sogar den Müttern selbst zur Pflicht. Es gibt Unglückstage — an der Westküste der Dienstag und Freitag — alle an diesen Tagen geborenen Kinder müssen ausgesetzt werden; ebenso müssen jene Neugeborenen sterben, welche gewisse körperliche Fehler haben oder deren Vater oder Mutter krank wird. Ja manchmal werden noch Kinder von 4—5 Jahren getödtet, wenn der Familie ein Unglück droht und der Wahrsager das Kind als dessen Ursache bezeichnet. An andern Orten wendet man sich nicht an die Wahrsager, um zu erfahren, ob das Kind die Ursache des Unheils sei, sondern trägt es an die Thüre eines Ochsenstalles und schaut zu, ob eins der hinausgehenden Thiere das Kind mit dem Fuße berührt; ist dies der Fall, so muß es sterben."

Soweit das Christenthum Fuß gefaßt hat, verschwindet glücklicher Weise ein solch' furchtbarer Aberglaube nach und nach, doch galten noch bis vor kurzer Zeit die Sonntage und Donnerstage für den Howa-Herrscher als Glückstage, an denen er eine Reise antreten oder wichtige Unternehmungen beginnen mußte.

Was das Familienleben in Madagaskar betrifft, so ist dasselbe zwar besser als in vielen andern heidnischen Ländern. Die Frau steht in einer gewissen Achtung und braucht nicht alle Arbeit allein zu thun, wie bei den afrikanischen Völkern; dürfen doch Frauen sogar den Königsthron einnehmen, wie es seit dem Tode Radama's I. fast immer der Fall war. Doch sind Ehescheidungen bei den heidnischen Madegassen an der Tagesordnung; denn ihnen gilt die Ehe nur als ein zu beiderseitiger Bequemlichkeit abgeschlossenes Geschäft, das aus dem geringfügigsten Grunde aufgelöst werden kann. Auch Vielweiberei ist erlaubt. P. Lacomme schreibt:*) „Ein großes Hinderniß für unsere Missionsthätigkeit liegt in der Schwierigkeit, unsere Madegassen zur Eingehung einer rechtmäßigen und dauerhaften Verbindung zu vermögen. Sie kennen keine Unauflöslichkeit der Ehe, da Gesetz und Sitte ihnen die Ehescheidung gestattet, so oft es ihnen beliebt. Zwar haben die meisten nur eine Frau, weil sie nur eine ernähren können, aber bei den Wohlhabenden kommt es nicht selten vor, daß sie zwei und mehr Frauen nehmen; indessen ist doch in Bezug auf die Zahl insofern eine Be-

*) Missionen, Jahrg. 1875, Seite 10.

schränkung, als blos die Könige zwölf Weiber haben durften." „Auch Heirathen unter den nächsten Verwandten kommen vor, die Sakalavas halten selbst Ehen zwischen Bruder und Schwester für erlaubt. Ueberhaupt herrschte auf der ganzen Insel noch bis vor Kurzem die größte Unmoralität. Dieselbe wurde viel befördert durch die Beschneidung, welche früher öffentlich und von Staatswegen an allen Knaben vorgenommen wurde, sobald sie ein bestimmtes Alter erreicht hatten. Dabei gab sich das ganze Volk mehrere Tage lang den gröbsten Ausschweifungen hin.

Da bei allen Bewohnern Madagaskars die Vorstellung herrscht, daß die Verstorbenen ihren Hinterbliebenen Gutes zu erweisen im Stande sind, wird auf die Bestattung der Todten und die Ausschmückung der Gräber viel Sorgfalt verwandt. Die Howas beerdigen ihre Todten in steinernen Grabkammern, die zur Hälfte unter der Erde liegen, und hüllen den Leichnam in viele rothseidene Lambas ein. Vornehme legen noch viele Kostbarkeiten hinzu. Bei der Bestattung Radama's I. wurden, wie Sibree mittheilt, ungeheuere Vorräthe der werthvollsten Kleidungsstücke, auch große mit Gold gefüllte Kasten in das Grab gebracht. Der Sarg war aus Silberplatten gemacht, welche aus zusammengeschmiedeten Thalerstücken bestanden, und als Bett für den verstorbenen Herrscher wurden außerdem noch Tausende von Thalern in den Sarg geschüttet. Zu den merkwürdigsten Grabmälern gehört das ungeheure Familiengrab des Premierministers in einer Vorstadt von Tananariva. Es ist ein geräumiges Gewölbe, von steinernen Säulen umgeben; von oben führt eine Treppe in das Innere zu den zahlreichen kleinen Grabkammern, an den beiden Giebeln des Gebäudes ragen zierliche Säulen mit Blitzableitern empor.

Es erlaubt uns leider der Raum nicht, noch länger bei den eigenthümlichen und sonderbaren Gebräuchen der Insulaner zu verweilen, wenden wir uns zum Schlusse zur

7. Geschichte Madagaskars und der christlichen Mission daselbst.

Von den früheren Vorgängen auf der Insel wissen wir fast nur das Eine, daß die Stämme unter sich blutige Kriege führten und alle Versuche der Europäer, namentlich der Franzosen, sich dort anzusiedeln, vereitelten. Seitdem Ludwig XIII. 1642 Madagaskar für französisches Besitzthum erklärte, wandten die Franzosen viele

Mühe an, auf der Insel festen Fuß zu fassen. Zu dem Ende legten sie 1648 an der Südostküste das Fort Dauphin an, welches jedoch nur kurzen Bestand hatte, denn 1670 wurde die Besatzung von den durch ihre Ausschweifungen erbitterten Eingeborenen in grausamer Weise niedergemetzelt. Auch zwei Lazaristenväter fanden dabei ihren Tod, einer wurde ermordet, der andere im Missionshause lebendig verbrannt; die übrigen Missionäre kehrten mit den Trümmern der Besatzung nach Frankreich zurück. So war dieser erste Versuch einer Ansiedlung und Mission vollständig fehlgeschlagen. Erst im folgenden Jahrhundert, um 1750, wagten die Franzosen einen neuen Versuch; sie bemächtigten sich der kleinen Insel St. Marie, an der Ostküste Madagaskars gelegen, und errichteten bei der Antongilbucht mehrere Faktoreien zur Verproviantirung ihrer Besitzungen auf Bourbon und Mauritius. Aber auch jetzt hatten sie keinen dauernden Erfolg; ebensowenig der polnische Abenteurer Benjowski, den die französische Regierung zum Gouverneur der Insel ernannte, aber nachher selbst bekämpfte, weil er für sich selbst zu erobern schien.

Bis dahin waren die Howas ein unbedeutender Stamm gewesen, aber im Anfange dieses Jahrhunderts verstand es ihr Häuptling Andrian-Impoïn-Imerina, die benachbarten Stämme zu unterwerfen und ein bedeutendes Reich im Innern zu begründen. Vorzüglich aber war es sein schon mehrfach genannter Sohn und Nachfolger, Radama I. (1810—28), welcher dem Howastamm seine Bedeutung gab. Mit englischem Gelde und namentlich mit englischen Waffen erlangte er ein solches Uebergewicht, daß fast die ganze Insel ihn als Herrscher anerkennen mußte. Er wandte sein Hauptaugenmerk auf die Armee und richtete sie ganz nach englischem Muster so ein, wie sie wesentlich noch heute ist. Dabei hat sie aber noch immer, wie Augenzeugen berichten, eine höchst komische Equipirung. „Besonders die Offiziere", heißt es in den „katholischen Missionen",*) „gefallen sich in einer bunten Mannigfaltigkeit von Uniformen, so daß man zum Lachen gezwungen wird. Die der untern Grade tragen alle möglichen alten europäischen Uniformsstücke und dazu Hüte aus dem vorigen Jahrhundert. Die Oberoffiziere erscheinen beim gewöhnlichen Dienst in schwarzem Frack und Cylinder-

*) Jahrgang 1875. Seite 31.

hut; der um den Leib geschnallte, scheidelose Säbel bildet dazu einen merkwürdigen Contrast. Manchmal erblickt man an einzelnen Regimentern eine wirklich grenzenlose Verschiedenheit der Uniformen; unter hundert Soldaten sind noch nicht zwei gleichmäßig gekleidet. Bei ihrer Rückkehr vom Exercierplatz bilden sie mit ihren Röcken, Hosen, Westen, Hüten von jedem möglichen Schnitt eine Prozession, die man sich nicht lächerlicher denken kann. Die reichste Trödlerbude wäre nicht im Stande, eine solche bunte Mannigfaltigkeit herzustellen. Allerdings bei feierlichen Gelegenheiten tragen die höheren Offiziere herrliche Uniformen, aber auch in diesen ist bunte Mannigfaltigkeit die Regel und es kommt nur darauf an, daß die Farbe recht grell und Gold- und Silberborten nicht geschont seien. Das Commando ist in englischer Sprache, und es ist amüsant, wenn ein höherer Offizier bei einem Wachtposten vorüberkommt und der Commandant der Wache seine vier Mann mit ihren Gewehren auf den Schultern in Reih und Glied stellt und beim Herannahen seines Obern alle Commandoworte, die ihm eben einfallen, ausstößt: Achtung! Rechtsum! Präsentirt! Kehrt! während er zugleich mit seinem Säbel durch die Luft fährt." Radama erlaubte den Europäern, besonders den Engländern, sich auf der Insel niederzulassen, und so kamen auch im Jahre 1818 die ersten protestantischen Missionäre dorthin. Sie richteten in Tananariva Schulen ein, die nach ihren Versicherungen von 12—15,000 Schülern besucht wurden, doch machte das Christenthum nur wenige Fortschritte.

Trotz aller Einflüsterungen der Franzosen blieb Radama den Briten bis zu seinem Tode (1828) treu, aber seine Gemahlin und Nachfolgerin

Ranavalona I. (1828—1861) brach als Feindin der Fremden den mit den Engländern angeknüpften Handelsverkehr sofort ab. Sie zeichnete sich überhaupt durch kalte Grausamkeit aus. Durch Scheiterhaufen, durch Steinigung, durch siedendes Wasser, kurz durch die denkbar grausamsten Martern wüthete sie gegen ihre Feinde; der Neffe des verstorbenen Königs, der von diesem zu seinem Nachfolger ausersehen war, sowie alle Verwandten desselben wurden hingerichtet. In jedem Jahre fielen mehrere tausend Menschen ihrer Blutgier zum Opfer. Anfangs duldete sie die Europäer noch, namentlich die Missionäre, und um diese Zeit war es, wo auch die katholische Kirche wieder versuchte, die Mission zu beginnen.

Der Graf v. Solages, der apostolische Präfekt von Bourbon,

landete am 13. Juli 1832 an der Küste Madagaskars. Aber die Engländer in Tananariva wußten der Königin so viele schreckliche Dinge von dem katholischen Missionär zu erzählen, daß dieselbe befahl, ihn gefangen zu nehmen. Man ließ ihn des Hungertodes sterben. Einige Jahre später (1835) befahl die Königin sämmtlichen Fremden, die Insel zu verlassen. Jetzt begann für die Christen eine Periode der Verfolgung, in der manche getödtet wurden. Die Protestanten thun sich auf diese „Märtyrer" (nach dem Protestanten Dr. Grundemann waren es mehr als 2000, nach Dahle aber kaum 100) nicht wenig zu gute und sprechen gern und mit Emphase von der „Märtyrerkirche" Madagaskars, welche die Bluttaufe empfangen.

Ohne den Ruhm dieser Märtyrer herabsetzen zu wollen, dürfen wir doch nicht unterlassen zu erwähnen, daß in jüngster Zeit selbst protestantische Stimmen behaupten, die Bluttaufe der Madegassen sei schwindelhaft übertrieben worden; die Königin habe jene Christen nicht getödtet ihres Glaubens wegen, sondern weil sie in ihnen eine politische Partei erkannte, welche in verrätherischer Verbindung mit den Engländern stand und ihrem Throne nachstellte. Der norwegische Missionär Dr. Brochgrevink z. B. berichtet: *) „So ganz rein sei auch die gedrückte Kirche unter der ersten Ranavalona nicht geblieben, daß nicht auch Christen an politischen Umtrieben zum Sturze der Königin sich betheiligt hätten. Natürlich habe mancher dafür leiden müssen, daß er sich und seinen Brüdern mit Gewalt zu ihrem Rechte verhelfen wollte. Später habe die Theilnahme, welche Europäer für die Glaubenszeugen an den Tag legten, auch manche Verschönerung und Ausschmückung der Märtyrergeschichten zur Folge gehabt. Gelegentlich kam es vor, daß ein Madegasse, der schön zu erzählen wußte, für seine Mittheilungen Geld empfing. Natürlich machte er darnach seine Geschichten noch rührender, um mehr Geld zu erhalten. Ein Missionär, der diese Erzählungen sammelte, drückte den Wunsch aus, auch einmal eine der Ketten zu bekommen, mit denen die Märtyrer gefesselt waren. Der pfiffige Madegasse versprach ihm, eine solche zu verschaffen, legte eine der gewöhnlichen Sklavenketten in Salzlake, bis sie gehörig geröstet war, und lieferte sie dann als Märtyrerkette aus, sicherlich nicht ohne eine angemessene Belohnung." Wie dem auch sein mag, jedenfalls haben die pro-

*) Missionen. Jahrg. 1883, Seite 117.

teſtantiſchen Miſſionäre keinen Antheil an dem Ruhme des Martyriums; denn beim erſten Befehle der Königin verließen ſie in Rückſicht auf Weib und Kind Madagaskar und warteten in ſicherer Entfernung, bis nach dem Tode der Königin alle Gefahr verſchwunden war.

Die katholiſche Kirche ließ aber nicht nach, trotz aller Gefahren das Bekehrungswerk zu betreiben. Mſgr. Dalmond, voll Begeiſterung für das von dem Herrn v. Solages begonnene und mit ſeinem Blute geweihte Werk der Bekehrung Madagaskars, ging zunächſt zu der den Franzoſen gehörenden Inſel St. Marie, um von dort zu gelegener Zeit nach der großen Inſel überzuſetzen. Hier gründete er eine katholiſche Gemeinde und erbaute zwei Kirchen und ein Spital, und als Frankreich im Jahre 1839 die kleine Inſel Noſſi-Be an der Weſtküſte Madagaskars in Beſitz genommen, errichtete er auch hier und auf den nächſtgelegenen Inſeln Gemeinden. „Noſſi-Be", ſchrieb er einem Freunde, „hat nur einen Flächenraum von kaum $2\frac{1}{2}$ Quadratmeilen, aber ihre Lage iſt für die Miſſion ſehr günſtig, da ſie blos 5—6 Stunden von der Küſte Madagaskars entfernt iſt. Hier haben die Franzoſen eine Niederlaſſung, Hell-Ville, gegründet; eine Anzahl von Steinhäuſern, mehrere gradlinige mit Bäumen bepflanzte Straßen, einige europäiſche Läden, ein ziemlich gut verſehener Bazar, die häufige Ankunft von fremden Schiffen — alles dies gibt der kleinen Colonie einen Anſchein von Leben und zieht Menſchen der verſchiedenſten Nationalitäten an, obgleich der Ort in Bezug auf das Fieber einen ſchlechten Ruf hat. Nahe bei Hell-Ville liegt das große arabiſche Dorf Ambanuru, von wo aus ein lebhafter Verkehr ſowohl mit Sanſibar, als mit der ganzen Weſtküſte von Madagaskar unterhalten wird; leider iſt es auch ein Centrum für die muhamedaniſche Propaganda." Auf einer Reiſe nach Europa bewirkte Mſgr. Dalmond, daß Madagaskar mit den umliegenden Inſeln vom Papſte Gregor XVI. zu einer apoſtoliſchen Präfektur erhoben und die Miſſion der Geſellſchaft Jeſu überwieſen wurde. Einige Jahre ſpäter (1847) ſtarb der verdiente Mann, nachdem er eben zum Biſchofe und apoſtoliſchen Vikar von Madagaskar ernannt war, auf der Inſel St. Marie an den Folgen des Fiebers. Die Jeſuiten, unter Leitung des P. Jouen, ſetzten das große Werk rüſtig fort. Zunächſt errichteten ſie auf Bourbon die Erziehungsanſtalt La Ressource für madegaſſiſche Knaben und ein ähnliches Inſtitut (Nazareth) für Mädchen, das den Schweſtern

vom hl. Joseph unterstellt wurde; beide Anstalten sind für die Bekehrung der Madegassen bedeutungsvoll geworden. Dann versuchten sie auch, als Handelsleute oder Aerzte verkleidet, auf Madagaskar und sogar bis zur Hauptstadt vorzudringen. Herr Laborde, der einzige, dem von der grausamen Königin Ranavalona der Aufenthalt in Tananariva gestattet worden, ein frommer und um die katholische Mission hochverdienter Mann, nachher französischer Consul, hatte die Erlaubniß erhalten, noch zwei Landsleute zu sich kommen zu lassen. Am 13. Juni 1855 traf P. Finaz mit dem französischen Kaufmann Lambert verkleidet in der Hauptstadt ein und einen Monat später wurde hier zum ersten Male in dem Gartenhause Laborde's die heilige Messe gelesen. Nur sieben Personen waren dabei zugegen, unter andern der Erbprinz Rakoto Radama, der spätere Radama II. Von da an bis zur Thronbesteigung desselben wurde jeden Sonntag im Geheimen das heilige Meßopfer gefeiert.

Zu gleicher Zeit wurde auch unter den unabhängigen Sakalaven an der Westküste eine Mission eröffnet. Dem P. Jouen war es gelungen, vom Könige Rabuki von Baly die Erlaubniß zu einer Niederlassung zu erlangen. Er schildert uns einen Besuch, den er bei diesem Könige machte, als man gerade einen Einfall der Howas erwartete, folgendermaßen: „Sobald das Schiff Anker geworfen hatte, stieg ich an's Land, um den König von Baly zu sehen und ihm den Grund meiner Rückkehr auseinanderzusetzen. Düster und traurig war alles rings um die Hütte, in welcher augenblicklich ein Kriegsrath abgehalten wurde. Mitten im Hofe brannte ein großes Feuer, um welches mehr als dreihundert Krieger lagerten; ihr Stillschweigen, das nur selten von einigen ernsten Worten unterbrochen wurde, ließ schließen, daß die Lage eine ernste war. Auf unser Befragen theilten sie uns mit, daß sie die Howas von einem Augenblick zum andern erwarteten. Unterdessen ließ Rabuki uns sagen, daß er uns anhören wolle. Wir traten also in die nämliche Hütte, in welcher „Seine Majestät der König der Sakalaven" uns bereits vor acht Tagen empfangen hatte. Der „Thronsaal" bot einen interessanten Anblick. Rabuki saß auf einer Art Bett von Bambusrohr, um ihn standen etwa hundert Bewaffnete, seine Leibwache. Diese rohen Gesichter, die eine düster brennende Lampe spärlich beleuchtete, gaben der Scene etwas Wildes, man hätte sich unter Banditen glauben können. Ich setzte mich neben Rabuki, und nachdem wir uns einen Augenblick über seine gegenwärtige Lage

unterhalten hatten, ſetzte ich ihm die Beweggründe auseinander, die mich wieder in ſein Land führten. Rabuki antwortete, ſeine Geſinnungen ſeien noch immer die nämlichen; mit großem Vergnügen ſehe er uns kommen und nichts ſei ihm angenehmer, als wenn wir uns unter ſeinen Unterthanen niederließen; er betrachte uns als ſeine Freunde, ja als Glieder ſeiner Familie und werde durch die That beweiſen, wie willkommen wir ihm ſeien." Die Howas wurden damals zurückgeſchlagen, und bald nachher die Miſſion eröffnet; ſie hatte guten Fortgang, ſo lange Rabuki lebte, nach ſeinem Tode aber mußten die Miſſionäre das Land wieder verlaſſen, da ihr Wirken nutzlos war.

Die von der Königin Ranavalona I. dem Handel bereiteten Hinderniſſe führten endlich 1845 zu einer gemeinſamen Expedition der Engländer und Franzoſen, in deren Schutz ſich die Königin von Buen und der König von Ankona unter Abtretung ihrer Beſitzungen geflüchtet hatten. Sie ſchoſſen die Stadt Tamatave in Brand, mußten ſich aber nach einem mißlungenen Sturme auf das Fort zurückziehen, worauf die Königin durch das Verbot der Ausfuhr von Reis und Vieh die Inſeln Bourbon und Mauritius in ſchwere Bedrängniß brachte. Später erlaubte ſie wieder einzelnen Deutſchen aus den Vereinigten Staaten Handel zu treiben, blieb aber ſonſt gegen alle Europäer äußerſt abſtoßend. Am 15. Aug. 1861 ſtarb Ranavalona I. und es folgte ihr Sohn Rakota als

König Radama II. (1861—63). Dieſer, von ganz andern Geſinnungen als ſeine Mutter, eröffnete ſeine Regierung mit der Befreiung von Tauſenden von Gefangenen, ſchaffte die Tangenaprobe ab, die in den letzten Jahren ſo viele Opfer gefordert hatte, und hob die Frohndienſte auf, zu welchen bisher das ganze Volk verpflichtet geweſen. Er lud auch die Europäer förmlich ein, in ſein Land zu kommen, und ſchloß mit Frankreich und England Handelsverträge ab. Den katholiſchen Miſſionären war er äußerſt günſtig geſtimmt; wohnte er doch ſchon als Prinz öfters dem Gottesdienſte der Jeſuiten bei, die ſich heimlich in Tananariva aufhielten. Jetzt, nach ſeiner Thronbeſteigung, konnte die Miſſion öffentlich beginnen. „Als wir", ſchreibt P. Jouen, *) „am 24. Sept. 1861 in ſeiner Hauptſtadt ankamen, und von ihm die Erlaubniß begehrten, uns

*) Miſſionen. Jahrg. 1875, Seite 118.

im Mittelpunkte seines Reiches niederzulassen, um dort den Glauben zu verkünden, Schulen zu eröffnen und die Jugend zu unterrichten, rief er lebhaft aus: „Ihr begehrt diese Erlaubniß; das ist gerade mein lebhaftester Wunsch. Daher gestatte ich es euch nicht nur, sondern befehle es euch auch, soviel dies in meiner Macht steht. Gehet hin, prediget und lehret, wo es euch gut scheint. Mein einziger Wunsch ist, daß die Sonne der Wahrheit mein Reich erleuchte." Die Missionäre erbauten nun eine Kapelle und richteten eine Knabenschule ein, welcher der König seinen Adoptivsohn Ratahiry anvertraute; der englische Consul machte zwar deshalb Vorstellungen, aber Radama meinte, die Engländer hätten sich nicht darum zu kümmern, wem er seinen Sohn zur Erziehung übergebe. Bald wurde eine zweite Kapelle und eine zweite Schule gebaut, die von Kindern aus den ersten Familien besucht wurde. Selbst der König und die Königin wohnten öfters dem katholischen Gottesdienste bei. Auch die englischen Missionäre waren bald nach der Thronbesteigung Radama's II. nach Madagaskar zurückgekehrt; sie fanden ziemlich viel Anhang, besonders unter denen, welche früher, vor der Regierung der grausamen Ravanalova, ihre Schulen besuchten.

Leider sollte die der europäischen Civilisation und dem Katholizismus so günstige Regierung Radama's II. nicht lange dauern. Mit seinen vielen Neuerungen waren die alten Howas gar nicht einverstanden und selbst seine Freunde fühlten sich gekränkt durch die Rücksichtslosigkeit, mit welcher er die Fremden ihnen vorzog; hatte er doch sogar einen Franzosen zum Minister gemacht. Diese Unzufriedenheit wurde genährt durch die Engländer, die es nur schwer ertrugen, daß Radama II. die Franzosen begünstigte. Im Mai 1863 brach eine Empörung aus, von dem Premierminister und dem Oberbefehlshaber der Truppen geleitet, die damit endete, daß Radama II. nach einer kurzen Regierung von zwei Jahren in seinem Palaste erdrosselt wurde, und seine Gemahlin unter dem Namen

Rasoherina (1863—68) den Thron bestieg. Viele, sowohl Protestanten, als Katholiken, behaupten, daß der protestantische Missionär Ellis, der über die Bevorzugung der Katholiken erbittert war, dieser Staatsumwälzung nicht fern gestanden. Die neue Königin mußte bei ihrer Thronbesteigung ein Landesgrundgesetz unterzeichnen, demzufolge in Zukunft die Gesetzgebung vom Herrscher nur in Gemeinschaft mit dem Adel und den Häuptern des Volkes ausgeübt,

den Fremden Schutz und ihren Unterthanen Religionsfreiheit gewährt wurde. Die Königin zeigte ihre Thronbesteigung den Höfen von Großbritannien und Frankreich an und versprach freundschaftliche Beziehungen zu beiden Nationen. Die katholische Mission stand zur Zeit der Regierung Rasoherina's anfangs unter einem harten Drucke, der vorzüglich von dem Premierminister ausging, dem Haupte der Verschwörung gegen Radama. Gegen denselben entstand 1864 ein Aufstand und die Königin wurde gezwungen, ihn zu entlassen und dessen Bruder als Minister zu nehmen. Dadurch wurde die Lage der Katholiken eine weit bessere und auch die Königin neigte mehr und mehr zu ihnen hin. Unterdessen war es der englischen Diplomatie gelungen, die Franzosen zu überflügeln und im Jahre 1865 einen sehr vortheilhaften Freundschafts- und Handelsvertrag abzuschließen, worin die Königin die Abschaffung der Tangenaprobe und die gänzliche Aufhebung des Sklavenhandels versprach. Am 30. März 1868 starb Rasoherina, nachdem sie noch drei Tage vor ihrem Tode vom französischen Consul Laborde die heilige Taufe erbeten und erhalten hatte. Zugleich bestimmte sie, daß ihre Kinder den katholischen Missionären zur Erziehung übergeben würden.

Ranavalona II. folgte am 2. April 1868 ihrer Schwester in der Regierung. Sie ließ sich im folgenden Jahre mit ihrem Premierminister und Gemahl Rainilaiarivoni von einem protestantischen Geistlichen taufen. Die Gründe, die den Minister bewogen, sich diesem Religionsbekenntnisse zuzuwenden, und die er in einer Rede an den Staatsrath auseinandersetzte, sind zu interessant, als daß wir sie hier übergehen könnten. Die Rede lautete nach den „katholischen Missionen“ *) folgendermaßen: „Der Katholizismus hat zur Grundlage den Gehorsam. Wenn wir katholisch werden, so müssen wir den Priestern gehorchen, welche ihrerseits den Bischöfen und durch diese dem Papste gehorchen, der gleichfalls Jesu Christo gehorcht und vom Heiligen Geiste belehrt wird. In diesem Bekenntniß kann der letzte meiner Sklaven ein Heiliger sein, während ich kein Heiliger bin, und sein Betragen kann das meinige geradezu verdammen. So könnte mein Sklave mich schamroth machen und ich würde aller Wahrscheinlichkeit nach der letzte und schlechteste unter den Katholiken sein. Der Protestantismus aber ist das gerade Gegentheil von all

*) Jahrg. 1883, Seite 114.

dem: seine Lehre verlangt durchaus keinen Gehorsam. Wenn wir ihn annehmen, so werden wir die Bibel und das ganze Lehrgebäude in unsrer Hand haben; er wird uns behülflich sein, sowohl die geistliche als die weltliche Gewalt in uns zu vereinigen. In dieser Form des Christenthums sind wir die Herren, in der andern würden wir die Unterthanen sein." So wurde also der Protestantismus anerkannte Staatsreligion und machte große äußere Fortschritte; denn die hohe Verehrung, welche die Madegassen vor ihrem Herrscher haben, bewogen viele, dem Beispiele der Königin zu folgen und sich von den protestantischen Missionären taufen zu lassen.

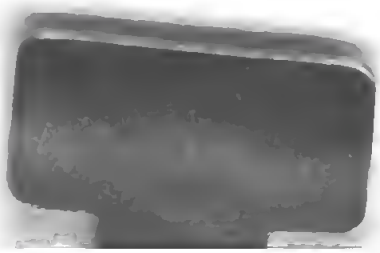
Die Berichte der Missionäre waren voll des Jubels, anfangs fabelte man sogar von einer halben Million christlicher Madegassen, ein Jahr später sank die Zahl auf 400,000 und im Jahre 1874 waren es nur mehr 280,000 Bekehrte. Doch der Jubel verstummte allmählig und machte einer nüchternen Auffassung Platz. Die Missionäre fingen an einzusehen, wie leichtsinnig sie gehandelt, daß sie alle Leute, die sich zur Taufe drängten, ohne nähere Prüfung zuließen. „Ich wunderte mich gar nicht", schreibt der protestantische Missionär Dr. Borchgrewink, „als mir neulich ein Mitarbeiter schrieb: Ist wohl auch ein wahrer Christ im ganzen Lande zu finden? Man hat die Verhältnisse dieses Landes namentlich in England gern von der lichten Seite, die sie allerdings auch haben, dargestellt, darüber aber die dunklen Punkte übersehen." Und der Protestant Dr. Grundemann bemerkt, daß in den protestantischen Gemeinden Madagaskars Kindsmord, Ehebruch und die gröbsten Sittlichkeitsverbrechen vorkommen, welche vor der Einführung des Christenthums wenigstens nicht in dieser Art vorkamen. Schon wiederholt sei der Gedanke ausgesprochen worden, man müsse sich der Massen jener Namen-Christen, die nicht besser als Heiden seien, entledigen.*) Aus dem Protestantismus entwickelte sich allmählig eine richtige Staatskirche. Der Minister setzte eine Art Cultuskommission ein, die „Kirche des Palastes", ohne deren schriftliche Ermächtigung kein protestantischer Missionär predigen darf. Im Jahre 1877 ernannte er Staatsaufseher über die verschiedenen protestantischen Missionsbezirke; sie erhielten den Namen Bischöfe oder Mpitandrina und haben dafür zu sorgen, daß die Leute Sonntags zur Kirche gehen und überhaupt

*) Siehe die „katholischen Missionen" Jahrg 1883, S. 116, wo auch die Quellen angegeben sind.

ihre religiösen Pflichten erfüllen. „Durch diese eigenmächtige Verfügung", schreibt der Missionär Louis Stret, „hat sich der Ministerpräsident an den Rechten der Londoner Missionsgesellschaft vergriffen und das geistliche Regiment ausschließlich in seine eigene Hand genommen. Die Staatskirche auf Madagaskar ist in Wahrheit weniger tolerant, als diejenige der Türkei. Unser ganzer Unterricht ist vollständig unter der Ueberwachung von Seiten der Regierung; man erwartet von uns, daß wir das Evangelium nicht nach dem Neuen Testament, sondern nach dem Ministerpräsidenten predigen." Bald hatte jedes größere Dorf seinen madegassischen Bischof und die englischen Missionäre wurden bei Seite geschoben. Man nahm zu diesen Mpitandrinas oftmals Persönlichkeiten, die sich zu nichts weniger eigneten als zu diesem Amte. Einer, berichtet die Londoner Missionsgesellschaft, hat drei Frauen und nicht die entfernteste Idee vom Christenthum.

Der Katholizismus hat unterdessen in Madagaskar einen großen Aufschwung genommen. In der Hauptstadt blühen vier katholische Pfarreien, in geringer Entfernung davon zwölf größere Stationen, und weit über die Provinz Imerina hinaus nach Norden und Süden sind eine ganze Anzahl katholischer Gemeinden gegründet. Im Mai 1873 wurde an der Stelle, wo die erste katholische Missionskirche gestanden, der Grundstein zu einer prächtigen Kathedrale gelegt. Sie bildet die Bewunderung aller Madegassen und unter allen Bauten der Stadt, den königlichen Palast nicht ausgenommen, kann keiner mit der neuen Kirche der Unbefleckten Empfängniß weder an Größe noch an Schönheit verglichen werden. Die „katholischen Missionen" theilten in ihrem Jahrgange 1879 einen Brief des hochw. P. Firmin Barbe mit, der über die katholische Mission viele interessante Einzelheiten enthält: „Vor nicht langer Zeit hatte unser apostolischer Präfekt eine lange Unterredung mit Rainilaiarivoni, dem ersten Minister, der ihm Namens der Königin das Versprechen gab: man wolle wirklich allen Madegassen volle Freiheit geben, zu beten und ihre Kinder unterrichten zu lassen, wo sie wollten. Wenn das Versprechen gehalten wird, werden die Protestanten ihre Bethäuser und Schulen bald leer stehen sehen. Das Volk liebt die Engländer nicht, aber es fürchtet sie; denn sie haben unter ihren Anhängern die Meisten der Großen des Reiches und alles hängt von deren Willen ab. Dagegen haben wir die Zuneigung des Volkes, besonders seit jüngster Zeit sind unsere Kirchen gefüllt

und von allen Seiten ruft man nach katholischen Missionären. Uebrigens gibt sich die Regierung ganz außerordentliche Mühe, um sich auf die Höhe der civilisirten Nationen zu erheben. Seit drei Jahren hat man begonnen, in Tananariva ordentliche Straßen anzulegen und die Verwaltung gab strenge Befehle in Bezug auf deren Reinlichkeit. Ferner ist die europäische Tracht sowohl für Männer als für Frauen an den großen Ceremonientagen streng anbefohlen. Auch ein neues Gesetzbuch wurde voriges Jahr veröffentlicht, welches beginnt mit den Worten: „Ich Ranavalona Mandschaka, Königin von Madagaskar, danke vor allem Gott dafür, daß das Evangelium Unseres Herrn Jesus Christus in meinem Lande gepredigt wurde.“ Vielweiberei und Ehescheidung, Branntweintrinken, Götzendienst u. s. w. werden darin streng verboten. Das augenblickliche Tagesereigniß ist der glänzende Ausfall der öffentlichen Prüfungen in unsern Schulen. Der Ministerpräsident führte den Vorsitz und war ganz entzückt. Außer den Schulen wirken wir auch Vieles durch unsere Buchdruckerei u. s. w.“ Man sieht hieraus, welch einer schönen Zukunft, so Gott will, die katholische Mission auf Madagaskar entgegengeht. Die Zahl der Katholiken wird auf ungefähr 90,000 geschätzt; Kirchen gibt es 60, Kapellen 150 und über 19,000 Schulkinder. Die Erfolge der katholischen Kirche auf Madagaskar würden noch größere sein, wenn sie so viel Geld für die Mission verwenden könnte, wie die Londoner Missionsgesellschaft, deren Ausgaben für das eine Jahr 1873 sich auf 467,000 Mark beliefen, 400,000 Mark mehr, als die katholische Kirche im gleichen Jahre für die Insel verwenden konnte. Möge das eine Aufforderung für uns Katholiken sein, uns des Missionswerkes kräftig anzunehmen, damit das Reich Jesu Christi sich immer weiter über die ganze Erde und alle ihre Nationen ausbreite.



Digitized by Google